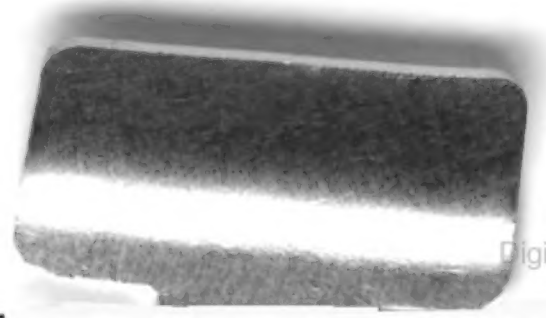
# AETAS KANTIANA

Digitized by Google

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Digitized by Google

## AETAS KANTIANA

Das kritische Werk Emmanuel Kants, 1724-1804, bedeutet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Philosophie; besser, der Philosophie überhaupt. Zwischen 1780 und 1800 liess Kant erscheinen : *Die Kritik der reinen Vernunft*, 1781; *Die Kritik der praktischen Vernunft*, 1788; *Die Kritik der Urteilskraft*, 1790; *Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft*, 1793; *Die Metaphysik der Sitten*, 1797. Nicht aufgeführt sind dabei jene unzähligen Schriften, die dazu bestimmt waren, die in diesen grundlegenden Werken ausgesprochenen Prinzipien zu verteidigen.

Kant hatte nicht nur Schüler und Bewunderer. An Gegnern fehlte es nicht. Es waren dies vor allem die Verfechter des Wolff'schen und Leibniz'schen Rationalismus. Andererseitz waren es Fichte, Schelling und andere Idealisten, die aus den von Kant aufgestellten Prinzipien die extremsten Forderungen zogen.

Wenige Perioden waren so fruchtbar an Auseinandersetzungen von Ideen, an Versuchen von Systembildungen. Die Kant'sche Kritik gab den Anstoss zu einer ganzen philosophischen, kritischen und polemischen Literatur. Sie ist auch heute noch sehr mächtig.

Trotz der verschiedenen und oftmals gegensätzlichen Strömungen, die sie charakterisieren, bilded die *Aetas Kantiana* ein unteilbares Ganzes : etwa die ersten vierzig Jahre der Bewegung. Dieses Ganze, diese *Aetas Kantiana*, besagt eine enorme Literatur. Sie umfasst viel mehr als die grössten Autoren dieser Epoche, sie seien nun kantianisch oder nicht.

Dies ist der Grund, warum es nützlich, ja notwendig schien, die Werke in einem möglischt vollständigen Corpus zusammenzustellen. Unter dem Namen *Aetas Kantiana* werden also, im Neudruck, die Originale oder die bestem Ausgaben der repräsentativsten Werke der Kant'schen Aera publiziert werden; mit Ausnahme, wohlgemerkt, der grossen Gesamtausgaben, die leicht zugänglich sind.

IMPRESSION ANASTALTIQUE
CULTURE ET CIVILISATION
115 avenue Gabriel Lebon, Bruxelles
1968

Digitized by Google

# Philosophisches Magazin.

Herausgegeben

von

Johann August Eberhard.

Zweyter Band.

Halle,

bey Johann Jacob Gebauer.

1790.

Digitized by Google

# Philosophisches Magazin.

Herausgegeben

von

Johann August Eberhard.

Zweiten Bandes erstes Stück.

---

HALLE,
bey Johann Jacob Gebauer.
1789.

Digitized by Google

LOAN STACK

Digitized by Google

B 802
A, A3
V. 63:2

# I.

## Grundsätze der reinen Mechanik.

### (Beschluß.)

36.

Kraft ist ein transscendenter (metaphysischer) Begriff von einer gewissen Eigenschaft der Dinge, hier insbesondere der Körper, welche wir nicht anders als durch sinnliche, stellvertretende Größen darstellen können. Es ist hier das Vermögen, Bewegung hervorzubringen, also werden wir sie durch die hervorgebrachte Bewegung zu messen haben. Wenn wir uns nun zwey Körper, A und B, in gleicher Entfernung wie zwey andere C und D gedenken, und jenen so wie diesen ein gegenseitiges Bestreben sich einander zu nähern geben, so wird die Größe dieses Bestrebens bey jedem dieser Paare sich wie der Raum verhalten, um welchen sie sich einander in einer und derselben Zeit von der Ruhe an nähern, oder sich einander mehr nähern,





Digitized by Google

hern, oder auch weniger von einander ſich entfernen, als bey einer fortgeſetzten gleichförmigen Bewegung geſchehen würde, wofern wir während dieſer Zeit das Beſtreben, ſich einander zu nähern, als unverändert betrachten. Wäre dieſes Beſtreben aber veränderlich, ſo dürfte man nur die letzten Verhältniſſe der Räume bey unendlich verminderter Zeit nehmen. Dieſes Beſtreben iſt in der körperlichen Realität oder der Maſſe der Körper gegründet, und es verhält ſich alſo die Summe der Maſſen von A und B zu der Summe der Maſſen von C und D wie der Raum, um welchen jene ſich einander durch ihr Annäherungsvermögen genähert haben, zu dem, um welchen der Abſtand dieſer vermindert iſt. So würde, wenn um den Jupiter ein Trabant in derſelben Entfernung von ſeinem Mittelpuncte herumliefe, in welcher der Mond ſich um die Erde bewegt, das Verhältniß der Maſſen des Jupiters und ſeines Trabanten zu der Maſſe der Erde und des Mondes dem Verhältniß der Wege gleich ſeyn, um welche die beiden Trabanten von der Richtung ihres Laufs in gleichen kleinen Zeittheilchen abgelenkt würden, wenn man dabey die Bewegung der beiden Hauptkörper und die Wirkung der Sonne nicht in Betrachtung zieht. Denn dieſe Ablenkung iſt dieſelbe mit dem Wege, den der Trabant von der Ruhe an nach ſeinem Planeten hin, in dem angenommenen Zeittheilchen, zurücklegen würde.

37.

Digitized by Google

37.

Veränderte man das Verhältniß der Maſſen A und B, ohne doch die Summe zu ändern, indem man von B einen Theil abnähme und ihn dem A zulegte, ſo würde der Weg, um welchen beide Körper in einem gegebenen Zeittheilchen ſich einander näherten, nicht verändert werden, weil die Urſache der Annäherung dieſelbe bliebe. Aber der verminderte Körper nähert ſich abſolut mehr dem vermehrten A, und dieſer dagegen abſolut weniger. Die relative Annäherung des einen Körpers gegen den andern bleibt. Ueberhaupt nähert ſich A dem B ſo gut als B dem A, aber die abſoluten Annäherungen jedes derſelben ſind ungleich, wenn die Realität oder Maſſe verſchieden iſt. Wenn der Körper A m mal mehr Maſſe hat als B, ſo wirkt er m mal ſtärker auf B, als dieſer auf ihn, und daher iſt ſein Weg nach B hin m mal kleiner als der Weg des B nach A hin. Iſt A ſehr groß gegen B, ſo kann man A als ruhend anſehen, und B als den allein bewegten Körper, das iſt A bloß als wirkſam und B bloß als leidend. Iſt C ebenfalls gegen D ſehr groß, ſo verhalten ſich die Annäherungen der Körper B und D gegen die mit ihnen verbundenen A und C wie die Maſſen der Körper A und C. Das iſt der Fall bey den Körpern auf unſerer Erde in Rückſicht auf den ganzen Erdkörper, ſehr nahe auch bey der Erde ſelbſt in Vergleichung

chung mit der Sonne, nicht völlig bey dem Monde in Abſicht auf die Erde.

38.

Wenn die Maſſe von B um die Maſſe b vermehrt wird, ohne doch gegen A im geringſten merklich zu wachſen, ſo bleibt die Annäherung gegen A in einer gegebenen Zeit dieſelbe, weil die Annäherung ſich verhält wie die Summe der Maſſen der Körper, welche ſich einander zu nähern ſuchen, das iſt wie A + B : A + B + b, ein Verhältniß, welches der Vorausſetzung gemäß von dem Verhältniſſe der Gleichheit nicht zu unterſcheiden ſeyn ſoll. Hieraus ſieht man, daß auf der Erde alle Körper, große und kleine, gleichartige und ungleichartige, in gleichen Zeiten gleich tief fallen müſſen, da die Vergrößerung der Maſſe ihr Verhältniß gegen den ganzen Erdkörper auf keine irgends merkliche Weiſe ändert.

39.

Wenn aber die Maſſen B und B + b durch äußere Kräfte zurückgehalten werden ſollen, ſich dem Körper A zu nähern, ſo müſſen dieſe Kräfte ungleich ſeyn und ſich unter einerlei Umſtänden wie B zu B + b verhalten, wie die Realitäten oder die Maſſen dieſer Körper Die Maſſen B und B + b äußern gegen ein ihnen entgegengeſetztes Hinderniß einen Druck,

der

der ihren Massen proportional ist. Setzen wir die Massen B und B + b in solche Umstände, daß keine sich nach A hin bewegen kann, ohne die andere von A abzuziehen, und es erfolgt keine Bewegung von beiden (z. E. an einem ungleicharmigen Hebel,) so ist ihr relativer Druck oder ihr Moment einerley, und es läßt sich daraus, wie die Statik unabhangig von der Erfahrung zeigt, der absolute Druck beider mit einander vergleichen. Dieser Druck ist nichts anders als die Wirkung der Realität oder Masse des Körpers. Die Masse ist, als ein transscendenter Begriff, an sich weder zählbar noch meßbar, aber doch durch ihre Wirkungen vergleichbar. Das Verhältniß der Massen gleichartiger Körper von einerley Beschaffenheit ist das Verhältniß der wirksamen Elemente oder der körperlichen Räume; Massen ungleichartiger Körper von verschiedener Beschaffenheit verhalten sich wie die körperlichen Räume gleichartiger Körper von einer bestimmten Beschaffenheit, mit welchen sie unter gleichen Umständen im Gleichgewichte sind, und mit denen sie also einerley absoluten Druck ausüben.

40.

Daß bey zwey Paar Körpern A und B, C und D, die in gleichen Entfernungen von einander gesetzt werden, die Annäherungskräfte sich wie die Summen der Massen, A + B zu C + D, verhalten, war

leicht zu zeigen. Denn die Maſſen ſehen wir als die Urſache der Annäherung an, und vergleichen nun dieſe Urſachen oder Kräfte vermittelſt ihrer Wirkungen. Maſſen, Kräfte, Annäherungsräume ſind Begriffe, die wir einen für den andern ſetzen. Allein, wenn die Frage iſt, wie bey denſelben Körpern A und B, in verſchiedenen Entfernungen, die Annäherungsräume ſich verhalten, ſo iſt die Entſcheidung ſchwerer. Dort wurde ein transſcendenter Begriff durch eine ſinnliche Größe dargeſtellt, oder durch das letzte Verhältniß der Annäherungsräume verglichen. Hier ſollen aber die Wirkungen derſelben Urſache unter verſchiedenen Umſtänden verglichen werden. Das Verhältniß der Annäherungsräume ſoll durch das Verhältniß anderer Größen, nämlich der Entfernungen, ausgedrückt werden. Hier iſt ein Mittelbegriff nöthig. Um die Unterſuchung zu erleichtern, ſetze man den Körper A in Vergleichung mit B ſo groß, daß jener als ruhend betrachtet, und die relative Bewegung von B als eine abſolute demſelben beygelegt werden könne. Die Wirkſamkeit des Körpers A verbreitet ſich von jedem Elemente deſſelben nach allen Richtungen in dem ganzen Raume um ihn herum. Man vereinige die ganze Wirkſamkeit dieſes Körpers in einem einzigen Puncte deſſelben, dem Mittelpuncte der Kraft, weil aus den Kräften aller Elemente deſſelben eine Bewegung von B nach A hin entſteht,

ſteht, deren Richtung, wenn man von B ebenfalls nur den Punct betrachtet, in welchem das Beſtreben aller ſeiner Elemente vereiniat iſt, und ſeinen Ort dadurch bezeichnet, nach jenem Puncte von A geht. Nun ſetze man den Körper B zuerſt in irgend einer Entfernung d von A. In einer größern Entfernung D kann A auf B nicht ſo wirken, als in der kleinern d. Denn nun ſtreicht ein Theil der Linien, die aus dem Mittelpuncte des A nach dem Körper B in der erſten Entfernung gezogen wurden, denſelben vorbey, und A kann nach dieſen Linien keine Wirkung auf B ausüben. Wollte man die Figur von B andern, ſo daß alle jene Linien, die B in der Entfernung d trafen, denſelben auch in der Entfernung D treffen, ſo vermehrt dieſes die Wirkſamkeit von A nicht, weil die Summe der Maſſen nicht geändert wird, welcher die Wirkung in der Hervorbringung der Bewegung, bey ſonſt gleichen Umſtänden, proportional iſt. Hier würden aber die Umſtände gleich ſeyn, außer daß durch die Veränderung der Figur von B einige Theile ihre Lage gegen A geändert hätten. So fern aber die Entfernung von A ſo groß iſt, daß der Durchmeſſer von B dagegen nicht in Betrachtung kommt, iſt es einerley, was die Theile von B für eine Lage gegen einander haben. Sie leiden eben die Anregung von A, ſie mögen in Abſicht auf dieſen vor oder neben einander liegen. Wenn wir alſo den Körper B, ohne etwas an

demſelben zu ändern, aus der Entfernung d in die Entfernung D verſetzen, ſo muß ſich die Wirkſamkeit von A gegen B wie die Menge der Linien verhalten, die von dem Mittelpuncte des A her den Körper B treffen können, ſo wie bey einerley Entfernung die Wirkſamkeit ſich wie die Menge der wirkſamen Elemente oder Puncte in den Körpern von einerley Art verhält. Nun können wir freylich die Linien eben ſo wenig als die Elemente oder Puncte zählen: aber ſo wie die Menge der letztern dem körperlichen Raume proportional iſt, ſo iſt die Menge der von einem Puncte aus gezogenen Linien proportional dem Raume einer Kugelfläche, innerhalb welcher ſie durchgehen, bei einem gegebenen Halbmeſſer der Kugel. Dieſelben Linien, welche auf einer Kugelfläche, deren Halbmeſſer d iſt, den Raum f einnehmen, erfüllen auf einer Kugelfläche mit dem Halbmeſſer D einen Raum F, ſo daß $f : F = d^2 : D^2$. Nimmt man nun auf der letztern Kugelfläche einen Raum ſo groß als f auf der erſtern, ſo verhält ſich die Menge der Linien, welche dieſen Raum erfüllen, zu der Menge aller, welche den Raum F auf der zweyten Kugelfläche oder f auf der erſtern erfüllten, wie $f : F$ oder wie $d^2 : D^2$. Es verhält ſich alſo die Menge der Linien, welche den Körper B in den Entfernungen d und D von A aus treffen, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung, und eben dieſes Verhältniß

hältniß iſt das Verhältniß der Kräfte, wodurch B gegen A getrieben wird.

Daſſelbe Verhältniß findet auch bey den Lichtſtrahlen Statt. Die Stärke oder Intenſität des Lichts, das auf eine Kugelfläche von dem Mittelpuncte derſelben, als einem leuchtenden Puncte, fällt, verhält ſich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung von dem leuchtenden Puncte, die Fläche mag groß oder klein ſeyn. So iſt auch hier, wenn zwey gleiche Körper B in den Entfernungen d und D von gleichviel Linien von A her getroffen würden, indem der eine Körper eine ſo viel größere Oberfläche darböte, dennoch die Intenſität der Kraft, womit ſie nach A getrieben würden, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung. Hätte der eine B aber mehr Maſſe als der andere, ſo würde dadurch jenes Verhältniß noch verändert werden. So iſt die beſchleunigende Kraft, welche den Jupiter zur Sonne treibt, wirklich etwas, aber ſehr wenig, größer, als ſie in Vergleichung mit der Schwere der Erde gegen die Sonne ſeyn würde, wenn dieſe bloß nach dem umgekehrten Verhältniſſe der Entfernungen vermindert wird. Wenn wir die Vergleichung mit dem Lichte fortſetzen, ſo wäre dieſes ein ſolcher Fall, wie bey einer ungleichen Zurückwerfungs-Kraft zweyer erleuchteten Körper.

Fände man den hier gegebenen Beweis für das Geſetz der beſchleunigenden Kräfte nicht genugthuend, ſo nehme man es als ein wahrſcheinliches, leicht zu erklärendes Geſetz an, und vergleiche die Folgen mit den Erfahrungen in unſerm Planeten- und Kometen-Syſtem. Dieſe beſtätigen die Richtigkeit des hier bewieſenen, oder, wenn man will, wahrſcheinlich gemachten Geſetzes. Die reine Mechanik leidet nicht das geringſte dadurch, wenn das Geſetz der Kräfte auch willkührlich angenommen wäre. Die Geſetze der Bewegung ſind für ſie das, was die Formen der Ausdehnung für die Geometrie.

41.

Eine beſchleunigende Kraft iſt alſo die unabläſſig wirkende Urſache einer Bewegung, die von keiner beſondern Beſchaffenheit der Körper abhängt, ſondern bloß in der Materie, ſo fern ſie etwas Wirkliches (d. i. Wirkendes) iſt, gegründet, und daher als eine allgemeine Eigenſchaft der Materie anzuſehen iſt. Die beſondern Kräfte, wodurch der Zuſammenhang der körperlichen Theile, ihre Trennung und neue Zuſammenſetzung, oder auch eine Annäherung der ganzen Körper, bey ſehr kleinen Entfernungen ihrer Oberflächen, bewirkt wird, können wir als Urſachen gegenſeitiger Bewegungen in einem Syſtem von Körpern

pern nicht gebrauchen. Wenn wir uns dieſe Bewegungen als möglich vorſtellen, ſo müſſen wir den Grund der Möglichkeit in der Wirklichkeit der Materie ſuchen. Geben wir das Vermögen, Bewegungen hervorzubringen, einigen Körpern bloß deswegen, weil ſie wirklich ſind, ſo müſſen wir es aus demſelben Grunde allen geben. Und umgekehrt, wenn wir den Körpern Wirklichkeit, ohne nahere Beſtimmung ihrer Beſchaffenheit, zuſchreiben, ſo müſſen wir ihnen auch das Vermögen beilegen, Bewegungen gegenſeitig hervorzubringen, in welcher Lage ſie ſich auch gegen einander befinden mögen. Eine beſchleunigende Kraft wirkt auf den bewegten Körper eben ſo wie auf den ruhenden, da ſie ein in den Körpern ſelbſt gegründetes, gegenſeitiges Beſtreben zur Annäherung iſt. Die eigene Bewegung des Körpers und die durch die beſchleunigende Kraft erzeugte Bewegung ſind anzuſehen als zwey relative Bewegungen, woraus eine abſolute nach §. 14. zuſammengeſetzt wird.

Die Schwere auf der Erde iſt eine beſchleunigende Kraft, wodurch die einzelnen Körper mit dem ganzen Erd-Körper verbunden ſind und doch Freyheit zu Bewegungen behalten. Alle Himmelskörper ſind durch beſchleunigende Kräfte, durch die allgemeine Schwere, mit einander auf eine freye Art verbunden. Die beſchleunigenden Kräfte ſind in der Körperwelt gewiß

wissermaßen, was das Gesetz der Freiheit in der Geisterwelt ist.

42.

Man gebe dem Körper B keine andere Bewegung als nach der Richtung auf A zu, der Linie zwischen den Mittelpuncten oder Vereinigungspuncten beider Körper. Der Körper A werde als ruhend betrachtet. Die Geschwindigkeit des B sey $= v$ am Ende der Zeit $t$, und $v + \Delta v$ am Ende der Zeit $t + \Delta t$. Der Quotient $\frac{\Delta v}{\Delta t}$ hängt von der Wirksamkeit des A auf B ab, denn dieser Quotient ist die Veränderung der Geschwindigkeit, die in der zur Einheit angenommenen Zeit bewirkt werden würde, so fern die Kraft während der Zeit $\Delta t$ unverändert bliebe, und eben so unverändert während der Zeit-Einheit fortwirkte. Eben derselbe Quotient zeigt die Geschwindigkeit an, welche in dem Körper von der Ruhe an in der Zeit-Einheit erzeugt werden würde, wenn die beschleunigende Kraft während der Zeit-Einheit unverändert bliebe. Denn die beschleunigende Kraft wirkt auf den bewegten Körper, nach ihrer Richtung, eben so wie auf den ruhenden.

43.

Eine gleichförmig beschleunigende Kraft ist diejenige, welche eine solche Bewegung hervorbringt,

bringt, daß $\frac{\Delta v}{\Delta t} = a$ oder einer unveränderlichen Größe gleich ist.

44.

Eine ungleichförmig beschleunigende Kraft ist diejenige, welche eine solche Bewegung hervorbringt, daß $\frac{\Delta v}{\Delta t}$ eine veränderliche Größe ist.

45.

Für die gleichförmig beschleunigte Bewegung ist der Differentialquotient $\frac{dv}{dt} = a$, weil in diesem Falle die Größe des Quotienten $\frac{\Delta v}{\Delta t}$ unverändert bleibt, wie groß oder klein $\Delta v$ und $\Delta t$ genommen werden.

46.

Verbindet man die Gleichung $\frac{dv}{dt} = a$ mit der Gleichung $\frac{ds}{dt} = v$ (§. 30.), so hat man die neue Differentialgleichung $vdv = ads$.

47.

47.

Aus der erſtern folgt durch die Integration 1) $v = at$: aus der andern 2) $vv = 2as$: aus dieſen beiden 3) $2s = at^2$ und 4) $2s = vt$. Zeit, Geſchwindigkeit und Weg fangen zugleich an, daher keine Conſtans bey der Integration addirt wird.

48.

Der Weg, der in der Zeit Eins beſchrieben wird, ſey $= g$; ſo iſt $2g = a$, und die Formeln §. 47. werden nunmehr folgende:

1) $v = 2gt$ 2) $vv = 4gs$
3) $s = gt^2$ 4) $2s = vt$.

Mehr Formeln finden hier nicht ſtatt, weil alle Vergleichungen zwiſchen je zwey der Größen s, v, t gemacht ſind, nebſt der einzigen, die von allen dreyen möglich iſt.

49.

In einem andern Falle einer gleichförmig beſchleunigten Bewegung ſey der in der Zeit-Einheit beſchriebene Weg $= pg$, wo p eine bloße Zahl iſt, deren Verhältniß zu 1 das Verhältniß der in gleichen Zeiten beſchriebenen Wege ausdrückt, ſo iſt ebenfalls

1) $v = 2pgt$: 2) $vv = 4pgs$
3) $s = pgtt$. 4) $2s = vt$

50

Das Verhältniß 1 : p nenne man das Verhältniß der beſchleunigenden Kräfte, weil es das Verhältniß ihrer Wirkungen unter gleichen Umſtänden, nämlich das Verhältniß der in einerley Zeiten durch die Wirkung der Kraft beſchriebenen Räume iſt.

51.

Die Zahl p kann auch ſchlechtweg die beſchleunigende Kraft heißen, wenn man diejenige, bey welcher der in der Zeit-Einheit beſchriebene Weg = g iſt, für die Einheit der Kräfte anſieht. Es werden hier aber Kräfte nicht ſowohl als Größen betrachtet, ſondern vielmehr nur durch Größen dargeſtellt.

52.

Bey einer ungleichförmig beſchleunigten Bewegung ſey $\frac{dv}{dt} = u =$ einer veränderlichen Größe. Hier entſteht durch die Verbindung mit der Gleichung $\frac{ds}{dt} = v$, die Gleichung $vdv = uds$, zu deren Integration erfordert wird, daß u durch s ausgedruckt ſey.

53.

Die Unterſchiede der Wege und Geſchwindigkeiten können bey einerley Unterſchieden der Zeiten ſehr ver-

verſchiedene Verhältniſſe haben; aber die Zeit muß gleichförmig wachſen. Es laſſen ſich keine beſtimmte Vergleichungen zwiſchen den Wegen, Geſchwindigkeiten, ihren Unterſchieden und den dazu gehörigen Zeiten machen, wenn die Veränderungen nicht in einerley Zeittheilen geſchehen. Auch iſt es überhaupt in der Analyſis, wenn man beſtimmte Vergleichungen zwiſchen den Veränderungen zuſammengehöriger Größen machen will, nothwendig, eines der Differentiale unveränderlich zu ſetzen. Alsdann iſt in der Formel $\frac{dv}{dt} = u$, der Quotient u eine Größe, die ganz allein von der Wirkſamkeit der Kraft abhängt, da ſie der Veränderung der Geſchwindigkeit in einem unveränderlichen Zeittheilchen proportional iſt. Wollte man für verſchiedene Puncte des Weges die Unterſchiede der Zeiten ungleich ſetzen, ſo hienge u auch von der Größe des Zeittheilchens oder doch von dem Verhältniſſe der Zeittheilchen ab. Es muß aber der Begriff von der Größe u ſo einfach als möglich ſeyn, um die Wirkung der Kraft auf das einfachſte dadurch darzuſtellen.

54.

Da nun $ds = vdt$, ſo iſt $dds = dvdt$, oder die zweyten Unterſchiede der Wege verhalten ſich zuletzt wie die Producte aus den Zunahmen der Geſchwindig-

keit

digkeiten in die unveränderlichen Unterſchiede der Zeiten. Weil $dv = udt$, ſo iſt

$$dds = udt$$

55.

Man ſetze $u = 2pg$, wo $g$ der oben feſtgeſetzte Weg in der Zeit-Einheit iſt, und $p$ eine in jedem Zeitpuncte veränderliche Zahl bedeutet. Es iſt alsdann $1 : p$ das Verhältniß einer beſtimmten gleichförmig beſchleunigenden Kraft zu der veränderlichen in jedem gegebenen Zeitpuncte, ſo daß $pg$ den Weg bedeutet, welchen der Körper von der Ruhe an in der angenommenen Zeit-Einheit beſchreiben würde, wenn die Kraft, ſo wie ſie in dem gegebenen Zeitpuncte iſt, während der Zeit-Einheit unverändert bliebe.

Durch die Subſtitution von $2pg$ für $u$ erhält man nun die Formeln

1) $dv = 2pgdt$ 2) $vdv = 2pgds$

3) $dds = 2pgdt^2$,

wozu noch die allgemeine $ds = vdt$ kommt.

In dieſen Formeln wird für $p$ die Function von $s$ geſetzt, welcher die Kraft proportional iſt. Z. B. wenn die Kraft ſich umgekehrt verhält, wie das Quadrat der Entfernung von dem Mittelpuncte der Kraft, und dieſe Kraft in der Entfernung $b$ ſo groß

iſt, als die zur Einheit angenommene Kraft; wenn ferner beim Anfange der Bewegung der Abſtand von dem Mittelpuncte der Kraft $= a$, und der beſchriebene Weg $= s$ in der Zeit $t$ iſt, ſo iſt

1) $dv = \frac{2b^2 g dt}{(a-s)^2}$; 2) $vdv = \frac{2b^2 g ds}{(a-s)^2}$;

3) $dds = \frac{2b^2 g dt^2}{(a-s)^2}$.

Die zweyte Formel giebt integrirt $v$ durch $s$, worauf man aus der allgemeinen Formel $\frac{ds}{v} = dt$ die Zeit $t$ durch die Integration findet, wenn für $v$ der Werth durch $s$ geſetzt wird.

## 56.

Ein Körper kann eine Bewegung haben, deren Richtung mit der Richtung der beſchleunigenden Kraft nicht übereinkommt. Aber woher kann er ſie erhalten haben? Das iſt eine Frage, die uns in der Mechanik ſelbſt nicht bekümmert macht. Freylich in der Cosmologie iſt die Frage wichtig. Ein Körper könnte ſie durch die Wirkungen mehrerer beſchleunigenden Kräfte erhalten haben, als aus welchen eine Bewegung entſpringt, deren Richtung mit keiner der Richtungen der einzelnen Kräfte übereinkommt. Inzwiſchen iſt dieſes in unſerm Weltſyſteme der Fall nicht.

Die

Die Fixſterne ſind zu weit entfernt, als daß durch ihre beſchleunigenden Kräfte ſo geſchwinde Bewegungen, als die Planeten haben, hätten bewirkt werden können. Wenn die Planeten und Kometen keine andere Tangential-Bewegung hätten, als die ſie durch ihre gegenſeitigen Wirkungen hätten hervorbringen können, ſo möchten ſie ſchon alle längſt der Sonne zugeeilt ſeyn. Sind ſie aus der Sonne durch den Stoß eines fremden Körpers herausgeſchleudert, woher entſtand die Bewegung dieſes Körpers? daß ſie ſich einzeln nach einander bey der Sonne eingefunden hätten, iſt wegen der Schicklichkeit ihrer Entfernungen zu ihren Maſſen nicht wahrſcheinlich. Geſetzt aber auch, daß ſie einzeln oder auf einmal durch andere Körper dahin geſtoßen wären, ſo iſt bey dieſen eben die Frage von dem Urſprunge ihrer Bewegung. Am Ende wird man gezwungen zu ſagen, Bewegung entſtehe von Etwas, das ſich nicht bewegt. Die erſten Urſachen ſind nothwendig den Wirkungen unähnlich.

57.

Die Bewegung des Körpers, ſowohl diejenige, welche er bis zu jedem Zeitpuncte erhalten hat, als diejenige, welche ihm von den beſchleunigenden Kräften in dieſem Zeitpuncte mitgetheilt wird, kann man nach drey auf einander ſenkrechten Richtungen zerfäl-

len, oder bloß nach zweyen, wenn die Bewegung in einer und derſelben Ebene geſchieht (§. 14). Dadurch wird die Frage von der Bewegung des Körpers auf den Fall gebracht, da die Richtung der Kraft in die Richtung des Körpers fällt, oder ihr entgegengeſetzt wird. Die nach jeder der Richtungslinien von den beſchleunigenden Kräften erzeugten Bewegungen werden angeſehen, als wenn ſie von beſchleunigenden Kräften, die nach dieſen gegebenen Richtungen wirken, hervorgebracht wären. Daher ſieht man die Zerfällung der Bewegungen als eine Zerfällung der Kräfte an. Es wird nunmehr die Behandlung der hiedurch entſtehenden Gleichungen ganz der Analyſis überlaſſen.

## 58.

Man kann auch in dem Falle, da die Bewegung in derſelben Ebene geſchieht, die durch eine oder auch mehrere beſchleunigende Kräfte hervorgebrachte Bewegung in zwey relative zerfällen, eine nach der Richtung des Körpers, die andere nach einer auf dieſe Richtung ſenkrechten Linie. Die Kraft, welche die erſtere hervorbringen würde, heißt die Tangentialkraft; diejenige, welche die andere erzeugen würde, heißt die Normalkraft. Jene verändert bloß die Geſchwindigkeit, nicht die Richtung; die andere verändert bloß die Richtung, nicht die Geſchwindigkeit. Beide

Me-

Methoden, dieſe und die §. 57. erklärte, führen auf dieſelbigen Reſultate.

59.

Wenn ein Körper auf einer feſten Fläche, es ſey einer ebenen oder krummen, ohne Reibung und ohne plötzliche Veränderung der Richtung ſich bewegen muß, indem er von einer beſchleunigenden Kraft getrieben wird, ſo wird die Normalkraft durch die Unbeweglichkeit der Fläche aufgehoben. Die Fläche, wenn ſie eine krumme iſt, übt auch einen Druck, nach der Normallinie, gegen den Körper aus, indem ſie ſeine Richtung ändert. Beide Kräfte, dieſe von der Fläche herrührende und die relative beſchleunigende Kraft nach der Normallinie, zuſammengenommen, verurſachen einen Druck des Körpers gegen die Fläche. Der Druck wird durch ein Gewicht dargeſtellt, wenn die Maſſe des Körpers mit den Zahlen, welche die beiden Normalkräfte, in Vergleichung mit einer gewiſſen Schwerkraft, ausdrücken, multiplicirt wird.

60.

Wenn die Wirkung einer beſchleunigenden Kraft ganz oder zum Theil aufgehoben wird, und zwar gleich mit dem Anfange der Bewegung, ſo entſteht ein Druck. Dieſer Druck iſt in dem erſtern Falle proportional dem Producte aus der beſchleunigenden

Kraft des Körpers in die Maſſe des Körpers, oder das Verhältniß des Drucks wird aus dem Verhältniſſe der beſchleunigenden Kräfte und der Maſſen zuſammengeſetzt. Die Zahlen für die beſchleunigenden Kräfte beziehen ſich auf eine Einheit, die für eine gewiſſe Schwerkraft geſetzt wird. Z. B. auf der ſchiefliegenden Ebene iſt der Druck, den ein Körper nach der Richtung ſeines Falles auf der Ebene ausübt, proportional dem Producte aus dem Sinus des Neigungswinkels der Ebene in die Maſſe deſſelben oder das abſolute Gewicht, weil die beſchleunigende Kraft auf der Ebene dem gedachten Sinus proportional iſt.

61.

Wird die beſchleunigende Kraft nicht ganz aufgehoben, ſo iſt der Druck proportional dem Producte aus der Zahl, welche den aufgehobenen Theil der ganzen Kraft darſtellt, in die Maſſe des Körpers. Dies iſt der Fall bey zuſammengeſetzten Pendeln, an welchen ein Theil der Elemente ſich langſamer, ein Theil geſchwinder bewegen muß, als ſie es für ſich allein thun würden. Die erſteren üben, wegen der Verminderung der Bewegung, einen Druck gegen die andern aus, dieſe aber widerſtehen durch ihr Beharrungsvermögen eben ſo ſehr, als jene gegen ſie wirken. Ein ähnlicher Fall zeigt ſich bey der Bewegung des Waſſers in Röhren und Gefäßen, wo ein Theil des

Waſ-

Waſſers langſamer fällt, als er frey fallen würde, indem der andere Theil ſich geſchwinder bewegt.

Bey Bewegungen dieſer Art iſt die bequemſte und evidenteſte Methode dieſe: Man zerfället die beſchleunigende Kraft p, die ein Element des Körpers für ſich allein hat, in zwey Theile $\alpha + \beta$ oder $\alpha - \beta$, wo $\alpha$ die übrig bleibende (oder vermehrte) beſchleunigende Kraft, und $\beta$ die genommene (oder hinzugeſetzte) iſt. Die Summe der Producte aus dem Momente jeder genommenen oder hinzugeſetzten Kraft in das zu derſelben gehörige Element muß $= 0$ ſeyn. Der relative Druck der retardirten Elemente iſt dem relativen Gegendrucke der accelerirten Elemente gleich.

62.

Das Product aus der beſchleunigenden Kraft in die Maſſe nennt man auch wol die bewegende Kraft *). Weil aber dieſes Product wohl nur bey dem Gleichgewichte des Drucks und Gegendrucks, es ſey in der Ruhe oder in der Bewegung, vorkommen möchte, ſo iſt die Benennung nicht ganz ſchicklich. Man nannte ſonſt eben dieſes Product auch die todte



*) Oritur quantitas motus ex celeritate ducta in quantitatem materiae, et *vis motrix* ex vi acceleratrice ducta in quantitatem ejusdem materiae. Newtoni Princip. Philoſ. natur. Defin. VIII.

Kraft. Das Beywort, todt, ſchickt ſich nicht recht zu dem Begriffe von Kraft, und auch nicht für den Fall, wo bey der Bewegung ein Gleichgewicht iſt; wie bey der Bewegung zuſammengeſetzter Pendeln. Beſſer heißt das gedachte Product die Größe des abſoluten Drucks *).

## 63.

Wenn ein Körper den Raum ganz oder zum Theil einzunehmen ſucht, den in demſelben Zeitpuncte ein anderer einnimmt, ſo entſteht ein gegenſeitiges Beſtreben des Verdrängens und des Behauptens. Zwey Körper können ſich nicht durchdringen, ſonſt wären es bloß geometriſche Körper, ohne Realität. Wenigſtens kann kein Durchdringen gedacht werden, wenn die Körper nach dem Stoße für ſich beſtehende bleiben ſollen. Was bey Auflöſungen der Körper durch einander vorgehen möchte, gehört hier nicht her, wiewol man hier auch ſchwerlich ein Durchdringen der Elemente möchte annehmen können, wahrſcheinlicher Entbindung und Bindung der Kräfte. In dem hier zu betrachtenden Falle erzeugt das Beharrungsvermögen beider Körper (§. 32) eine Bewegung

*) In genere vis mortua vocari poteſt *preſſio*. Ioh. Bernoulli de vera notione virium vivarum Opp. T. III. p. 241. Doch ſieht er an eben der Stelle die todte Kraft auch als eine beſchleunigende Kraft an.

Digitized by Google

gung oder Veränderung der Bewegung in beiden. Die Art, wie dieſe Veränderung des Zuſtandes bewirkt wird, heißt der Stoß. Die Geſetze des Stoßes laſſen ſich alle aus dem Satze herleiten, daß zwey vollkommen harte Körper, die einander entgegen laufen, oder ſich ſtoßen, ohne eine drehende Bewegung hervorzubringen (centraler Stoß), beide einer durch den andern zur Ruhe gebracht werden, wenn die Producte aus der Maſſe eines jeden in ſeine Geſchwindigkeit einander gleich ſind. Bey dem nicht centralen Stoße muß die Lehre von der Zuſammenſetzung und Zerfällung der Bewegung (nicht der Kräfte) zu Hülfe genommen werden.

Das gedachte Product nennt man die Größe der Bewegung. Man könnte es auch die Größe des Beharrungsvermögens nennen. In dem Streite über das Maaß der Kräfte nahm die eine Partey dieſes Product für die Größe der Kraft, da die andere die Kraft dem Producte aus der Maſſe in das Quadrat der Geſchwindigkeit proportional ſetzte. Es kommt hier nicht auf Benennungen, ſondern auf Gleichungen an. In den Gleichungen kommen beide Parteyen überein, ſo wie man in der Philoſophie auch, der verſchiedenen Benennungen ungeachtet, eins ſeyn würde, wenn die Begriffe ſich wie Gleichungen rein darſtellen ließen. Bey dem Stoße ſowohl harter als elaſtiſcher Körper iſt der Verluſt der Bewe-

gung (Product aus Maſſe in die verlorne Geſchwindigkeit) bey dem einen Körper gleich dem Gewinne des andern: das Beharrungsvermögen des einen iſt ſo groß als des andern (Actio eſt reactioni aequalis). Nur muß man wohl in Acht nehmen, daß ein Körper, der ſich nach einer Richtung mit der Geſchwindigkeit a bewegt, und nach dem Stoße die Geſchwindigkeit α nach entgegengeſetzter Richtung erhält, die Bewegung A (a + α) verloren oder gewonnen hat. Die Maſſe iſt hier durch A bezeichnet. Bey elaſtiſchen Körpern bleibt die abſolute Summe der Producte aus den Maſſen in die Quadrate der Geſchwindigkeiten unverändert. Will man ein ſolches Product Kraft nennen, ſo bleibt die Summe der Kräfte unverändert, aber doch nur in dieſem und ähnlichen Fällen.

## 64.

Aus den bisher erklärten Begriffen und Grundſätzen wird ſich ein von der Erfahrung ganz unabhängiges Syſtem der Lehre von der Bewegung der Körper errichten laſſen, wie es wirklich ſchon von Newton, Euler, d'Alembert u. a. geſchehen iſt, wenn man die Anwendungen auf die individuelle Körperwelt aus den Unterſuchungen dieſer Mathematiker wegläßt, und den erſten Gründen der von ihnen vorgetragenen Lehren etwa noch mehr eigene Haltung

tung giebt. Es kam im obigen hauptſächlich auf die Fragen an: iſt beſchleunigende Kraft eine Grundeigenſchaft der Materie, die aus dem Begriffe der Wirklichkeit folgt? und verhält ſich dieſe Kraft, bey ſonſt gleichen Umſtänden, umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung von dem Mittelpuncte der Kraft, wenn die Durchmeſſer der Körper mit ihren Entfernungen nicht in Vergleichung kommen? Man kann dieſe Sätze auch als Hypotheſen betrachten, worauf man das Syſtem erbauet. Die Vergleichung der daraus hergeleiteten Sätze mit den Erfahrungen muß alsdann zeigen, ob die Grundſätze auch objective Wahrheit haben. Die Geometrie braucht dieſe Probe nicht, weil der Verſtandesbegriff der Ausdehnung in der ſinnlichen Erfahrung unmittelbar dargeſtellt und abgebildet wird. Hingegen ſind Kraft und Materie Begriffe, welche wir nicht unmittelbar in der Erfahrung uns anſchaulich machen können; ſelbſt der Begriff von Zeit kann nur durch etwas ungleichartiges, durch die Länge der beſchriebenen Wege, mit Beſtimmtheit dargeſtellt werden.

Uebrigens kann man mit dieſem Aufſatze vergleichen, was Euler in ſeiner Theoria motus corporum ſolidorum et rigidorum zu Anfange des Werkes, Käſtner in den Anfangsgründen der höhern Mechanik, Kraft in ſeiner Mechanik, und der Ueberſetzer

ſetzer derſelben, Tetens, über dieſe Materie geſagt haben. Kant hat in ſeinen metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft die Lehre von der Bewegung als Metaphyſiker betrachtet. Leibnitz hat eine Theoriam motus abſtracti, ſeu rationes motuum univerſales, a ſenſu et phaenomenis independentes, entworfen, die in dem 2ten Theil ſeiner Werke befindlich iſt. Sie betrifft aber wenig von dem, was hier abgehandelt worden, und iſt noch eine Arbeit ſeiner früheren Jahre.

Klügel.

## II.

# Bemerkungen über eine Recenſion des zweyten Stücks dieſes phil. Mag. in der Allg. Litt. Zeit. N. 90. dieſes Jahrs.

Unſerm Plane getreu, verſäumen wir nicht, den Leſern unſere weitern Erklärungen über die Einwürfe vorzulegen, die in dem neunzigſten Stücke der Allg. Litt. Zeit. dieſes Jahres zur Vertheidigung des kritiſchen Idealismus gegen zwey Aufſätze in dem Zweyten Stücke dieſes Mag. ſind gemacht worden. Der Rec. erkennt ſelbſt, daß „eine ſolche genaue Prüfung „ſehr nützlich, und für den Philoſophen, der Kants „Grundſätze vortragen und erörtern will, ſehr lehrreich ſey.„ Wir erkennen das von ganzem Herzen auch von der Strenge, womit man unſere Unterſuchungen prüft; und ob wir gleich berechtigt wären, auch von unſern Unterſuchungen, ſo wie der Rec. van dem Syſtem des kritiſchen Idealismus, zu ſagen: „daß, wenn dieſe Erinnerungen auch in „der Sache ſelbſt nichts zu ändern vermögen, ſie doch „zu

„zeigen, wie der Beweis noch einleuchtender und „faßlicher geführt werden müſſe:„ ſo enthalten wir uns doch dieſer Aeußerungen der Zuverſichtlichkeit, da ſie immer wechſelſeitig ſeyn können, und zur Entſcheidung des philoſophiſchen Streits nichts mehr beitragen, als die Reden der Homeriſchen Helden zur Entſcheidung des kriegeriſchen Gefechtes.

## 1. Beantwortung der Einwürfe gegen die Abhandlung über die transſcendentale Aeſthetik.

In der Abhandlung über die transſcendentale Aeſthetik war vorläufig bemerkt: das Principium derſelben: Raum und Zeit ſind blos Formen der Sinnlichkeit, und kommen den Dingen an ſich gar nicht zu; ſtehe mit dem metaphyſiſchen Grundſatze des Kantiſchen Syſtems: wir wiſſen von den Dingen an ſich gar nichts, in Widerſpruche. Hiebey ſagt der Hr. Rec.: „Dieſe Schwierigkeit verſchwindet, wenn man bedenkt, daß Kant nicht ſowohl den transſcendentalen Objecten (Dingen an ſich ſelbſt) Raum und Zeit als Eigenſchaften abſpricht; denn wir können uns von dem Gegenſtande dieſer Frage nicht einmal einen Begriff machen; ſondern daß er beweiſet: wir erkennen Raum und Zeit nicht als Eigenſchaften der Din-

Dinge an ſich ſelbſt; aber auch nicht als Eigenſchaften des durch Erfahrung gegebnen ſinnlichen Objects.„

Ich muß geſtehen, daß ich dieſen Einwurf von einem ſcharfſinnigen Kenner des Kantiſchen Syſtems kaum erwartete; denn er widerſpricht geradezu

1) Kants ausdrücklichen Erklärungen, z. B. Cr. d. r. V. 1. Ausg. S. 26. a. 32. a. 42. ꝛc.

2) den Erklärungen mehrerer Vertheidiger des K. Syſtems, z. B. allg. L. Z. Nr. 20. 1789. Nr. 3. 1789, wo ſogar gezeigt werden ſoll, daß jede Vorſtellung eines Dinges an ſich ein Unding ſey.

3) dem ganzen Geiſte der tranſc. Aeſthetik; nach welcher R. und Z. nichts anders, als nur ſubjective Bedingungen der Sinnlichkeit, Anſchauungen a priori; folglich weder abſolute, noch relative Beſtimmungen der Dinge an ſich ſelbſt ſind; denn weder dieſe noch jene können a priori angeſchauet werden, Cr. S. 26.

4) vielen andern Theilen des Kantiſchen Lehrgebäudes, die ſich auf die Behauptung: daß R. und Z. den Dingen an ſich ſelbſt nicht zukommen,

men, augenſcheinlich ſtützen; z. B. der Lehre von der Antinomie der Vernunft, die, ohne den gedachten Satz zum Grunde zu legen, ungereimt ſeyn würde.

5) Der Grund, womit Rec. Hrn. Kant vertheidigen will: daß wir uns nämlich von dem Gegenſtande der Frage: ob Raum und Zeit den Dingen an ſich zukommen? gar keinen Begriff machen können, enthält einen Cirkel. Denn eben dieſer Satz erregt den Zweifel: ob die transſc. Aeſth. mit dem übrigen Kantiſchen Syſteme in Harmonie zu bringen ſey? Wenn man mir die beiden widerſprechenden Behauptungen: Es giebt überall keine Farben, und: die Roſe iſt roth, zur Laſt legte; ſo würde ich ſchwerlich mit der Ausflucht davon kommen: „daß ich das letztere nicht behauptet habe, weil ich das erſtere behaupte; beides zuſammen aber ſey widerſprechend;„ denn grade dieſer Widerſpruch iſt es, der mir vorgeworfen wird, und den ich mit dieſem Argumente abzulehnen ſuche: Dieſer Widerſpruch kann nicht ſtattfinden, weil es ſonſt ein Widerſpruch ſeyn würde.

Der Hr. Rec. fährt fort: „Es giebt manche ſchwache Stellen. Z. B. wird S. 129 behauptet: eine

eine nothwendige Vorſtellung könne dennoch empiriſch ſeyn;„ (das habe ich S. 129 nicht behauptet; ſondern nur geſagt: die Kantiſchen Argumente reichen nicht hin, zu zeigen: daß der Raum kein empiriſcher Begriff ſey. Geſetzt alſo, wie ich ausdrücklich hinzugeſetzt habe, es wäre unmöglich, daß eine nothwendige Vorſtellung empiriſch ſey; ſo würde die Kantiſche Schlußfolge dadurch nicht richtig werden.) „der Raum, wenn er gleich eine empiriſche Vorſtellung wäre, müßte, um als nicht exiſtirend gedacht zu werden, zugleich gedacht und nicht gedacht werden. Auf dieſe Art ließe ſich auch beweiſen; daß alles Mögliche wirklich, und alles Zufällige nothwendig ſey.„

Vielleicht iſt es die Schuld einer zu kurzen Darſtellung, daß dieſe Stelle dem Hrn. Rec. ſo ſchwach zu ſeyn ſchien. Inzwiſchen habe ich

1) nicht geſagt: der Raum müſſe, um als nicht exiſtirend gedacht zu werden, (überhaupt) zugleich gedacht und nicht gedacht werden; ſondern: er werde, wenn man ihm das Prädicat der Wirklichkeit abſprechen wolle, zugleich als wirklich vorgeſtellt. Unſre Sinnlichkeit (denn nur für dieſe iſt der Raum eine nothwendige Vorſtellung in dem Kantiſchen Sinne) erkennt keine andre, von uns abgeſonderte, wirkliche Dinge, als ausgedehnte, durch welche ſie afficirt

wird. Sobald ſie demnach ihre Vorſtellungen auf etwas von uns abgeſondert Exiſtirendes bezieht, welches, obwol ganz unbeſtimmt, geſchehen muß, wenn ſie den Raum in Gedanken aufheben ſoll; ſo liegt dabey die Vorſtellung des Raumes zum Grunde; der daher von ihr nicht aufgehoben werden kann.

2) Wenn der H. Rec. ſagt: Auf eben die Art läßt ſich auch beweiſen: daß alles Mögliche wirklich, und alles Zufällige nothwendig ſey; ſo iſt das eine ziemlich inconſequente Conſequenz; denn weſſen Verſtand iſt ſo eingerichtet, daß ihm keine andre Gegenſtände gegeben würden, als wirkliche, und nothwendige? daß er alſo die beiden Begriffe, wirklich, und nothwendig, bey allen ſeinen Vorſtellungen zum Grunde legen, und alſo das Mögliche für wirklich, und das Zufällige für nothwendig halten müßte?

Bey den Bemerkungen, die ich über die Schlußfolge, womit Hr. Kant aus der apodictiſchen Gewißheit der Mathematik beweiſen will, daß der Raum eine Anſchauung a priori ſey, gemacht hatte, ſagt der Hr. Rec.: „Hier weiß ſich Hrn. Kants Gegner nicht anders zu helfen, als durch die Ausflucht: dieſe apodictiſche Gewißheit könne auch wol beweiſen, daß es möglich ſey, aus der Wahrnehmung etwas apodictiſch gewiſſes zu ſchöpfen.„

Dies

Dieſen Satz würde ich mit der Declamation, die der Hr. Rec. hinzufügt: daß ihm meine Aeußerung ein ſchmerzhaftes Gefühl verurſacht habe, nicht reimen können, wenn ich ihn nicht für eine Uebereilung halten dürfte. Denn

1) Was ich S. 130 — 132 darüber geſagt habe, daß die apodictiſche Gewisheit der Mathematik auf der Nothwendigkeit der Vorſtellung des Raumes a priori, ſo wie Hr. Kant dieſen Begriff nimmt, nicht beruhen könne, übergeht Rec. mit Stillſchweigen; geſteht aber dadurch ein: daß ſich die gedachte apodictiſche Gewißheit aus der Kantiſchen Hypotheſe nicht begreifen laſſe.

2) Es iſt in der gerügten Stelle (S. 133) gar nicht die Rede von dem letzten Grunde, oder dem Urſprunge der apodictiſchen Gewißheit ſelbſt. (dieſer kann allerdings nicht in der Erfahrung liegen;) ſondern bloß von dem Urſprunge der Vorſtellungen, die in apodictiſch gewiſſen Urtheilen vorkommen können, wie aus S. 132. 3. ſattſam erhellt. Nun kann eine Vorſtellung empiriſch ſeyn; es liegen ihr aber Begriffe a priori zum Grunde, unter welche ſie ſubſumirt wird; und dadurch kann ein Urtheil, worin ſie vorkommt, apodictiſch gewiß werden. Der Fall kann mit der bildlichen Vorſtellung des Raumes ſeyn, welche die Mathematik zum Grunde legt.

3) Es war überhaupt in dieſer kurzen Betrachtung meine Abſicht nicht, wie der Hr. Rec. zu glauben ſcheint, die Gründe der mathematiſchen Gewißheit zu entwickeln — dies war einer beſondern Abhandlung vorbehalten — ſondern nur, das was H. Kant in der transſcendentalen Aeſthetik darüber geſagt hat, zu beleuchten.

„Bey S 134. ꝛc., ſagt der Hr. Rec. weiter, iſt auf den Unterſchied des Raumes und des allgemeinen Begriffs der Ausdehnung nicht gehörig Rückſicht genommen.„

Allein bey Nr. 1. und 3. hat der Einwurf gar keinen Sinn. Nr. 1. enthält blos eine allgemeine Anmerkung über Anſchauungen a priori; und bei Nr. 3. iſt gezeigt, daß der Grund, den H. Kant gebraucht, um zu beweiſen, daß der Raum kein allgemeiner Begriff ſey, nämlich die Einheit des Gegenſtandes der Vorſtellung, nicht hinreichend zu ſeyn ſcheine; weil das bey jedem allgemeinen Begriffe auch der Fall ſey; der Raum alſo ein allgemeiner Begriff ſeyn könne. Hier iſt gar keine Verwechſelung des Raumes mit dem allgemeinen Begriffe der Ausdehnung möglich. Der Einwurf müßte alſo auf Nr. 2. (S. 135.) gehen. Der Unterſchied zwiſchen Raum und Ausdehnung iſt freylich ſubtil, und ſcheint

vom

vom Hrn. Rec. überſehen zu ſeyn, indem er glaubt: Ausdehnung ſey nach Leibnitzens Syſteme ordo coëxiſtentium; das iſt aber der Raum, und Ausdehnung iſt complexus ſimultaneorum qua talium, oder coëxiſtentia ipſa, qua talis. Da nun, ſowol im Triangel, als im Quadrate, ordo coëxiſtentium angetroffen wird; ſo hab ich ganz richtig geſagt: der Raum werde ſowol dem Quadrate, als dem Triangel, als Prädikat beygelegt.

„Die folgenden Erinnerungen, fährt der H. Rec. fort, gegen Kants Vorſtellungen von der Zeit, ſind nur gegen ſeinen Ausdruck gerichtet, daß ſie Form des innern Sinnes ſey. Der Verf. ſagt: Vorſtellung ſey vielmehr die Form des innern Sinnes. (Vorſtellung aber liegt nicht, wie er ſagt, den Gegenſtänden deſſelben zum Grunde, oder iſt in ihnen enthalten; ſondern die Gegenſtände des innern Sinnes ſelbſt ſind Vorſtellungen).„

Hiemit wird 1) die Hauptſache eingeräumt: daß die Zeit nicht eben das Verhältniß gegen den innern Sinn habe, was dem Raume gegen den äußern zukommt; 2) aber hab ich nicht geſagt: Vorſtellungen ſeyn die Form des innern Sinnes; ſondern Vorſtellung überhaupt. Jenes würde allerdings eine Verwechſelung der Form mit der Materie ſeyn.

Denn freylich ſind die Gegenſtände des innern Sinnes ſelbſt Vorſtellungen; aber beſtimmte Vorſtellungen, oder aus ſolchen Vorſtellungen zuſammengeſetzt. Vorſtellung überhaupt alſo iſt das, was ihnen allen zum Grunde liegt, was in ihnen nothwendig enthalten iſt.

Was ich über die Kantiſche Behauptung: daß, nach Leibnitz, unſre ganze Sinnlichkeit nichts als die verworrene Vorſtellung der Dinge an ſich ſey, geſagt habe, glaubt der H. Rec. dadurch umzuwerfen, daß er hinzufügt:

„Die Frage iſt hier eigentlich von Leibnitzens Vorſtellung von der Ausdehnung; und da iſt bekannt, daß er ſie durch ordinem coëxiſtentium erklärte; alſo zu einem bloßen Verſtandesbegriffe machen wollte; welches nicht ſtattfindet, weil alsdenn die geometriſche Demonſtration, Demonſtration aus Begriffen ſeyn würde, welches ſie nicht iſt. Die Vorſtellung von ausgedehnten Körpern erklärte Leibnitz durch verworrene Vorſtellung von einfachen Weſen.„ Allein

1) iſt nicht blos von Leibnitzens Vorſtellung von der Ausdehnung; ſondern von ſeinem Begriffe unſrer ganzen Sinnlichkeit die Rede. Denn H. Kant ſagt: es ſey eine Verfälſchung des Begriffes von Sinnlichkeit, daß ſie nichts als die verworrene Vorſtellung

von

von Dingen an ſich ſeyn ſolle. (Cr. d. r. V. a. A. S. 44.)

2) verwechſelt der H. Rec. a) Raum und Ausdehnung, denn dieſe kann nicht, wie er meint, durch ordinem coëxiſtentium erklärt werden (ſ. ob.), b) den allgemeinen und concreten Raum. Den allgemeinen Raum hielt Leibnitz für einen bloßen Verſtandesbegriff; bey dem concreten aber und bildlichen fügt die Sinnlichkeit wegen ihrer Schranken noch etwas, nämlich das Bildliche, hinzu; wie ausdrücklich geſagt, aber vom H. Rec. überſehen iſt (S. 146). Eben ſo verhält es ſich mit der Vorſtellung von ausgedehnten Körpern. Sie iſt freylich verworrene Vorſtellung von einfachen Weſen, aber, welches der H. Rec ausläßt, verworrene Vorſtellung durch die Sinne (ſ. Ph. Mag. 3. St. Nr III). Wenn aber der H. Rec. die Behauptung, daß die Ausdehnung ein Verſtandesbegriff ſey, dadurch widerlegen will, daß er ſagt: „dieſes findet nicht ſtatt, weil ſonſt die geometriſche Demonſtration aus Begriffen ſeyn müßte, welches ſie nicht iſt;„ ſo iſt das eine petitio principii, denn dieſer Satz wird vom Leibnitziſchen Syſteme aus Gründen geleugnet, und kann alſo keinesweges als ein Argument gegen daſſelbe ſo geradehin gebraucht werden.

Maaß.

## 2. Beantwortung der Einwürfe gegen die Abhandlung über die logiſche Wahrheit oder die transſcendentale Gültigkeit der menſchlichen Erkenntniß.

I. Der erſte Einwurf iſt eigentlich ein Vorwurf, und zwar der empfindlichſte. Der Rec. läßt mich ſagen: „Es ſey verſtattet, Cosmologie und „rationale Theologie zu bearbeiten, in der unerwieſenen Vorausſetzung, daß die Objekte derſelben Realität haben, die ſich vielleicht künftig einmal zeigen laſſe;„ und ſetzt hinzu: „Aber warum nicht mit Kant den nächſten Weg „gegangen und die Möglichkeit einer objektiven „Gültigkeit derſelben zuerſt geprüft?„

Ich antworte:

1) Dieſen nächſten Weg bin ich gegangen, wie es die Abhandlung ſelbſt und die ganze Abſicht dieſes Magazins beweiſt, und der Rec. erkennt es ſelbſt; er ſagt: „Indeß „macht der Verfaſſer ſelbſt einen Verſuch, dieſen nothwendigen Beweis zu führen.„ Ob dieſer Verſuch gelungen ſey, das iſt eine andere Frage, zu deren Entſcheidung bis jetzt noch die Akten nicht alle vor dem Richter liegen. Denn wir können den Streit über den kritiſchen Idealismus als einen langen Proceß an-

anſehen, worin die Gründe und Gegengründe in den Schriften der Sachwalter erſt am Schluſſe der Unterſuchung können überſehen werden; oder, wenn man lieber will, als ein Drama, das ſich nach und nach entwickelt, und deſſen Ausgang man erſt nach der Auflöſung des Knotens in der letzten Scene beurtheilen kann.

2) Die ganze Einleitung, womit ich den verſuchten Beweis vorbereitet habe, hätte füglich wegbleiben können, und — ich geſtehe, ich würde ihn, hätte ich vorherſehen können, daß man ihn mißdeuten könne — gewiß weggelaſſen haben. Meine Abſicht dabey war keine weitere, als ein für allemal ein Zeugniß meiner Unbefangenheit bey der ganzen Unterſuchung über den kritiſchen Idealismus niederzulegen, und dieſe dachte ich nicht beſſer beglaubigen zu können, als wenn ich erklärte, daß ich nicht befürchtete, es werde der Philoſophie — geſetzt daß der kritiſche Idealismus Recht hätte — je an Materie fehlen, woran ihr Liebhaber ſeine Forſchbegierde üben könnte. Und das iſt noch meine Meinung. Das Feld der Weltweisheit hat ſelbſt in dieſem Falle noch Ernten genug, die nur, um ergiebig zu ſeyn, die Hände der Arbeiter erwarten, es trägt ſelbſt in den Theilen, die der kritiſche Idealismus angefochten hat, noch Lorbeern genug, die einem jeden winken, den ſein

Schweiß und ſeine Talente, ſie zu brechen, berechtigen.

3) Ich ſage dieſes nicht, als wenn ich die Einleitung, die ich nun einmal nicht weggelaſſen habe, nicht rechtfertigen könnte; und verſuche ihre Rechtfertigung, weil ſie mir in vielem Betrachte nützlich ſcheint.

Erſtlich bemerke ich, daß ich unter der Realität der Objekte der Koſmologie und Theologie nicht ihre Möglichkeit, ſondern ihre Wirklichkeit verſtanden habe. Das hätte ich vielleicht nicht geſollt, und ich geſtehe, daß der Rec. Recht hat, — meinen Ausdruck aus ſeiner Verbindung genommen, — mich zu tadeln. Dieſes Bekenntniß wird mir auch im geringſten nicht ſchwer; denn es kömmt hier auf die Entdeckung der Wahrheit, und nicht auf das Intereſſe meiner Eigenliebe an; dem ächten Wahrheitsforſcher iſt es völlig einerley, wer der Mann ſeyn mag, der ihn überzeugt hat, wenn er nur überzeugt iſt. Ich hätte alſo beſſer geſagt: die Wirklichkeit der Objekte. Indeß glaubte ich, erwarten zu können, daß man dieſe Realität — nämlich die Wirklichkeit der Objekte verſtehen würde, da ihre Möglichkeit zwiſchen dem kritiſchen

ſchen Idealismus und dem Dualismus gar nicht ſtreitig iſt. So viel ich weiß, hat H. Kant die Möglichkeit des nothwendigen Weſens nie geleugnet, noch weniger die Unmöglichkeit deſſelben bewieſen; und beides iſt auch mit dem Syſtem des kritiſchen Idealiſmus nicht zu reimen. Wenn alſo von der Realität der transſcendentalen Objekte die Rede war, ſo konnte unter dieſer Realität nur die Wirklichkeit derſelben zu verſtehen ſeyn. Nun darf ich fragen: ob man von einem möglichen Dinge nicht verſchiedene Fragen unterſuchen, verſchiedene Eigenſchaften beweiſen, verſchiedene Prädikate bejahen oder verneinen könne? Wenn das nothwendige Weſen auch nur in der Idee vorhanden iſt: ſo kann ich fragen, ob zu dieſem Ideal nicht Gerechtigkeit, Weisheit, Güte u. ſ. w. kurz ob nicht alles das dazu gehöre, was man bisher in der rationalen Theologie davon hat zu beweiſen geglaubt?

Zweitens: durch dieſe Bemerkung fällt daher auch der Vorwurf weg, den der Rec. — nicht eigentlich mir, ſondern dem Borelli — macht. „Der Mathematiker, ſagt er, iſt ſchuldig, zuerſt „die Möglichkeit ſeines Gegenſtandes zu beweiſen. Kein Mathematikverſtändiger wird dem „Borelli, der hier angeführt wird, zugeben, daß „er

„er ohne einen ſolchen Beweis ein Subjectum „definitum willkührlich annehmen dürfe. Die „ſicherſte aller Wiſſenſchaften würde ja dadurch „zu einer Träumerey über Hirngeſpinſte.„

Ich hatte doch die Worte meines Schriftſtellers ſelbſt angeführt, und in dieſen iſt augenſcheinlich nicht von der Möglichkeit, ſondern nur von der Hervorbringung der Application der Ordinaten auf den Durchmeſſern der Kegelſchnitte, (ars ſubjectum ipſum efformandum delineandi,) alſo von der Wirklichkeit die Rede. Die Möglichkeit einer Parabel z. B. erhellet von ſelbſt, ſobald die Möglichkeit der mittlern Proportionallinien zwiſchen den Abſciſſen und dem Parameter, die aus der Theorie des Zirkels erhellet, ausgemacht iſt, wenn man auch noch nicht eine Parabel zu zeichnen, hervorzubringen, wirklich zu machen weiß. Dazu kömmt noch der wichtige Umſtand: daß ſelbſt ſchon die vielen Affektionen, die von einem ſolchen Subjekte bewieſen werden, genugſam darthun, daß die Möglichkeit des definirten Subjektes nicht willkührlich angenommen ſey; denn von dem Unmöglichen, von dem Nichts läßt ſich keine Affektion und alſo keine ſo weitläuftige Theorie, als die Theorie der Kegelſchnitte des Apollonius, demonſtriren. Was hat man bisher für Affektionen von dem geradlinigten Zweyeck bewieſen? Apollonius konnte alſo

Recht

Recht haben, aus der bloßen Möglichkeit der Ordinaten auf dem Durchmeſſer eine Theorie der Kegelſchnitte herzuleiten, noch ehe er lehrt, wie ſolche Linien gezeichnet, oder wirklich gemacht werden. Bey einem ſolchen Verfahren iſt nicht zu beſorgen, daß „die ſicherſte aller Wiſſenſchaften zu einer Träumerey „über Hirngeſpinſte werden würde.„ Die Mathematik bauet die ſicherſte Theorie auf mögliche Hypotheſen, ohne in der Theorie (Borelli ſpricht aber ausdrücklich von der praxi, et forte Apollonius ſagt er, eam *praxin* etc.) auf ihre Wirklichkeit zu ſehen. Aus ſolchen möglichen, nicht wirklichen Hypotheſen beſteht beynahe Eulers ganze allgemeine Mechanik. Er frägt z B. in welchen krummen Linien ſich ein Körper um einen Mittelpunkt bewegen werde, wenn das Verhältniß der Centralkräfte ein anderes iſt, als das umgekehrte der Quadrate der Entfernungen von dem Mittelpunkte, das einzige, das wirklich iſt. Der Fall des Apollonius, ſo wie ihn Borelli vorſtellt, hat alſo die vollkommenſte Analogie mit dem meinigen. In beiden wird aus der Idee eines möglichen Subjekts eine Theorie erwieſen, und die Wirklichkeit deſſelben vor der Hand unentſchieden gelaſſen.

II. Der zweyte Einwurf betrifft den Satz des Widerſpruches und des zureichenden Grundes. Ich muß ihn wiederum genauer zergliedern.

1) Der Rec. erkennt die Bündigkeit meines Beweiſes des Satzes vom zur. Grunde, „die Nothwendigkeit des Satzes vom zur. Grunde beruhet auf „dem Satze des Widerſpruches,„ läßt er mich ſagen, und er hat nichts dawider; denn er ſetzt bloß hinzu: „das iſt nicht hinlänglich.„

Und warum nicht?

2) Darum zuvörderſt nicht: „weil der Satz „des Widerſpruchs keine objective Gültigkeit hat.„ Der Satz des Widerſpruchs keine objektive Gültigkeit! Wenn das einen Sinn haben ſoll, der auch nur mit dem kritiſchen Idealiſmus zu reimen iſt: ſo muß es heißen: er hat keine Gültigkeit für transſcendentale Objekte. Denn der Satz der Identität, der die nächſte Folge aus dem Satze des Widerſpruchs iſt, liegt bey der gewiſſeſten aller Wiſſenſchaften zum Grunde, die apodictiſche Gewißheit der ganzen Mathematik beruhet auf ihm; man mag darin nun vom Allgemeinen aufs Beſondere oder von den Theilen aufs Ganze ſchließen. (S. Phil. Mag. 2. Bd. 1. St. Nr. 3. und 2. St. Nr. 1.) Eben das erkennt der kritiſche Idealiſmus vom Satze des zur. Grundes; er giebt ihm einen regulativen Gebrauch. Alſo ſpricht er beiden Sätzen ihre Gültigkeit bey erkennbaren Objekten nicht ab; er leugnet nur die Erkennbarkeit der transſcendentalen Objekte.

Könn:

Kann dieſe anderweitig erwieſen werden: ſo wird er auch die Gültigkeit beider Sätze für ſolche erkennbaren transſcendentalen Gegenſtände nicht leugnen können. Sein Leugnen beruhet alſo auf einer petitio principii.

3) Hiernächſt darum nicht: „weil der Satz des „zur. Grundes erfordert, daß dieſes (welches der Grund iſt) „etwas von jenem, welches darin ge„gründet iſt, verſchiedenes ſey.„ Der Rec. meynt, das könne nicht bewieſen werden. „Auf der Mög„lichkeit, ſynthetiſche Sätze a priori zu beweiſen, ſetzt er hinzu, „beruhen die Anſprüche der Metaphy„ſik.„ Ich antworte:

Etwas Verſchiedenes überhaupt muß gewiß der Grund von dem Gegründeten ſeyn, ſonſt wäre er mit dem Gegründeten einerley, er wäre das Gegründete ſelbſt, und das Mögliche hätte nicht etwas andres, als ſich ſelbſt, alſo nichts zu ſeinem Gründe. Hat es alſo einen Grund, ſo muß er etwas von dem Gegründeten Verſchiedenes ſeyn. Hat die Dreywinklichkeit des Dreyecks einen Grund, ſo muß er etwas anderes als die Dreywinklichkeit ſelbſt ſeyn; ſonſt hätte ſie keinen Grund; die Figur hätte drey Winkel, weil ſie drey Winkel hat; ſie hat aber drey Winkel, weil ſie drey Seiten hat. Heißt aber etwas Verſchiedenes ſo viel als ein bildliches Merkmal oder eine

An-

Anſchauung: ſo ſetzt das voraus, daß nichts als das was bildliche Merkmale hat, oder angeſchauet werden kann, erkennbar iſt. Wir glauben aber in den bisherigen Unterſuchungen dargethan zu haben, daß etwas von den Dingen an ſich, erkennbar ſey, ja daß die letzten Gründe der Wahrheit und der apodiktiſchen Gewißheit, ſelbſt der mathematiſchen Sätze, nicht in dem Bildlichen ihrer Begriffe, ſondern in den reinen Verſtandesbegriffen von ausgedehnten Größen ſelbſt enthalten ſey, (ſ. Phil. Mag. 2. Bd. 1. St. N. 3. und 2. St. N. 1.) und daraus ſchließe ich, daß der Satz des zur. Grundes auch von Dingen an ſich gilt, daß weder der Grund noch das Gegründete etwas Bildliches zu enthalten braucht, und daß daher auch die Metaphyſik ſynthetiſche Urtheile a priori enthalten könne.

4) Nach dieſen Erörterungen würde es unnöthig ſeyn, über das, was der Rec. von dem Satze des Widerſpruches ſagt, noch weiter zu ſtreiten. Nur Ein Mißverſtändniß ſcheint mir zu auffallend, als daß es ganz könnte übergangen werden. Er ſagt: „realer „Widerſpruch iſt Streit, und die Möglichkeit zweyer „widerſtreitenden Eigenſchaften in einem Subjekte „iſt unleugbar, ja es laßt ſich ohne ſolche keine Natur „denken.„

Erſtlich, wenn das auch wahr wäre, ſo müßte es doch heißen: es läßt ſich ohne ſolche keine ends

endliche Natur denken. Denn, wenn man die unendliche Natur auch nur als Ideal denkt; ſo kann kein Streit von Realitäten und Verneinungen in ihr gedacht werden.

Zweytens folgt aus den widerſtreitenden Eigenſchaften in einem Subjekte doch nicht, daß darin ein Widerſpruch ſey Es iſt etwas ſonderbares, über den erſten Grundſatz der menſchlichen Erkenntniß zu ſtreiten, und nicht einmal ſeinen eigentlichen Sinn zu kennen. Der Satz des Widerſpruchs heißt nicht: Es iſt unmöglich, daß in einem Subjekte zwey Beſtimmungen ſind, wovon die eine bejahet und die andere verneinet; (nämlich etwas anderes bejahet, als was die andere verneinet, und umgekehrt) als: ich weiß verſchiedene Sachen, und verſchiedene andere Sachen weiß ich nicht; ich weiß, daß zweymal zwey vier iſt, aber ich weiß nicht, welches die Quadratwurzel von zwey iſt. A iſt A, aber nicht B, nicht C. u. ſ. w.

Sondern er heißt: Es iſt unmöglich, daß in einem Subjecte zwey Beſtimmungen ſind, wovon die eine gerade das verneinet, was die andere bejahet; als ich weiß, daß zweymal zwey vier iſt, und ich weiß es nicht. A iſt nicht A. A iſt a und nicht a.

III. Der letzte Einwurf betrifft meine Zergliederung der Bilder des Raumes und der Zeit. Er enthält folgende Sätze:

1. „Die Realität der Elemente der Zeit und des „Raumes sey nie erwiesen worden.„ Ich glaube sie erwiesen zu haben, und zwar nicht allein in dieser Abhandlung, sondern in mehrern Stellen dieses phil. Mag. und es stehet zu erwarten, daß diese Beweise bündig widerlegt werden. Wenn der Hauptsatz des kritischen Idealismus heißt: „Die Dinge an sich können nur als Erscheinungen erkannt werden:„ so sagt die Leibnitzische Vernunftkritik: Ja! durch die Sinnen in Ansehung der zu ihrer Individualität gehörigen Bestimmungen; der Verstand aber erkennt die allgemeinen Bestimmungen, die ihnen als Dingen an sich zukommen, deutlich. Er erkennt diese Dinge also als wahre Dinge, und nicht als Erscheinungen. (Phil. Mag. B. I. St. 3. S. 284. u. ff.)

2. „Leibnitz mache Raum und Zeit zu bloßen „Begriffen. Er spreche ihnen alle objektive Realität ab.„

Nichts ist dem Leibnitzischen System mehr entgegen. Denn

1) Raum und Zeit selbst sind nach diesem Systeme in Dingen; der Erstere ist die Ordnung in dem Ne-

Nebeneinanderſeyenden, die Andere die Ordnung in dem Aufeinanderfolgen der Dinge.

2) Die Bilder von Raum und Zeit haben außer ihren ſubjectiven auch objective Gründe. Das redet ſeine ganze Kosmologie. Was wäre dann die Monadologie, was die vorbeſtimmte Harmonie, wenn in ihnen nicht auch die objectiven Gründe des Raumes und der Zeit wären?

3) Wozu widerlegte auch H. Kant, den der Rec. hier ſcheint unrecht verſtanden zu haben, beſtändig den Leibnitziſchen Dogmatismus, wenn Leibnitz nicht Dinge an ſich als Gründe des Raumes und der Zeit angenommen hätte? Er intellektuirte den Raum und Zeit, ſagt H. Kant; das kann doch, ſo viel ich einſehe, nichts anders heißen, als, er nahm an, daß die letzten Gründe des Raums und der Zeit Dinge ſind, die nur durch den Verſtand klar und deutlich, und alſo in Anſehung ihrer allgemeinen Beſtimmungen, können erkannt werden, alſo Dinge an ſich.

3. „Ich aber mache ſie zu Eigenſchaften.„ — Raum und Zeit mache ich allerdings zu etwas in den Dingen; aber keinesweges die Bilder des Raumes und der Zeit; und indem ich das unterſcheide, was freylich der kritiſche Idealiſmus immer als einerley anſieht,

ſteht, Raum und Zeit ſelbſt, und die Bilder von Raum und Zeit, ſo gehe ich den widerſprechenden Schlüſſen ganz ſicher aus dem Wege, die —

1) Leibnitz — zu nichts können bewogen haben — denn dieſe widerſprechenden Schlüſſe trafen ihn nicht, da er Raum und Zeit ſelbſt ſehr genau von den Bildern des Raums und der Zeit unterſchied;

2) noch weniger, bewogen haben, dem Raume und der Zeit alle objective Realität abzuſprechen; denn er ſprach ſie ihnen nicht ab.

4. „Wie kann ein Continuum aus einfachen Theilen beſtehen?„ — Das iſt das einzige in dieſem Einwurfe, was einem Grunde ähnlich ſieht. Es iſt richtig, ein Continuum kann nicht aus einfachen Theilen beſtehen. Ich fodere aber auch den Rec. auf, mir zu zeigen, wo ich das auch nur mit einem Worte geſagt habe. Ich ſage: ein ſtätiges Ding muß einfache Gründe haben, deren allgemeine Beſtimmungen der Verſtand erkennt; und das iſt ganz etwas anders, als: es beſteht aus einfachen Theilen. Wenn der Rec. jenen Satz, das zuſammengeſetzte ſtätige Ding muß einfache Gründe haben, widerlegt: ſo muß und will ich mich für widerlegt halten.

D. H.

III.

## III.

# Von den Begriffen des Raums und der Zeit in Beziehung auf die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß.

Wir haben die Begriffe des Raumes und der Zeit nur immer noch an und für ſich ſelbſt betrachtet; wir haben uns zu zeigen bemühet, daß ſie, wie alle wahren Begriffe, ſofern ſie wahr ſind, müſſen objektive Gründe haben, daß, als Bilder oder ſinnliche Vorſtellungen von etwas Zuſammengeſetztem, ihre letzten Gründe einfache Dinge ſeyn müſſen; (ſ. Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 169.) wir haben zu beweiſen geſucht, daß ſie, als Anſchauungen a priori, oder als Bilder, die vor aller klaren Empfindung oder vor aller Wahrnehmung in der Seele ſind, nur vermöge ihrer objektiven und ſubjektiven Gründe in derſelben ſeyn können, daß ſie aus dieſen erklärbar ſeyn müſſen, wofern ſie nicht qualitates occultae ſeyn ſollen. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 403.) Mit allem dieſem iſt aber die Unterſuchung über H. Kants transſcendentale Aeſthetik noch nicht vollendet. Da er

von dieſem Theile des kritiſchen Idealiſmus in ſeiner Theorie von der apodictiſchen Gewißheit einen Gebrauch macht, der auf den Umfang der Vernunfterkenntniß einen ſo großen Einfluß hat: ſo müſſen wir unſere Unterſuchungen über die transſcendentale Aeſthetik auchauf ihr Verhältniß zu der apodictiſchen Gewißheit ausdehnen.

In welchem Sinne man mit dem transſcendentalen Idealiſmus Zeit und Raum reine Formen der Sinnlichkeit nennen könne, das iſt bereits in dieſem Mag. B. I. St. 4. S. 395. u. ff. genauer beſtimmt worden. Dieſe reinen Formen der Sinnlichkeit ſind einfache oder gleichartige Bilder, einfache, gleichartige Merkmale unſerer bildlichen Erkenntniß. Allein dieſe Bilder müſſen ihre objektive Gründe haben, in welche ſie der Verſtand zergliedert, und die der Verſtand im Allgemeinen erkennt, wenn ſie nicht qualitates occultae in der Seele ſeyn ſollen. (S. ebend. S. 403. n. 10.)

Bey dem Bilde der Zeit ſind dieſe objektiven Gründe die aufeinanderfolgenden Vorſtellungen, deren Ordnung in ihrer Succeſſion das Reale in der Zeit iſt. Die Vorſtellungen werden hier bloß als Veränderungen betrachtet, oder als Beſtimmungen, die auf einander folgen, d. i. wovon die Eine anfängt, indem die

die andere aufhört. Dergleichen ſucceſſive Reihen kann es unendlich viele neben einander geben, und die dogmatiſche Philoſophie nimmt in ihrer rationellen Kosmologie und Pſychologie unbeſtimmbar viele als wirklich an. Geſetzt aber, daß es deren auch nicht außerhalb des vorſtellenden Subjekts geben ſollte: ſo würde doch die Zeit innerhalb deſſelben, aufeinander folgende Veränderungen erfodern. Bey dem Bilde des Raumes ſind die objektiven Gründe die neben und außer einander ſeyenden Subſtanzen, die durch gegenſeitige Einwirkung mit einander verknüpft ſind. H. Kant will dieſe Gründe des Raumes und der Zeit nicht gelten laſſen, er hält die Bilder von Raum und Zeit für etwas, das von allem, was nur durch den Verſtand erkannt werden kann, unabhängig iſt; indem er das Geſchäft des Verſtandes auf die bloße Verknüpfung dieſer Bilder einſchränkt. Er meint, Leibnitz habe, „anſtatt im Verſtande und der Sinnlichkeit zwey ganz verſchiedene Quellen von Vorſtellungen zu ſuchen, ſich nur an eine von beiden (nämlich den Verſtand) gehalten, indeß die andere (die Sinnlichkeit) nichts thue, als die Vorſtellung der erſtern zu verwirren und zu ordnen.“ (Crit. d. r. V. S. 271. a. A.)

Ich glaube, daß es nicht unmöglich iſt, das Mißverſtändniß, das bey dieſem Vorwurfe, den H.

Kant der Leibnitziſchen Philoſophie macht, zum Grunde liegt, zu haben.

Zuförderſt iſt, wie ich überzeugt bin, hinlänglich gezeigt worden, daß Leibnitz den Verſtand und die Sinnlichkeit zu zwey genau unterſchiedenen Quellen von Vorſtellungen macht, von Vorſtellungen, die ſo wohl durch ſubjektive Gründe als durch ihre Gegenſtände verſchieden ſind. Die Vorſtellungen der Sinnlichkeit ſind bildliche, die Vorſtellungen des Verſtandes ſind unbildliche; die Gegenſtände der Sinnlichkeit ſind das Einzelne, die Gegenſtände des Verſtandes ſind das Allgemeine. (S. Phil. Mag. B. I. St. 3. S. 292. 293.)

Hiernächſt müſſen wir bemerken, daß Leibnitz nie behauptet hat, die Bilder der Sinnenerkenntniß beſtehen aus der Verwirrung der Verſtandesideen: das würde eine ſehr unvollſtändige Darſtellung ſeines Syſtems ſeyn, und doch finden wir ſie durchgängig von den Vertheidigern des transſcendentalen Idealismus angenommen. Nicht aus der Verwirrung der Verſtandesideen von dem Allgemeinen in den objektiven Gründen oder dem Realen des Raumes entſtehet das Bild deſſelben, denn das iſt unmöglich; ſondern durch die undeutliche Vorſtellung der einzelnen objektiven Gründe dieſes Bildes, die in Anſehung ihrer Indi-

vi-

vidualität dem endlichen Verſtande nicht erkennbar ſind. Mit dieſer Einſchränkung kann alſo Leibnitz mit dem kritiſchen Idealiſmus ſagen, die Dinge außer uns können nur als Erſcheinungen erkannt werden, — nämlich durch die Sinne und in Anſehung ihrer Individualität; durch den Verſtand können wir allgemeine Beſtimmungen an ihnen erkennen. Nil eſt in intellectu, quod non fuerit in ſenſu, excepto ipſo intellectu.

Wenn die Leibnitziſche Theorie über die Sinnlichkeit ſo dargeſtellt wird: ſo müſſen nothwendig alle die Vorwürfe wegfallen, die man dieſem Theile der Leibnitziſchen Vernunftkritik macht, als habe ſie Verſtand und Sinnlichkeit nicht genug unterſchieden, indem ſie der Sinnlichkeit nur das Geſchäft überlaſſen, die Vorſtellungen des Verſtandes zu verwirren und zu verunſtalten. (S. Crit. d. r. V. S. 276. a. A.)

Um das noch deutlicher zu machen, wollen wir H. Kants Beurtheilung des Leibnitziſchen Syſtems über die Gründe der Begriffe von Raum und Zeit in einer genauern Nebeneinanderſtellung mit dieſem Syſteme ſelbſt vergleichen.

| Kantiſche Krit der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
| --- | --- |
| 1. Leibnitz dachte ſich den Raum als eine gewiſſe Ordnung in der Gemeinſchaft der Subſtanzen, und die Zeit als die dynamiſche Folge ihrer Zuſtände. | 1. Die kosmologiſchen Gründe der Perception des wirklichen Raumes ſind die durch gegenſeitige Einwirkung verknüpften Subſtanzen, die die Elemente der Körper ſind. Die kosmologiſchen Gründe der Perception der wirklichen Zeit ſind die aufeinanderfolgenden Zuſtände, die als Urſach und Verurſachtes mit einander verknüpft ſind. |
| 2. Das Eigenthümliche und von Dingen unabhängige, was beide (R. und Z.) an ſich zu haben ſcheinen, ſchrieb er der Verworrenheit dieſer Begriffe zu, welche machte, daß dasjenige, was eine bloße Form dynamiſcher Verhältniſſe iſt, für eine eigene vor | 2. Man muß unterſcheiden 1) den objektiven wirklichen Raum, die objektive wirkliche Zeit, 2) die Perception von dem Raume und der Zeit, 3) den abſtrakten Begriff von dem Raume und der Zeit. Die Perception von dem Raume und |

Digitized by Google

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| vor ſich beſtehende und vor den Dingen ſelbſt vorhergehende Anſchauung gehalten wird. | und der Zeit hat ihren objektiven Grund in den in einander wirkenden Subſtanzen und den auf einander folgenden verknüpften Zuſtänden; und ihren ſubjektiven in den Schranken der Seele, welche dieſe Zuſtände nicht von einander unterſcheidet, (d. i. ihr ganzes Aggregat ſich verworren vorſtellt,) ſondern ſich nur in dem erſtern Falle als ſtätig coexiſtirend und in dem andern als ſtätig aufeinanderfolgend vorſtellt. |

a) Dieſe undeutliche Vorſtellung des Aggregats verknüpfter Subſtanzen, als eines ausgedehnten Dinges, oder eines ſolchen, deſſen Theile in einer ſtätigen Reihe coexiſtiren, iſt das Eigenthümliche des Bildes des Raumes, ſo wie die undeutliche Vorſtellung der verknüpften Zuſtände als einer ſtätigen ſucceſſiven Reihe das Eigenthümliche des Bildes der Zeit iſt.

b) Dieſes Eigenthümliche der Bilder des Raumes und der Zeit iſt von den Dingen nicht unabhängig; denn es iſt zum Theil in denſelben gegründet. Die Perception 1) des Nebeneinander-

derſeyns bey dem Raume, nämlich, in der undeutlichen Vorſtellung der Verknüpfung der Subſtanzen durch ihr gegenſeitiges Einwirken, 2) des Stätigen in der Unmittelbarkeit ihrer Verknüpfung; die Perception des ſtätigen Aufeinanderfolgens bey der Zeit in der undeutlich vorgeſtellten unmittelbaren Verurſachung eines Zuſtandes durch den andern, des anfangenden durch den aufhörenden.

c) Ein eigener für ſich beſtehender Raum, eine für ſich beſtehende Zeit ohne Dinge iſt ein Unding *). Die Idee von einem ſolchen Raume und einer ſolchen Zeit, als außer uns wirklich, iſt alſo ein Hirngeſpinſt. — Was iſt aber Raum und Zeit, als Anſchauungen, die vor den Dingen ſelbſt vorhergehen? —

1) Sollen es die klaren Vorſtellungen des Raumes und der Zeit ſeyn? Die können wir nicht anders als durch die Sinne erhalten, alſo ſind es Vorſtellungen von Dingen außer uns, oder von den Veränderungen unſerer Seele.

2)

*) Behauptet Hr. Kant ſelbſt. S. Crit. der r. Vern. S. 291. 427.

2) Sollen es die dunkeln Vorſtellungen von dem Raume und der Zeit in abſtracto ſeyn; dazu ſind die Gründe in unſerer Seele vom Anfange ihres Daſeyns, alſo ſind auch dieſe dunkeln Vorſtellungen des Raumes und der Zeit in abſtracto nicht ohne Dinge. (S. Phil. Mag. B. 1. St. 4. S. 400. 402. N. 8.) —

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| 3. Alſo waren Raum und Zeit die intelligible Form der Verknüpfung der Dinge (Subſtanzen und ihre Zuſtände) an ſich ſelbſt. Die Dinge aber waren intelligible Subſtanzen. (Subſtantiae Noumena.) | 3 Die Verknüpfungen der Subſtanzen ſind die objektiven Gründe des Bildes vom Raume; die Verknüpfungen der ſucceſſiven Zuſtände ſind die objektiven Gründe des Bildes der Zeit. Von dieſen Subſtanzen und Zuſtänden erkennen wir nur das Allgemeine deutlich; ihre deutliche Erkenntniß iſt alſo nur durch den Verſtand möglich. |
| 4. Gleichwol wollte er dieſe Begriffe für Er | 4. Dieſe Begriffe! — Welche Begriffe? die Verſtan- |

Erſcheinungen geltend machen. ſtandesbegriffe von den Subſtanzen und ihren Zuſtänden? Dieſe hätte Leibnitz wollen für Erſcheinungen geltend machen? Gegen dieſe Darſtellung des Leibnitziſchen Syſtems wird jeder Kenner deſſelben proteſtiren, gleichwol beruhen alle Einwürfe darauf, die der kritiſche Idealismus dieſem Syſtem entgegenſetzt. Leibnitz ſagt 1) die intelligiblen oder Verſtandesbegriffe von den Subſtanzen und ihren Zuſtänden ſind keine Erſcheinungen; er ſagt 2) dieſe Verſtandesbegriffe ſind auch nicht die Gründe von den Erſcheinungen; ſondern die objektiven Gründe der Bilder vom Raume ſind die einzelnen Subſtanzen und ihre einzelnen Zuſtände, die wir nur durch den Verſtand nach ihren allgemeinen Beſtimmungen kennen; die undeutliche Vorſtellung dieſer allgemeinen Beſtimmungen macht aber nicht das Bild des Raumes aus. Der kritiſche Idealiſmus muß beweiſen, daß dieſes nicht Leibnitzens Meinung ſey, oder er muß endlich den Vorwurf aufgeben, daß Leibnitz das Bild von dem Raume aus den Verſtandesbegriffen von den Subſtanzen und ihren Zuſtänden habe entſtehen laſſen.



Digitized by Google

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| 5. Weil er der Sinnlichkeit keine eigene Anſchauung zugeſtand. | 5. Er geſtand allerdings der Sinnlichkeit eigene Anſchauungen, d. i. bildliche Vorſtellungen zu. |

Er konnte aber nicht zugeſtehen, daß dieſe bildlichen Vorſtellungen urſprüngliche ſeyn, d. i. die anders als in ihren Gründen in der Seele wären; ſonſt hätte er qualitates occultas annehmen müſſen; er hätte etwas annehmen müſſen, das dem Satze des zureichenden Grundes entgegen iſt. (S. Phil. Mag. B. 1. St. 4. S. 403. 404. N. 10.) Alſo — welches wohl zu bemerken iſt — nicht darin iſt die Leibnitziſche Vernunftkritik von der Kantiſchen verſchieden, daß die erſtere der Sinnlichkeit eigene (bildliche) Anſchauungen abſprach, auch nicht ſolche, die vor allen klaren Empfindungen oder Wahrnehmungen in der Seele ſind; denn dieſe geſtand er ihr allerdings zu, und dieſe Wahrheit iſt mit der Leibnitziſchen Philoſophie innigſt verwebt; ſondern darin, daß die Kantiſche Vernunftkritik dieſe ſinnlichen Anſchauungen, oder, wie ſie Leibnitz nennt, dieſe Bilder, für etwas urſprüngliches, hingegen die Leibnitziſche nicht für etwas urſprüngliches, ſondern durch objektive und ſubjektive Gründe erklärbares erklärt. Die Urſprünglichkeit dieſer Bilder hat der kritiſche Idealiſmus,

wie

wie ich überzeugt bin, ſchlechterdings nicht bewieſen; hingegen hat Leibnitz die Unmöglichkeit ſolcher urſprünglichen, aus nichts anderm erklärbaren Bilder unwiderleglich dargethan. (S. die oben angeführte Stelle dieſ. Mag.)

**Kantiſche Krit. der reinen Vernunft.**

6. Wenn wir aber auch von Dingen an ſich ſelbſt etwas durch den reinen Verſtand ſynthetiſch ſagen könnten, (welches gleichwol unmöglich iſt) ſo würde dieſes doch gar nicht auf Erſcheinungen, welche nicht Dinge an ſich ſelbſt vorſtellen, gezogen werden können.

**Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft.**

6. Ich weiß nicht, ob ich dieſe dunkle Stelle recht erkläre, wenn ich ſie ſo verſtehe: Wenn ſich auch von Dingen an ſich irgend etwas erkennen ließe, ſo würde dieſes doch nicht in den Erſcheinungen klar und deutlich unterſchieden werden. Z. B. Wenn auch das Bild der Zeit dem reinen Verſtande aus dem Fluſſe der verknüpften Vorſtellungen erklärbar wäre: ſo würden wir doch dieſe Elementarvorſtellungen in dem Bilde der Zeit nicht unterſcheiden können. Das iſt freylich unleugbar; beweiſet aber weiter nichts, als daß die letzten Gründe der Erſcheinungen nicht durch die Sinne können erkannt werden. — Denn wir können nicht glauben, daß es heißen ſoll: Erſchei-

ſcheinungen ſind nicht Dinge an ſich, was alſo von Dingen an ſich, als ſolchen, bejahet oder verneinet werden kann, das kann nicht von Erſcheinungen, als ſolchen, bejahet oder verneinet werden. Das würde ein Satz von zu geringem Gehalte ſeyn.

Daß übrigens von den Dingen an ſich etwas durch den reinen Verſtand ſynthetiſch könne geſagt werden, iſt ſo lange unleugbar, als die transſcendentale Gültigkeit des Satzes vom Widerſpruche und zureichenden Grunde nicht widerlegt iſt.

**Kantiſche Krit. der reinen Vernunft.**

7. Ich würde alſo in dieſem letztern Falle in der transſcendentalen Ueberlegung meine Begriffe jederzeit nur unter den Bedingungen der Sinnlichkeit vergleichen müſſen.

**Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft.**

7. Das kann 1) ſo verſtanden werden: Geſetzt, wir wüßten etwas durch den reinen Verſtand von den unbildlichen Gründen der Bilder des Raumes und der Zeit zu erkennen: ſo würde uns die Erkenntniß dieſes Etwas doch zu der Vergleichung der Begriffe, die ſolche bildliche Merkmale enthalten, unbrauchbar ſeyn. — Und dem ſtehet folgendes entgegen: Die Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit der Gegenſtände muß ihren objektiven Grund in der

Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit der Dinge an ſich haben, die die letzten objektiven Gründe der Erſcheinungen ſind, und die der reine Verſtand im Allgemeinen erkennt. In ihnen ſind alſo die letzten Gründe der Wahrheit desjenigen, was von denen Erſcheinungen bejahet oder verneinet wird, welchen ſie zum Grunde liegen. Es kann aber 2) auch heißen: wir kennen dieſe letzten objektiven Gründe nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar durch die Erſcheinungen, deren Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit uns zu Zeichen der Uebereinſtimmung oder Verſchiedenheit der Dinge an ſich dienen müſſen: das iſt allerdings wahr; es hindert aber nicht, daß gleichwol der Grund der Allgemeinheit und Nothwendigkeit der Wahrheit der Urtheile, deren Begriffe bildlich ſind, nicht in den Dingen an ſich ſeyn ſollte.

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| 8. Und ſo werden Raum und Zeit nicht Beſtimmungen der Dinge an ſich, ſondern der Erſcheinungen ſeyn. | 8. Die Bilder von Raum und Zeit ſind allerdings keine Beſtimmungen von Dingen an ſich, ſondern von Erſcheinungen, da ſie außer dem Objektiven noch etwas Subjektives erfodern. Allein |

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
| --- | --- |
| | lein der intelligible Raum und die intelligible Zeit, oder die Verknüpfung der Subſtanzen ſelbſt und ihrer ſucceſſiven Zuſtände (ſ. oben N 3) ſind allerdings Beſtimmungen von Dingen an ſich. |
| 9. Was die Dinge an ſich ſeyn mögen, weiß ich nicht, und brauche es auch nicht zu wiſſen. | 9. Ich kann nicht alles von den Dingen an ſich oder den wahren Dingen klar und deutlich erkennen, nämlich nicht, was zu ihrer Individualität gehört: aber ich erkenne doch viele allgemeine Prädikate derſelben klar und deutlich. Das iſt auch nicht unnütz; denn, — um hier nicht die Streitigkeiten zu häufen — ſo erkennt doch der transſcendentale Idealismus ſelbſt, daß ich wenigſtens zum Behufe der Harmonie der praktiſchen Vernunft verſchiedenes von Gott, dem nothwendigen Weſen, wiſſen muß, welches ein wahres Ding oder ein Ding an ſich iſt. |
| 10. Weil mir doch niemals ein Ding anders, | 10. Meiner bildlichen Erkenntniß kann freilich |

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| als in der Erſcheinung, vorkommen kann. | nichts anders, als Erſcheinungen, vorkommen, die Gegenſtände meiner reinen Verſtandeserkenntniß aber ſind wahre Dinge, oder Dinge an ſich. Wenn daher der Satz: „mir „können niemals andere Dinge vorkommen, als „Erſcheinungen„ heißen ſoll: Alles Erkennbare ſind Erſcheinungen, ſo iſt er falſch; (ſ. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 409. N. 2.) ſoll er aber heißen: alles Erkennbare der Sinnenerkenntniß ſind Erſcheinungen: ſo iſt er zwar wahr; allein dann folgt nicht daraus, daß ich nichts von Dingen an ſich weiß, und zu wiſſen brauche. Denn ich habe ſelbſt nach dem transſcendentalen Idealismus ein praktiſches Bedürfniß, das nothwendige und unendliche Weſen zu erkennen, und dieſes iſt ein wahres Ding, die wahren Dinge können mir aber in Anſehung ihrer allgemeinen Prädikate erkennbar ſeyn. |
| 11. Das ſchlechthin, dem reinen Verſtande nach, Innerliche der Materie iſt auch eine bloße Grille. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 284.) | 11. Das ſchlechterdings Innere der Materie ſind die letzten objektiven Gründe der Erſcheinungen an der Materie, deren allgemeine Prädikate — als: daß |

ſie einfache, endliche Kräfte ſind — von dem Verſtande können erkannt werden. Wie dieſe Gründe können Grillen genannt werden, läßt ſich nicht einſehen. Nach dieſer Art zu ſchließen müßten auch die verborgenen Urſachen der magnetiſchen Anziehungen Grillen ſeyn. Von dieſen Urſachen wiſſen wir auch nur das Allgemeine durch Vernunftſchlüſſe, und man kann nicht ſagen, daß doch ihre einzelne Beſtimmungen durch einen ſchärfern Sinn könnten anſchauend erkannt werden. Denn man kann doch ohne Zirkel nicht beweiſen, daß durch eine unendliche Erkentnißkraft die einzelnen Beſtimmungen der letzten objektiven Gründe der Erſcheinungen nicht können anſchauend erkannt werden.

**Kantiſche Krit. der reinen Vernunft**

12. Das transſcendentale Objekt, welches der Grund dieſer Erſcheinung ſeyn mag, die wir Materie nennen, iſt ein bloßes Etwas, wovon wir nicht einmal verſtehen würden, was es ſey, wenn es uns auch jemand ſagen könnte.

**Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft.**

12. Das kann zweyerley heißen: 1) der reine Verſtand kann von dem transſcendentalen Objekte, welches der Grund der Erſcheinungen ſeyn mag, gar nichts erkennen, auch keine allgemeine Beſtimmungen, und davon iſt mehrmals das Gegentheil erwieſen worden. 2) Dieſe

transſcendentalen Objekte, ſofern ſie ſich der reine Verſtand vorſtellt, haben keine erkennbare völlige Aehnlichkeit mit den Bildern der Sinnenerkenntniß. Das iſt wahr; der reine Verſtand erkennt nicht alles, was in den Bildern enthalten iſt, — nicht alle individuelle Beſtimmungen ihrer objektiven Gründe, ſondern nur die allgemeinen — das heißt aber nicht, er erkennt gar nichts von den objektiven Gründen dieſer Bilder. Wir können auch gute Gründe angeben, warum die reine Verſtandeserkenntniß den Bildern von den Gegenſtänden nicht kann völlig ähnlich ſeyn. Denn a) ſtellt der Verſtand nur die allgemeinen, die Sinnlichkeit aber die einzelnen Beſtimmungen der Gegenſtände vor; b) wenn aus den unſinnlichen oder unbildlichen Gegenſtänden das Bild entſtehen ſoll: ſo gehört noch das Subjektive der Sinnlichkeit dazu, ohne die der Verſtand die Gegenſtände erkennt. Wo aber die Gründe nicht ganz einerley ſind, da kann auch das, was darin gegründet iſt, nicht ganz einerlei ſeyn. Das iſt allemal der Fall, wo eine Vorſtellung, außer den objektiven Gründen, noch ſubjektive hat. Die objektiven Gründe der Töne ſind Schwingungen der Luft. Zwiſchen dieſen Schwingungen aber und der bildlichen Vorſtellung des Tons iſt keine Aehnlichkeit. Das Objektive iſt dabey einerley; allein das Subjektive iſt verſchieden, die Schwingungen ſind Geſichtsempfindungen,

die

die Töne ſind Gehörsempfindungen. Beides ſind indeß noch Empfindungen, nur die erſtern etwas entwickeltere. Wenn dieſes nun ſchon bey den nächſten Gründen der Erſcheinungen Statt findet, deren Vorſtellung ſelbſt bildlich iſt, wievielmehr wird es bey den entfernteſten und letzten Gründen Statt finden müſſen, deren Vorſtellung ganz unbildlich iſt. In der Bedeutung 1. würden wir alſo allerdings verſtehen, was das Innere der Materie, oder das Allgemeine ihrer unbildlichen objektiven Gründe ſey, wenn es uns einer ſagen könnte; und daß er es uns ſagen könne, glauben wir bewieſen zu haben. In der Bedeutung 2. würden wir es freylich nicht verſtehen, es würde es uns aber auch niemand ſagen können. Denn die Worte, womit er es uns ſagte, würden nur das allgemeine Objektive ausdrucken; zu dem Bilde gehört aber auch das Einzelne und Subjektive.

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| 13. Denn wir können nichts verſtehen, als was ein unſern Worten Correſpondirendes in der Anſchauung mit ſich führt. | 13. Das iſt völlig gegen die Erfahrung. Es giebt Worte, deren Bedeutung nichts anſchauendes, kein Bild enthält, und die wir doch ſehr gut verſtehen, weil wir ſie de- |

finiren können. Die Worte Endlich, Nothwendig, Zufällig u. ſ. w. können verſtanden werden denn man kann den Begriff, den ſie bezeichnen, definiren, und doch bedeuten ſie an ſich nichts Bildliches. Wird durch die Worte: Unendlich, einfach ꝛc. ein bildlicher Begriff ausgedruckt? und doch können wir ſie verſtehen, denn wir können die dadurch bezeichneten Begriffe von dem Endlichen und Zuſammengeſetzten durch Definitionen unterſcheiden. Die ganze moraliſche Terminologie iſt verſtändlich, und doch führt ſie, ſelbſt nach dem kritiſchen Idealismus, nichts den Worten Correſpondirendes in der Anſchauung mit ſich.

Dis iſt Leibnitzens Theorie über das Reale in der Zeit und dem Raume, das den bildlichen Vorſtellungen von denſelben zum Grunde liegt. In dieſer Theorie haben die Vorſtellungen von Raum und Zeit 1. kosmologiſche, 2. ontologiſche und 3. pſychologiſche Gründe. Kosmologiſche in dem gegenſeitigen Einwirken der zugleichſeyenden Subſtanzen, und der urſachlichen Verknüpfung ihrer Zuſtände; ontologiſche in der Ordnung des Nebeneinanderſeyns und des Aufeinanderfolgens; und pſychologiſche in den Schranken der vorſtellenden Kraft, welche ſich das Nebeneinanderſeyende und Succeſſive unter den Bildern von Raum und Zeit vorſtellt. Die kosmologiſchen und ontologiſchen Gründe ſind objektive, die pſychologiſchen

gischen sind subjektive. Die aus diesen Gründen entstehenden Bilder von Raum und Zeit sind a priori oder vor aller klaren Empfindung und Wahrnehmung dunkel in der Seele; sie werden aber erst durch klare Empfindung oder Wahrnehmung entwickelt; der klare Begriff von Raum und Zeit ist also ein empirischer.

Es wird sich in der Folge ausweisen, daß diese sorgfältige Zergliederung der Begriffe zur Bestimmung ihrer Beziehung auf die Gewißheit unserer Erkenntniß nicht überflüssig ist. Der transscendentale Idealismus behauptet:

1. daß kein synthetisches Urtheil, das bloß aus Begriffen besteht, apodiktische Gewißheit haben könne;

2. daß also ein synthetisches Urtheil a priori, wenn es apodiktisch gewiß seyn soll, reine Anschauungen, d. i. gleichartige bildliche Merkmale enthalten müsse;

3. daß diese die einfachen gleichartigen abstrakten Begriffe des Raumes und der Zeit seyen;

4. daß diese Begriffe a priori in der Seele seyn müssen, wenn die synthetischen Urtheile nothwendig wahr seyn sollen;

5. daß also nur die mathematischen Wahrheiten, keinesweges aber die metaphysischen, apodiktisch

gewiß und einer mathematiſchen Demonſtration fähig ſeyen.

Es iſt augenſcheinlich, daß die genaueſte Unterſuchung dieſer Sätze von der größten Wichtigkeit ſey. Mit ihnen muß die dogmatiſche Philoſophie ſtehen oder fallen. Ich werde mich daher beſtreben, die Gründe des transſcendentalen Idealismus, womit er dieſe Hauptgründe unterſtützt, auf der einen Seite, mit aller möglichen Unbefangenheit zu prüfen, ſo wie auf der andern die Principien des Leibnitziſchen Dogmatismus, ohne alle Vorliebe, und mit aller der Deutlichkeit, der ich fähig bin, und der die Materie empfänglich iſt, vorzutragen. So viel ſehe ich wol zum voraus, daß Leibnitzens dogmatiſche Philoſophie, da ſie über die Gränzen der Sinnenerkenntniß hinausgeht, nicht mit dem Lichte geſehen werden kann, womit wir in der Region der Erſcheinungen zu ſehen gewohnt ſind, und welches allein für wahres, untrügliches Licht gehalten wird. Es iſt daher natürlich, daß einer Philoſophie, die uns über dieſe Gränzen in das Gebiet des Unſinnlichen führt, — daß einer ſolchen Philoſophie vorgeworfen wird, daß ſie dunkel, oder daß ihr Licht ein täuſchendes ſey. Indeß finden wir doch nur in dieſen Regionen die Gegenſtände, deren gewiſſe Erkenntniß dem menſchlichen Geiſte zu ſeiner Beruhigung und zu der Harmonie ſeines

nes Gedankenſyſtems in dem Theoretiſchen und Praktiſchen unentbehrlich ſind.

Um in dieſer Unterſuchung mit aller möglichen Sicherheit fortzugehen, wollen wir Schritt vor Schritt genau bemerken, worin beide Theile einig ſind, und worin ſie von einander abweichen.

I.

Der Dogmatismus iſt darin völlig mit dem tranſcendentalen Idealismus eins:

1. daß alle apodiktiſchgewiſſe Vernunftwahrheiten müſſen nothwendige Wahrheiten ſeyn;

2. daß ſie alſo müſſen ewige Wahrheiten ſeyn;

3. daß ihre Hauptbegriffe folglich keine unmittelbare Erfahrungsbegriffe, oder Begriffe von wirklichen und einzelnen Dingen ſeyn können:

4. daß ſie alſo nur Begriffe von allgemeinen und an ſich möglichen Dingen ſeyn können;

5. daß daher endlich, da alles an ſich mögliche nothwendig und ewig iſt, die Gegenſtände dieſer Begriffe an ſich, ihre Begriffe aber in dem göttlichen Verſtande (wenigſtens als Ideal) nothwendig und ewig ſeyn müſſen.

6. Wenn dieſes heißt: die Hauptbegriffe der nothwendigen und apodiktiſch gewiſſen Wahrheiten müſ-

müſſen Begriffe a priori ſeyn; ſo hat es niemand beſſer erkannt, als Leibnitz, der, wie wir ſchon mehrmals angeführt haben, die allgemeinen Begriffe und die nothwendigen Wahrheiten für die eigenthümlichen Gegenſtände des Verſtandes erklärt.

So weit wären alſo beide Theile eins. Allein nun ſagt Leibnitz:

1. Es folgt nicht hieraus: daß die klare und deutliche Erkenntniß dieſer nothwendigen und ewigen Gegenſtände oder dieſe allgemeinen Vernunftbegriffe oder Begriffe a priori nicht können aus unmittelbaren Erfahrungsbegriffen entwickelt und von denſelben abſtrahirt werden; denn ſie ſind in ihnen wie höhere Begriffe in den niedrigern enthalten.

2. Man kann daher ohne Bedenken behaupten: es könne mit der apodiktiſchen Gewißheit gar wohl beſtehen, daß die Hauptbegriffe deſſelben a poſteriori erhaltene oder von Erfahrungsbegriffen abſtrahirte Begriffe ſeyen. (S. Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 133.)

3. Denn aus einzelnen Begriffen können allgemeine abſtrahirt werden, und wenn durch dieſe allgemeinen Begriffe das Prädikat in einem Urtheile

theile bestimmt wird: so ist es ein allgemeines Vernunfturtheil, das nothwendig und apodiktisch gewiß ist.

4. Ein solches Urtheil, dessen allgemeine Hauptbegriffe aus Erfahrungsbegriffen abstrahirt sind, hat daher nicht, wie H. Kant sagt, (s. Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 130.) alle Zufälligkeit der Wahrnehmungen.

5. In dem Ausdrucke: aus der Erfahrung entlehnt, liegt eine Zweydeutigkeit. Wenn das heißt: die allgemeinen Hauptbegriffe eines Urtheils sind bloß aus Erfahrungsbegriffen abstrahirt, obgleich das Prädikat durch den Begriff des Subjekts bestimmt wird; — und von solchen ist hier die Rede —: so ist ein solches ein nothwendiges apodiktisch gewisses Urtheil.

6. Nur als dunkle Begriffe liegen die allgemeinen Begriffe vor den Empfindungen in der Seele, als klare und deutliche müssen sie aus den Empfindungen abstrahirt werden; allein diese Folge der Begriffe in Ansehung ihrer Entwicklung in dem menschlichen Verstande hat auf die Nothwendigkeit der Urtheile, worin sie enthalten sind, keinen Einfluß. Alles kömmt darauf an, ob

das

das Prädikat durch das Subjekt bestimmt wird, der allgemeine Begriff dieses Subjekts mag uns übrigens anerschaffen, oder aus den Empfindungen abstrahirt seyn. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 400 — 402. n. 8.)

2.

Wenn wir von den Begriffen überhaupt zu den sinnlichen oder bildlichen Begriffen fortgehen, so kommen beide Theile wiederum in folgendem überein;

1. der allgemeine Begriff des Raumes liegt allen äußern Anschauungen zum Grunde, d. i.

a. der allgemeine Begriff des Raumes kann ohne die besondern Modifikationen der räumlichen Dinge, z. B. ohne Farbe, Undurchdringlichkeit u. s. w. gedacht werden. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S 402. n. 9.)

b. Man kann ihn ohne Unterschied der Materie denken, so wie die Ausdehnung in der Geometrie gedacht wird.

2. Man kann sich nie eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sey; das heißt: in den Bildern der äußern Sinne kann man von allem, nur

nur nicht von dem Raume oder dem bloßen Nebeneinanderſeyn der Dinge abſtrahiren; denn ſonſt würde gar nichts Bildliches übrig bleiben. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 403.)

Nun folgert aber der transſcendentale Idealismus hieraus:

1. daß der allgemeine Begriff des Raumes vor allen Empfindungen vorhergehe, und daß

2. auf der Nothwendigkeit deſſelben a priori die apodiktiſche Gewißheit aller geometriſchen Grundſätze beruhe.

Allein, was den erſten Satz betrifft: ſo folgt aus den Vorderſätzen, auf die er gebauet wird, weiter nichts, als daß die äußern Empfindungen nicht ohne den Begriff des Raums ſeyn können, welches allerdings wahr iſt; aber nun ſind immer noch die beiden Fälle möglich, daß dieſer entweder vor ihnen, oder nur mit ihnen zugleich, da ſey. Der erſtere Fall findet nur in Anſehung des Raumes Statt, ſofern die dunkeln Vorſtellungen des Raumes vor den klaren Empfindungen der Gegenſtände der äußern Sinne vorhergehen.

Bey dem andern Satze müſſen wir etwas länger verweilen; denn er iſt von der größten Wichtigkeit,

keit, und bedarf, ehe man ihn annehmen oder verwerfen kann, einer genauen Zergliederung. Er enthält eigentlich zwey Sätze.

1. Der Begriff des Raumes ist a priori nothwendig. „Der Raum, sagt Hr. Kant, ist eine nothwendige Vorstellung a priori."

Was heißt hier Raum? — Heißt es: die Möglichkeit des stätigen Nebeneinanderseyns endlicher Substanzen, oder die objektiven Gründe des abstrakten Begriffes des Raumes in ihrer Möglichkeit betrachtet: so ist der Raum allerdings nothwendig und a priori. (S. oben n. 5. 6.) — Heißt es der wirkliche Raum, oder die wirklichen Dinge, die die objektiven Gründe des Begriffes des Raumes sind? — diese können nicht schlechterdings nothwendig seyn. — Heißt es endlich der wirkliche Begriff des Raumes in der endlichen Vorstellungskraft? — Dann müssen wir erst fragen:

Was heißt hier nothwendig? — Heißt es schlechterdings oder bedingt nothwendig? — Schlechterdings nothwendig kann der wirkliche Begriff des Raumes in der endlichen Vorstellungskraft nicht seyn; sondern nur bedingt noth-

nothwendig, ſofern die objektiven und ſubjektiven Gründe deſſelben in der Vorſtellungskraft ſind. So kann auch das Bild des Raumes nur bedingt nothwendig ſeyn; denn es wird durch die ſubjektiven Schranken der Vorſtellungskraft beſtimmt.

2. „Auf der Nothwendigkeit des Raumes a priori beruhet die apodiktiſche Gewißheit aller geometriſchen Grundſätze.„ —

Wenn dieſes ſo viel ſagen will:

> Die geometriſchen Wahrheiten ſind apodiktiſch gewiß, ſofern ihre nothwendigen allgemeinen Begriffe bildlich ſind,

und wenn bewieſen werden kann, daß dieſes Bildliche eine ſchlechterdings nothwendige Bedingung der apodictiſchen Gewißheit iſt: ſo iſt die Sache zum Vortheil des transſcendentalen Idealismus ausgemacht, er ſteht unerſchütterlich, und wir müſſen auf alle apodiktiſche Gewißheit der Erkenntniß der reinen Vernunft Verzicht thun. Denn es wird nun kein ſynthetiſcher Satz, deſſen Hauptbegriffe nicht Anſchauungen, oder bildliche Merkmale enthalten, apodiktiſch gewiß ſeyn können.

Es iſt alſo gewiß der Mühe werth, daß wir dieſen wichtigen Satz mit der größten Sorgfalt von allen Seiten prüfen. Ich glaube völlig beweiſen zu können, daß er falſch ſey.

**Die Nothwendigkeit der geometriſchen Wahrheiten kann gar nicht in den bildlichen Merkmahlen ihrer Begriffe gegründet ſeyn.**

## Erſter Beweis.

**Aus der Zufälligkeit und Veränderlichkeit der ſubjektiven Gründe dieſer Bilder oder Anſchauungen.**

1. Wir haben geſehen, daß die Begriffe der ſchlechterdings nothwendigen und ewigen Wahrheiten müſſen ſchlechterdings nothwendig und ewig ſeyn; allein nur in ihren Gegenſtänden, die Begriffe ſelbſt aber in dem göttlichen Verſtande. (S. oben n. 5. 6.) In dem göttlichen Verſtande iſt aber unmittelbar keine bildliche Vorſtellung des Raumes, ſondern nur mittelbar, ſofern er die ſubjektiven Schranken der endlichen Vorſtellungskräfte erkennt. Wir mögen alſo die abſolute Nothwendigkeit der Begriffe in den noth-

nothwendigen Wahrheiten von Seiten ihrer Gegenſtände oder von Seiten der Begriffe in dem göttlichen Verſtande betrachten; ſo liegt ſie keinem von beiden Fällen in dem Bildlichen.

2. Ich glaube, nach meiner beſten Ueberzeugung, hinlänglich bewieſen zu haben, daß das, was in den Begriffen von Raume bildlich iſt, nur ſubjektive Gründe habe, nämlich in den Schranken des vorſtellenden Subjects. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 378. 379.) Dieſes Subjektive aber iſt veränderlich und zufällig, es kann alſo unmöglich der zureichende Grund von der abſoluten Nothwendigkeit der ewigen Wahrheiten, und folglich auch nicht von ihrer apodiktiſchen Gewißheit ſeyn; dieſer Grund kann nur in dem Objektiven ſeyn. Wenn die Wahrheit: „zwiſchen zwey Punkten iſt nur Eine gerade Linie möglich, eine ewige und ſchlechterdings nothwendige Wahrheit ſeyn ſoll: ſo muß ſie wahr ſeyn, wenn auch alle ſubjektiven Schranken der vorſtellenden Kraft, und mit ihnen alle bildliche Vorſtellung, aufgehoben werden: ſie muß alſo bloß, um der objektiven Gründe willen, wahr ſeyn.

## Zweyter Beweis.

### Aus der Unmöglichkeit der Anſchauungen *a priori*, oder der allgemeinen Bilder.

Von dem Raume müſſen eingeſchränkte Kräfte, die mit Verſtande begabt ſind, nothwendig zweyerley Begriffe, bildliche und unbildliche, haben. Der bildliche Begriff vom Raume muß allemal beſtimmt, der unbildliche unbeſtimmt ſeyn. Ohne dieſe Unterſcheidung entſtehen unvermeidliche Widerſprüche; denn man verbindet bald mit dem Erſtern ſolche Prädikate, die nur dem Letztern, und bald mit dem Letztern ſolche Prädikate, die nur dem Erſtern zukommen.

1. Man verbindet mit dem bildlichen Begriffe des Raumes das Prädikat unendlich. — Ich glaube, daß ich den kritiſchen Idealismus ſo recht verſtehe; denn er ſagt, die beſondern Räume unterſcheiden ſich bloß durch ihre Schranken, der allgemeine bildliche Begriff, oder die reine Anſchauung des Raumes iſt alſo ohne Schranken, alſo die bildliche Vorſtellung von einem unendlichen Raume.

   Ein bildlicher Begriff oder eine Anſchauung von einem unendlichen Raume iſt aber ganz unmöglich. Das läßt ſich aus Vernunftgründen beweiſen, und die Erfahrung iſt nicht dagegen. Aller Raum, den wir durch das Geſicht und

und das Gefühl wahrnehmen, iſt ein begränzter Raum; die empiriſche Einbildungskraft im eigentlichſten Verſtande kann aber keine Vorſtellung anders wiederholen, als mit den Beſtimmungen, womit die Empfindung in der Seele geweſen iſt. Das Dichtungsvermögen kann in den Bildern etwas zuſetzen, verſetzen und abnehmen; aber ſo wenig die Einbildungskraft alle Zuſammenſetzungen der Bilder vorſtellen kann, die dem Muthwillen der Dichtungskraft einfallen mögen; eben ſo wenig kann ſie auch die Bilder ohne alle die Beſtimmungen vorſtellen, die die Dichtungskraft davon abſondern möchte. Wenn alſo die Dichtungskraft von dem Bilde des Raumes alle Schranken abſondern ſollte: ſo würde es die Einbildungskraft nicht darſtellen können. Denn die Einbildungskraft kann nur einzelne Dinge darſtellen; die Schranken ſeines Raumes gehören aber zu der Individualität eines räumlichen Dinges. Die Erfahrung ſtimmt mit dieſer Bemerkung völlig überein. Ich kann mir nicht einmal ein Bild von einer einzigen unendlichen Dimenſion, ich kann mir kein Bild von einer unendlichen Linie machen; noch weniger werde ich mir ein Bild von mehreren unendlichen Dimenſionen, von einer unendlichen Fläche, von einem unendlichen Körper machen können.

2. Soll alſo ein Begriff von einem Raume ohne Schranken möglich ſeyn: ſo muß es ein unbildlicher Begriff ſeyn; ein Begriff des Verſtandes, ein Begriff, der nur die allgemeinen Beſtimmungen der letzten Gründe des Bildes von dem Raume enthält. Alsdann verhalten ſich aber die Bilder des Raumes zu dem allgemeinen Begriffe deſſelben nicht wie die Theile zu ihrem Ganzen, ſondern wie niedrige Begriffe zu ihrem höhern; der in ihnen, in Anſehung ſeiner Größe, ſeiner Beſchaffenheiten und Verhältniſſe, ſeiner Materie, Farbe ꝛc. beſtimmt iſt.

3. Es iſt daher eine ganz falſche Vorſtellung, wenn der kritiſche Idealismus (S. Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 134.) ſagt: „die beſondern „Räume ſind Theile deſſelbigen alleinigen Raumes, ſie ſind Einſchränkungen dieſes alleinigen „Raumes, die in ihm als ſeine Theile gedacht „werden.„ Denn Theile beziehen ſich auf ein Ganzes, und kein unendliches Aggregat kann ein Ganzes ſeyn.

Ein unbeſtimmter, unendlicher, bildlicher Begriff vom Raume, oder eine reine Anſchauung deſſelben iſt daher ein Unding, eine Täuſchung, welche daher entſteht, daß immer unvermerkt bald dem Verſtande das Bild der Einbildungskraft,

kraft, bald der Einbildungskraft der Begriff des Verſtandes untergeſchoben wird. Kein Bild der Einbildungskraft kann unbeſtimmt, nichts unbeſtimmtes kann bildlich ſeyn.

Gleichwol glaubt man ſich von einem allgemeinen Dinge ein Bild machen zu können, ſo wie der kritiſche Idealismus eine reine Anſchauung, das iſt, ein allgemeines Bild des Raumes für möglich hält. Die Quelle dieſes Irrthums ſcheint mir folgende zu ſeyn. Wir ſtellen uns oft das allgemeine Ding in dem einzelnen, das höhere in dem niedrigern vor. Wir demonſtriren uns oft die allgemeinſten Affektionen des Dreyecks, z. B. daß ſeine drey Winkel = 2 R. ſind, welches von allen Dreyecken ohne Ausnahme gilt, an einem einzelnen Dreyeck, das wir entweder empfinden, wenn wir es vor uns gezeichnet ſehen, oder durch die Einbildungskraft vorſtellen. In beiden Fällen muß es in Abſicht auf alle ſeine Beſtimmungen völlig beſtimmt ſeyn. Allein dieſe Beſtimmungen, die nicht zu dem Beweiſe gehören, ſondren wir in Gedanken ab, wir beachten ſie nicht, wir beachten nur die Beſtimmungen, die zu dem allgemeinen Begriffe des Dreyecks gehören. Hier iſt, wie es Berkley nennt, das Bild des einzelnen Dreyecks nur

ein (weſentliches) Zeichen des allgemeinen Dreyecks, welches Letztere weder den Sinnen, noch der Einbildungskraft dargeſtellt werden kann. Eben ſo wenig kann ein Bild des allgemeinen Raumes der Einbildungskraft dargeſtellt werden: wenn ſie es ſich vorzuſtellen glaubt, ſo wird ſie dadurch getäuſcht, daß der Verſtand in ihrem Bilde nur das Allgemeine, nicht die Schranken, nicht die Beſtimmungen beachtet, die zu ſeiner Individualität gehören.

Ich muß es alſo wiederholen, eine reine Anſchauung oder ein allgemeines Bild des Raums ſcheint mir ein Hirngeſpinſt, es iſt ein allgemeines Ding, das wir uns bloß in dem Einzelnen durch Abſonderung vorſtellen. Es giebt keine andere Anſchauung als die empiriſche, die reine iſt ein Verſtandesbegriff von einem allgemeinen Dinge, das der Verſtand ſich in dem Bilde der Imagination vorſtellt.

Die Anſchauungen oder Bilder der geometriſchen Figuren, die ſich der Sinn oder die Imagination vorſtellt, dienen daher dem Verſtande bloß, um in ihnen die allgemeinen Begriffe zu denken, die in den Sätzen der Geometrie enthalten ſind. In den Axiomen, die Leibnitz ab-

abgeleitete, und H. Kant ſchlechtweg Axiome nennt, begnügen ſich auch die beſten Lehrer der Geometrie, ſelbſt Euklides, und nach ihrem Bedürfniß mit Recht, die Wahrheit unentwickelt zu denken. Damit kann in einigen Fällen die gröſßte Evidenz beſtehen, in andern ſcheint aber dieſe Evidenz zu fehlen. Jedermann erkennt z. B. den Satz für augenſcheinlich: zwiſchen zwey Puncten iſt nicht mehr als Eine gerade Linie möglich. Hingegen geſtehet man dem eilften Axiom des Euklides: zwey Linien, die mit einer dritten zwey Winkel machen, die kleiner ſind, als zwey rechte, wenn ſie ins unendliche fortgezogen werden, durchſchneiden ſich von der Seite, wo die kleinern Winkel ſind, — dieſem Axiom, ſag' ich, geſtehet man ſo wenig, ohne Beweis, die gehörige Evidenz zu, daß mehrere Mathematiker dieſen Beweis gewünſcht, und einige ihn verſucht haben. Wodurch erhält der erſtere von dieſen Sätzen ſeine Evidenz, und warum fehlt ſie dem letztern? In beiden enthält das Subjekt den Begriff von Linien, alſo von räumlichen Dingen, warum iſt gleichwol nur der eine, ohne Beweis, apodiktiſch gewiß, der andere aber nicht? — Darum, weil in dem Subjekte des einen der Begriff von einem endlichen, in Anſehung ſeiner Schranken beſtimm-

ten Raume, in dem Subjekte des andern aber der Begriff von einem unendlichen, in Anſehung ſeiner Schranken unbeſtimmten Raume enthalten iſt; von dem einen kann ſich die Imagination ein Bild machen, in welchem der Verſtand das Allgemeine vorſtellen kann, von dem andern aber nicht; denn die Einbildungskraft kann ſich eben ſo wenig etwas unbeſtimmtes, z. B. eine Linie ohne Schranken ihrer Länge vorſtellen, als ſie den Sinnen kann vorgezeichnet werden. Der Satz von den Paralellinien muß alſo durch einen Beweis gewiß gemacht werden, und dieſer muß zuletzt entweder auf ein abgeleitetes Axiom zurückgeführt werden; ein ſolches erhält aber ſeine Evidenz bloß, daher, daß ſich der Verſtand die Wahrheit deſſelben in dem Bilde vorſtellt, oder er ſchlieſit ſich am Ende an ein urſprüngliches Axiom an; deſſen apodiktiſche Gewißheit bloß in dem Begriffe des Subjektes gegründet iſt.

Wenn es alſo keine einzelne apodiktiſchgewiſſe Vernunftwahrheiten giebt, wenn die Subjekte aller Wahrheiten, die keine einzelne Wahrheiten ſind, müſſen allgemein ſeyn, keine Anſchauung aber eine Vorſtellung von einem allgemeinen Dinge ſeyn kann: ſo kann der Grund der Wahrheit und Gewißheit nicht in dem

Bild-

Bildlichen des Subjekts, er muß in dem intelligiblen, in dem Verſtandesbegriffe von den Gründen des Bildes liegen. Anſtatt alſo zu ſagen; es giebt keine ſynthetiſchen Sätze a priori aus Begriffen, müſſen wir ſagen: es giebt keine andern ſynthetiſchen Sätze *a priori*, als aus Begriffen.

Ich muß erwarten, ob dieſe Argumente können widerlegt werden; es ſind vielleicht Schwierigkeiten dagegen möglich, die ich überſehen habe; denn ich vermeſſe mich nicht unfehlbar zu ſeyn. Sind ſie aber unwiderleglich: ſo iſt die Sache der dogmatiſchen Philoſophie gerechtfertigt. Denn, ſind die Gründe der Wahrheit in der Geometrie nicht das Bildliche und Subjektive ihrer Begriffe, ſondern das Objektive derſelben: ſo giebt es wahre ſynthetiſche Urtheile, deren Wahrheitsgründe nicht in bildlichen Merkmalen ſind, — es ſind ſynthetiſche Urtheile des reinen Verſtandes möglich, und ſie können apodiktiſch gewiß ſeyn — wahre Dinge, Dinge, die keine Erſcheinungen ſind, Dinge an ſich ſind erkennbar, auch in Anſehung ihrer allgemeinen Beſtimmungen dem endlichen Verſtande erkennbar, — es ſind von ihnen ſynthetiſche allgemeine Vernunfturtheile möglich, d. i. ſolche, deren Prädikate Attribute des Subjekts ſind, (ſ. Phil. Mag. B. I. St. 3. Nr. 3.) dieſe können apodiktiſch gewiß ſeyn, denn die Gründe der Wahrheit

heit und der apodiktiſchen Gewißheit ſelbſt der geometriſchen Grundſätze ſind nicht in dem Bildlichen und Subjektiven ihrer Begriffe, ſondern in ihrem unbildlichen Objektiven.

Die Erkenntniß der unſinnlichen Gegenſtände wäre alſo gerettet. Ich bin weit entfernt, mir das Verdienſt dieſer Rettung zuzuſchreiben. Ich habe weiter nichts gethan, als eine Theorie ins Licht zu ſtellen, die alle Rechtfertigungsgründe unſerer reinen Verſtandeserkenntniß in ihrem ganzen Umfange enthält. Hr. Kant hat das Verdienſt, die Erörterung dieſer Theorie veranlaßt zu haben. Und hier werden vielleicht die unverdächtigen Verſicherungen meiner aufrichtigen Achtung ſeiner philoſophiſchen Verdienſte am rechten Orte ſtehen. Die deutſche Philoſophie, die vielleicht, gleich einem thatenreichen Sieger, auf ihren Lorbeern eingeſchlafen wäre, hat es ihm zu danken, daß ſie ſeine Angriffe genöthigt haben, ihre vernachläſſigten Schätze von neuem zu muſtern.

IV.

Digitized by Google

# IV.

## Etwas über die Kantiſche Critik des coſmologiſchen Beweiſes für das Daſeyn Gottes.

Ohne mich auf eine vollſtändige Unterſuchung der Gründe einzulaſſen, durch welche Kant in ſeiner Critik der reinen Vernunft die Ungültigkeit des coſmologiſchen Beweiſes vom Daſeyn Gottes darzuthun ſucht, will ich mich blos darauf einſchränken, einige der Bedenklichkeiten, die mir in Abſicht auf dieſelbe übrig zu ſeyn ſcheinen, und die zum Theil auch von andern ſchon berührt, aber von der Kantiſchen Schule noch nicht gehoben worden ſind, vorzutragen.

Kant behauptet (Critik der reinen Vernunft II. Aufl. S. 634. ff.)

I. „Es ſey eigentlich nur der ontologiſche Beweis aus lauter Begriffen, der in dem ſo genannten coſmologiſchen alle Beweiskraft enthalte„; und dieſe Behauptung ſucht er durch folgenden Schluß (S. 636) ein-

einleuchtend zu machen: „Wenn der Satz richtig ist: Ein jedes schlechthin nothwendiges Wesen ist zugleich das allerrealste Wesen (als welches der nervus probandi des cosmologischen Beweises ist); so muß er sich, wie alle bejahende Urtheile, wenigstens per accidens umkehren lassen; also: Einige allerrealste Wesen sind zugleich schlechthin nothwendige Wesen. Nun ist aber ein Ens realissimum von einem andern in keinem Stücke unterschieden, und, was also von einigen unter diesem Begriffe enthaltenen gilt, das gilt auch von allen. Mithin werde ichs (in diesem Falle) auch schlechthin umkehren können, d. i. ein jedes allerrealstes Wesen ist ein nothwendiges Wesen. Weil nun dieser Satz blos aus seinen Begriffen a priori bestimmt ist; so muß der bloße Begriff des realsten Wesens auch die absolute Nothwendigkeit desselben bey sich führen; welches eben der ontologische Beweis behauptete, und der cosmologische nicht anerkennen wollte, gleichwol aber seinen Schlüssen, obschon versteckter Weise, unterlegte.„

Allein

1. Wäre auch dieser Schluß vollkommen bündig, so würde doch die darauf gegründete Einwendung nur Eine, nicht alle die Wendungen treffen, welche man dem cosmologischen Beweise geben kann, und wirklich gegeben hat. Denn man schließt, wie schon

Hr.

Hr. Prof. Abel (Verſuch über die Natur der ſpeculativen Vernunft 1787. S. 262.) erinnert hat, die höchſte Realität des Urweſens nicht blos aus der abſoluten Nothwendigkeit ſeines Daſeyns, ſondern auch daraus, daß in demſelben der Grund der Realitäten enthalten iſt, die in der Welt angetroffen werden, oder daraus, daß alles Eingeſchränkte als abhängig von dem Uneingeſchränkten gedacht werden muß. Und dieſem Schluſſe könnte wol ſelbſt Kant die Gültigkeit nicht abſprechen, wenn er einerſeits einräumte, daß das Daſeyn eingeſchränkter Weſen durch die theoretiſche Vernunft erweislich ſey, und andererſeits dieſer das Recht nicht ſtreitig machte, ſubjektiv nothwendige Grundſätze auf das Objektive überzutragen. Denn in der Berliner Monatsſchrift Oct. 1786. (S. 312.) behauptet er ſelbſt, daß unſere Vernunft ein Bedürfniß fühle, den Begriff des Uneingeſchränkten dem Begriffe alles Eingeſchränkten zum Grunde zu legen. Alſo muß er auch, wie es ſcheint, zugeben, daß die Vernunft genöthigt ſey, dem Daſeyn alles Eingeſchränkten das Daſeyn des Uneingeſchränkten zum Grunde zu legen.

2) Aber ſelbſt in Anſehung des Schluſſes von der abſoluten Nothwendigkeit des Daſeyns auf die höchſte Vollkommenheit hat Kant meines Erachtens nicht erwieſen, daß er mit dem ontologiſchen Beweiſe

im

im Grunde einerley ſey. Denn es läßt ſich, wie ich glaube, durch eine genauere logiſche Zergliederung zeigen, daß der Kantiſche Beweis auf einen Trugſchluß hinauslaufe. Es iſt nemlich klar, daß der bey dem coſmologiſchen Beweiſe vorkommende Satz: „Ein jedes ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt zugleich das allerrealſte Weſen, „entweder ſo verſtanden werden muß: Ein jedes außer meiner Vorſtellung abſolut nothwendiges Weſen iſt auch außer meiner Vorſtellung ein höchſt reales Weſen; oder daß er dieſen Sinn hat: Ein jedes in meiner Idee ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt auch in meiner Idee ein höchſt vollkommenes Weſen. Nun mag man bey dem erſteren Satze die Beſtimung: Außer meiner Vorſtellung, als eine Beſtimmung des Prädicats: Allerrealſtes Weſen, oder als eine Beſtimmung des Begriffs vom Seyn betrachten, ſo kommt der Schlußſatz, den Kant zu beweiſen ſucht, nicht hervor. Denn in dem erſtern Falle erhält man, wenn man ihn auch mit Kant ſchlechthin umkehren will, keinen andern als folgenden Satz: Ein jedes Weſen, welches außer unſerer Vorſtellung die höchſte Realität beſitzt, hat auch außer unſerer Vorſtellung eine abſolut nothwendige Exiſtenz. Und dieſen Satz kann man doch wol für wahr halten, ohne genöthigt zu ſeyn, den Carteſianiſchen Beweis für gültig zu erkennen. Allein nach Kants eigenen Grundſätzen iſt man nicht einmal berechtigt,

jenen

jenen Satz ſchlechthin umzukehren. Denn Kant behauptet mit Gaſſendi, Göden, Dryſhoud, und andern (und man kann auch, ſo viel ich einſehe, wenigſtens ohne Nachtheil für den coſmologiſchen Beweis behaupten,) daß das Daſeyn und die Art des Daſeyns keine beſondere Realität — kein reales Prädikat irgend eines Dinges ſey. Unter dieſer Vorausſetzung aber iſt der Schluß fehlerhaft, durch welchen er darzuthun ſucht, daß man den Satz: „Ein jedes ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt zugleich ein allerrealſtes Weſen„, ſchlechthin umkehren dürfe. Wenn man nemlich denſelben in ſchulgerechter Form darſtellt, ſo lautet er ſo: „Wenn ein höchſt reales Weſen von dem andern in gar keinem Stücke (weder in Abſicht auf ein reales, noch in Hinſicht auf irgend ein anderes Prädicat) unterſchieden iſt; ſo kommt auch dem einen eben dieſelbe Art des Daſeyns, wie dem andern, zu. Nun iſt ein höchſt reales Weſen von dem andern in Anſehung keines realen Prädicats verſchieden; folglich kann auch in Abſicht auf die Art des Daſeyns kein Unterſchied zwiſchen dem einen und andern ſtattfinden.„ Wer ſieht aber nicht bey dem erſten Blicke daß dieſer Schlußſatz mehr enthält, als die Prämiſſen? Es erhellt von ſelbſt hieraus, daß man unter obiger Vorausſetzung auch nicht befugt ſey, den Satz: Ein jedes außer unſerer Vorſtellung ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt außer unſerer Vorſtellung ein al-

lerrealſtes Weſen; in dieſen zu verwandeln: Ein jedes allerrealſtes Weſen iſt außer unſerer Vorſtellung ſchlechthin nothwendig.

Mit dem zweyten Satze: „Ein jedes in meiner Idee ſchlechthin nothwendiges Weſen iſt auch in meiner Idee ein höchſt vollkommenes Weſen; hat es dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem erſten. Man kann nemlich mit Sam. Werenfels und andern einräumen, daß auch jener Satz, ſchlechthin umgekehrt, wahr ſey, ohne nöthig zu haben, die Gültigkeit des Carteſianiſchen Beweiſes einzuräumen. Denn man kann denn doch immer noch daran zweifeln *), ob nicht Cartes blos bittweiſe die Vorausſetzung angenommen habe, daß der Idee vom allervollkommenſten Weſen irgend ein Object außer unſerem Gemüthe correſpondire. Erklärt man ſich aber mit Kant und andern für die Meinung, daß das Daſeyn nicht zu den realen Prädicaten des allerrealſten Weſens gehöre, ſo macht man ſich eines logiſchen Fehlers ſchuldig, wenn man obigen Satz ſchlechthin umkehrt. Denn unter jener Vorausſetzung könnte man ſich allerdings irgend ein höchſt reales Weſen denken, ohne mit dem Begriffe deſſelben den Begriff von abſolutnothwendiger Exi-

*) Vergl. *Sam. Werenfels* judicium de argumento Carteſii pro exiſtentia Dei, petito ab ejus idea, in ſeinen Opuſc. theol. philoſ. et philol. ed. II. Lauſ. et Gen. 1739. T. II. S. 205. ff.

Exiſtenz zu verknüpfen, ob man ſich gleich genöthigt ſähe, von der letzteren Idee zu der erſteren überzugehen.

Ich glaube daher ohne Vermeſſenheit behaupten zu können, daß der erſte Einwurf, den Kant dem coſmologiſchen Beweiſe entgegenſetzt, und den ſeine Anhänger zwar wiederholt, aber auf keine Art verſtärkt haben, nicht zu den gültigen gerechnet werden könne; und ich bin ſogar in Verſuchung, zu vermuthen, daß Kant ſelbſt kein ſo großes Gewicht auf denſelben lege, als es vielleicht bey dem erſten Anblicke ſcheinen möchte. Wenigſtens räumt er ſelbſt (Crit. der rein. Vern. S. 614. f.) ein, daß der Begriff eines Weſens von der höchſten Realität ſich unter allen Begriffen möglicher Dinge zu dem Begriffe eines unbedingt nothwendigen Weſens am beſten ſchicke; und daß, wenn einmal das Daſeyn irgend eines nothwendigen Weſens zugegeben werde, und man darin übereinkomme, daß man ſeine Partey ergreifen müſſe, worin man daſſelbe ſetzen wolle, man nicht ſchicklicher wählen könne, oder vielmehr keine Wahl habe, ſondern genöthigt ſey, der abſoluten Einheit der vollſtändigen Realität ſeiner Stimme zu geben. „ Und da er an einem andern Orte (Crit. der pract. Vern. S. 256.) behauptet, daß das Bedürfniß der ſpeculativen Vernunft, den für ſie unvermeidlichen Begriff eines ſchlechterdings nothwendigen Weſens näher zu beſtimmen, auf einem objectiven Grunde beruhe; ſo

ſcheint allerdings nach ſeinem eigenen Urtheile der Satz objectiv gegründet, und folglich auch objectivgültig zu ſeyn, daß dem abſolut nothwendigen Weſen die höchſte Realität zukomme.

II. Was aber diejenigen Gründe betrifft, mit welchen Kant (Crit. der rein Vern. S. 637. f.) den Beweis von dem Daſeyn eines abſolut nothwendigen Weſens beſtreitet, ſo will ich mich, da ich eine directe Widerlegung derſelben zum Theil ſchon an einem andern Orte verſucht habe, gegenwärtig damit begnügen, einige Zweifel vorzubringen, auf die man bey einer Vergleichung derſelben mit andern Kantiſchen Aeußerungen ſehr leicht ſtoßen kann, und deren Auflöſung ich in Kants und ſeiner Anhänger Schriften vergeblich geſucht habe.

1. In der Berliner Monatsſchrift nemlich (Oct. 1786. S. 313. ff) behauptet Kant, daß die Vernunft ohne die Vorausſetzung des Daſeyns Gottes ſich von der Zufälligkeit der Exiſtenz der Dinge in der Welt gar keinen befriedigenden Grund angeben könne, und folglich, des Mangels an Einſicht unerachtet, einen genugſamen ſubjectiven Grund habe, die Exiſtenz eines Urweſens anzunehmen. Aber mit welchem Rechte und in welchem Sinne kann er dies wol behaupten, wenn er die Gründe als gültig vorausſetzt, durch welche er in der Critik der reinen Vernunft die Nichtigkeit des Schluſſes von dem Zufälligen

auf

auf eine abſolutnothwendige Urſache darzuthun ſucht? *) Wenn der Begriff von Zufälligkeit ſowol als der darauf ſich beziehende Grundſatz der Cauſalität nur in der Sinnenwelt Bedeutung hat; wie kann denn die Vernunft vermittelſt deſſelben über die Sinnenwelt hinauskommen, und zu einer intelligiblen Urſache ſich emporſchwingen? Wenn von der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe über einander gegebener Urſachen in der Sinnenwelt nicht auf eine erſte Urſache geſchloſſen werden darf; mit welchem Rechte kann die Vernunft die Frage, ob eine erſte Urſache der zufälligen Dinge in der Welt exiſtire, bejahend beantworten? Und wenn ſelbſt der Begriff von Nothwendigkeit nicht ohne alle Bedingung ſtattfinden kann; wenn es eine falſche Selbſtbefriedigung der Vernunft iſt, daß man endlich alle Bedingung wegſchafft, und, da man alsdenn weiter Nichts begreifen kann, dieſes für eine Vollendung ſeines Begriffs annimmt; wie kann denn wol die Vorausſetzung des Daſeyns eines ſchlechthin unbedingten oder ſchlechthin nothwendigen Weſens als ein befriedigender Grund von dem zufälligen Daſeyn der Dinge in der Welt angeſehen werden?

Die Unterſcheidung zwiſchen objektiv und ſubjektiv zureichenden Gründen thut offenbar dieſen Fragen keine Genüge: denn nun entſteht die neue Frage: für



*) Vergl. Abels Verſuch über die Natur der ſpeculativen Vernunft S. 67. f.

welche Vernunft, oder für welche Subjekte, iſt denn der von der Zufälligkeit der Welt hergenommene Ueberzeugungsgrund von dem Daſeyn eines abſolut nothwendigen Weſens zureichend? für diejenigen blos, welche die Kantiſchen Einwürfe dagegen für ungültig halten? oder auch für diejenigen, welche mit Kant glauben, daß in dem coſmologiſchen Argumente ſich ein ganzes Neſt von dialektiſchen Anmaßungen verborgen halte, und daß überhaupt die Uebertragung ſubjektiver Vernunftgrundſätze auf das Objective eine bloße, obzwar unvermeidliche Täuſchung ſey? Wie für die letzteren der coſmologiſche Beweis ein zureichender Grund zur Annehmung der Exiſtenz eines Urweſens ſeyn könne, bin ich in der That nicht vermögend einzuſehen. Für mich wenigſtens iſt es eben ſo unmöglich, einen vorgeblichen Beweis, von dem ich glaube, daß er auf eine bloße Täuſchung hinauslaufe, für zulänglich zu halten, als irgend einen Satz ohne zureichenden Grund anzunehmen. Wollte aber etwa die Kantiſche Schule die Ueberzeugungskraft jenes Beweiſes einzig den Subjekten von der erſteren Art überlaſſen; ſo müßte ſie wenigſtens denn, wenn ſie dieſen Vernunft nicht abſprechen wollte, einräumen, daß die Kantiſchen Einwürfe nicht allgemeingültig ſeyen, in jedem Fall aber eingeſtehen, daß unter der Vorausſetzung der Gültigkeit derſelben kein für die Vernunft zureichender Grund übrig bleibe, das Daſeyn eines

ab-

abſolut nothwendigen Weſens dem Daſeyn der Welt zum Grunde zu legen.

Doch — vielleicht werden unter ſubjektiv zureichenden Gründen nur diejenigen verſtanden, welche ſich nicht auf den Grundſatz der Identität und des Widerſpruchs zurückführen laſſen. Aber behauptet denn wirklich Kant in der Crit. der rein. Vern. nicht mehr als dies in Abſicht auf den koſmologiſchen Beweis? Und wenn auch dies wirklich der Fall wäre; wenn man überdies auch einräumen wollte, was die Kantiſche Schule noch nicht ſtrenge genug erwieſen hat, daß z. B. der Beweis von der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe über einander gegebener Urſachen ohne eine abſolut erſte oberſte Urſache nicht auf dem Grundſatze des Widerſpruchs allein beruhe; ſo müßte denn doch die Kantiſche Schule dagegen einräumen, daß es apodiktiſch gewiſſe Sätze gebe, die von jenem Princip allein nicht abgeleitet werden können: denn Kant ſelbſt legt dem oberſten Grundſatze der Sittlichkeit apodiktiſche Gewißheit bey, unerachtet er annimmt, daß es ein ſynthetiſcher Satz — alſo ein Satz ſey, der nicht aus dem Grundſatze des Widerſpruchs erwieſen werden könne.

2. Wenn aber auch Kant ſich nicht ausdrücklich für die Zulänglichkeit des coſmologiſchen Ueberzeugungsgrundes von dem Daſeyn eines ſchlechthin nothwendigen Urweſens erklärt hätte; ſo müßte er doch, dünkt

mich, die Gültigkeit der allgemeinen Principien, auf welchen jener beruht, ſchon deswegen anerkennen, weil dieſe bey ſeiner Moraltheologie nothwendig zum Grunde gelegt werden müſſen. Denn auch angenommen, was Kant meines Erachtens noch nicht bewieſen hat, *) daß die practiſche Vernunft, unabhängig von der theoretiſchen, auf die Idee einer intelligiblen Welt und eines höchſten Guts derſelben hinführe; angenommen, daß es unbedingtes Bedürfniß für dieſelbe ſey, die objektive Möglichkeit oder Wirklichkeit einer vollkommenen Harmonie der Sittlichkeit mit der Glückſeligkeit vorauszuſetzen: ſo iſt doch immer nicht einzuſehen, was die practiſche Vernunft, ſofern ſie von der theoretiſchen unterſchieden iſt, dazu nöthigen oder berechtigen ſollte, eine intelligible Urſache des höchſten Guts der Welt anzunehmen. „Wir müſſen, ſagt Kant (Berl. Monatsſchr. angef. St. S. 315), in Beziehung auf den coſmologiſchen und phyſicotheologiſchen Beweis, die Exiſtenz Gottes annehmen, wenn wir über die erſten Urſachen alles Zufälligen, vornemlich in der Ordnung der wirklich in die Welt gelegten Zwecke, urtheilen wollen„: und in einer andern Stelle Crit. der pract. Vern. S. 256): „Ich bedarf nicht, um mich von der Wirklichkeit der Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur zu verſichern, ſondern nur um ſie zu erklären, eine Gottheit

*) Vergl. II. St. S. 230.

heit als deren Urſache vorauszuſetzen.„ Aber läßt ſich denn dies nicht auch auf die Vorausſetzung der Möglichkeit oder Wirklichkeit des höchſten Guts der Welt anwenden? Zwar ſieht man dieſes nicht vor ſich, wie die Ordnung in der Natur: Aber die objektive Realität der Idee von demſelben folgt doch nach Kants Behauptung nothwendig aus einem apodiktiſch gewiſſen Grundſatze der practiſchen Vernunft; und was wir apodiktiſch beweiſen können, gilt, wie er ſelbſt (Crit. der pract. Vern. S. 265.) ganz richtig bemerkt, in Anſehung der Gewißheit uns ſo viel, als wovon wir uns durch den Augenſchein verſichern. Die practiſche Vernunft bedarf alſo der Vorausſetzung des Daſeyns der Gottheit als einer Urſache des höchſten Guts nicht, um ſich von der Wirklichkeit oder objektiven Möglichkeit einer vollkommenen Uebereinſtimmung des Reichs der Natur mit dem Reiche der Sittlichkeit zu verſichern. Aber ſie iſt auch nicht einmal befugt, eine Urſache derſelben anzunehmen, wenn ſie nicht einen allgemeinen Grundſatz der Cauſalität zu Hülfe nimmt, den ſie nur von der theoretiſchen Vernunft entlehnen kann. Dieſer Hülfe kann ſie auch denn nicht entbehren, wenn es darauf ankommt, den Begriff von der Gottheit genauer zu beſtimmen. Denn zu einer genaueren Beſtimmung dieſes Begriffs gehört doch wol auch z. B. der Begriff von abſoluter Nothwendigkeit und Unabhängigkeit. Aber mit welchem

Rechte kann wol die Vernunft dieſes Prädikat dem Urheber des höchſten Guts der Welt beylegen, wenn ſie nicht berechtigt iſt, den theoretiſchen Satz als gültig anzunehmen, daß eine Reihe über einander gegebener Urſachen, ohne eine oberſte abſolut erſte und abſolut unabhängige Urſache, unmöglich ſey?

Ueberhaupt ſcheinen mir die theoretiſche und practiſche Vernunft, nach ihrem wechſelſeitigen Verhältniſſe betrachtet, in einander verwachſenen Zwillingsſchweſtern ähnlich zu ſeyn, die Leben und Tod mit einander theilen.

J. F. Flatt.

## Zuſatz des Herausgebers.

Es ſey mir erlaubt, die ſcharfſinnigen Betrachtungen, die in dem vorſtehenden Aufſatze enthalten ſind, noch mit einigen Anmerkungen weiter auszuführen. Sie ſollen blos des H. Kants Gründe gegen den kosmologiſchen Beweis von dem Daſeyn Gottes betreffen. Um die Unbrauchbarkeit dieſes Beweiſes zu zeigen, ſucht er darzuthun: Es ſey eigentlich nur der ontologiſche Beweis aus lauter Begriffen, der in dem ſogenannten kosmologiſchen alle Beweiskraft enthalte. Es iſt bekannt, daß der kritiſche Idealismus einem Urtheile, das durch ſolche Beweiſe erhärtet wird, keine objektive Gültigkeit zugeſtehe.

Um

Um aber den kosmologischen Beweis auf den ontologischen zurückzubringen, muß er durch Reciprokation aus dem Satze: Das nothwendige Wesen ist das realste Wesen, den Satz machen: das allerrealste Wesen ist das nothwendige Wesen.

Der Satz: das nothwendige Wesen ist das allerrealste Wesen, ist ein einzelner Satz. Es ist bekannt, daß die einzelnen Sätze als allgemeine Sätze anzusehen sind: es ist ferner eben so bekannt, daß nicht alle allgemeinen Sätze schlechthin können umgekehrt werden. Wie beweiset H. Kant, daß dieser es könne? Er sagt: „Nun ist aber ein Ens realissimum von einem andern in keinem Stücke unterschieden, und was also von einigen unter diesem Begriffe enthaltenen gilt, das gilt auch von allen.„ Mit dieser Art zu schließen könnten sich die Mathematiker sehr viele Mühe ersparen, sie brauchten dann von keinem allgemein bejahenden Satze den schlechthin umkehrenden besonders zu beweisen; sie dürften nur sagen: der allgemein bejahende Satz kann wenigstens per accidens umgekehrt werden, nun ist aber das abstracte Subjekt des umkehrenden Satzes von dem nämlichen abstrakten Subjekte in keinem Stücke verschieden, und was von einigen darunter enthaltenen gilt, das gilt von allen. Theodosius hätte z. B. den Satz: Alle Kreise, die durch den Mittelpunkt einer Kugel gehen, sind größte Kreise derselben, schlechthin umkehren können, ohne den umkehren-

renden Satz: alle größte Kreiſe einer Kuael gehen durch den Mittelpunkt derſelben, beſonders zu beweiſen. Er hätte bloß ſagen dürfen: man kann doch den Satz per accidens umkehren, und ſagen: einige größte Kreiſe einer Kugel gehen durch den Mittelpunkt derſelben nun ſind alle ſolche Figuren in abſtracto in keinem Stücke unterſchieden; wenn es alſo von einigen gilt, daß ſie durch den Mittelpunkt der Kugel gehen, ſo muß es von allen gelten. So leicht macht es ſich dieſer große Mathematiker nicht; er läßt ſich die Mühe nicht verdrießen, den umkehrenden Satz beſonders zu beweiſen. Und warum das?

Wenn ein allgemeiner Satz ſoll ſchlechthin können umgekehrt werden: ſo müſſen die Hauptbegriffe deſſelben Wechſelbegriffe ſeyn, d. i. ſie müſſen gleichen Umfang haben. Wie iſt es evident, daß ſie Wechſelbegriffe ſind? Wenn das Urtheil ganz identiſch iſt: ſo weiß ich es mit der vollkommenſten Evidenz, daß ſie gleichen Umfang haben, denn das Subjekt und Prädikat ſind einerley Begriff. Wenn ſie aber nicht identiſche Sätze ſind, in welchem Falle können ſie alsdann ſchlechthin umgekehrt werden? — Nur in dem einzigen Falle, wenn der eine Hauptbegriff ein eigenthümliches Attribut (attributum proprium) des andern iſt; daß er das aber ſey, das muß erſt bewieſen werden; denn, da die Begriffe des Subjekts und des Prädikats in dieſem Falle von einander

ander verſchieden ſind, ſo iſt die Gleichheit ihres Umfanges nicht ſo augenſcheinlich, als wenn ſie, wie in den ganz identiſchen Sätzen, völlig einerley ſind. Wenn ich alſo den Satz: ein jedes nothwendiges Weſen iſt das allerrealſte, ſchlechthin umkehren will: ſo muß ich den umkehrenden Satz: ein jedes allerrealſtes Weſen iſt ein nothwendiges, beweiſen; durch eine bloße unmittelbare Folgerung läßt er ſich aus dem erſtern nicht herleiten.

Wenn aber nun auch, durch bloße Umkehrung, ohne einen eigenen Beweis, die Wahrheit des umkehrenden Satzes könnte dargethan werden: ſo würde doch noch immer nicht folgen, daß der koſmologiſche Beweis ſeine Kraft von dem ontologiſchen erhalte. Denn

1. So wäre, ſelbſt nach H. Kants Deduktion, die Wahrheit des umkehrenden Satzes: ein jedes allerrealſtes Weſen iſt ein nothwendiges, erſt aus dem umgekehrten Satze: ein jedes nothwendiges Ding iſt das allerrealſte, hergeleitet worden. Die Logik aber ſagt: das umkehrende Urtheil kann nur wahr und gewiß ſeyn, wenn das umgekehrte Urtheil, woraus es nach einer richtigen Umkehrung entſtanden, wahr und gewiß iſt. Der Satz: das nothwendige Ding iſt das allerrealſte, kann alſo nicht durch den Satz gewiß werden, das allerrealſte iſt das nothwendige; denn die Wahrheit und Gewißheit des erſtern muß ſchon vorausgeſetzt werden, wenn der umkehrende durch eine regelmäßige Umkehrung daraus entſtehen ſoll.

2.

2. Wenn etwas durch eine unmittelbare Folgerung geſchloſſen wird, wie hier durch Umkehrung: ſo kömmt es bloß auf den Umfang der Hauptbegriffe des Vorderſatzes an, im geringſten aber nicht auf den Inhalt dieſer Begriffe. Wenn alſo ſonſt evident wäre, daß ihr Umfang gleich iſt: ſo kann man, welchen Satz man will, zum Vorderſatze nehmen, wenn er nur anderweitig gewiß iſt. Sollte alſo der Satz: das allerrealſte Ding iſt ein nothwendiges, durch bloße Umkehrung gewiß gemacht werden: ſo würde es nicht weiter nöthig ſeyn, die Unendlichkeit aus der Nothwendigkeit zu entwickeln, noch weniger aber die Nothwendigkeit aus der Unendlichkeit; da der Satz: das nothwendige Ding iſt das allerrealſte, bereits als gewiß muß angenommen werden, wenn der umkehrende Satz wahr und gewiß ſeyn ſoll.

3. Iſt ja der Satz: das nothwendige Weſen iſt wirklich, bereits aus der Zufälligkeit der Welt und aus der Cauſalität bewieſen, und alſo bedarf er nicht noch eines Beweiſes aus dem Begriffe des allerrealſten Weſens. Folglich iſt der koſmologiſche Beweis von dem ontologiſchen ganz unabhängig. Denn er iſt entweder überzeugend, und dann bedarf er nicht der Kraft des ontologiſchen; oder er iſt es nicht, dann kann aus dem nicht gewiſſen Satze durch logiſche Umkehrung kein anderer hergeleitet werden, durch den er ſeine Gewißheit erhalten könnte.

Recen-

# Recensionen.

Digitized by Google

I.

## Zweifel gegen die Entwickelungstheorie. Ein Brief an Herrn Senebier von L** P** aus der franzöſiſchen Handſchrift überſetzt von Georg Forſter. Göttingen bey Dietrich 1788. 8. S. 199.

Herr Forſter fand dieſe Handſchrift bei ſeinem Aufenthalte in Wilna, in der Büchersammlung, welche zu dem dortigen Naturalienkabinet gehöret, das damals ſeiner Aufſicht anvertrauet war, unter einem Haufen zerriſſener und als unbrauchbar verworfener Papiere. Er glaubte aus der angenehmen Schreibart, den Herrn Ludwig Patrin darin zu erkennen, welcher aus dem vierten Bande von des Herrn Pallas Nordiſchen Beiträgen, in Rükſicht ſeiner Wanderungen auf dem Altaiſchen Gebirge, als ein aufgewekter Erzähler bekannt iſt. Auch erfuhr Hr. F., daß Patrin, mit ſeinem Vorgänger in Wilna, mit Hrn. Gilibert, in der vertrauteſten Freundſchaft gelebt, daher Jener wahrſcheinlich dem Letzteren dieſe Schrift, zum Druk zugeſchikt hatte, welchen aber der Cenſor daſelbſt nicht geſtattet haben mochte.

Dem ſey nun wie ihm wolle; ſo wird das Publikum immer ſehr zufrieden ſeyn, daß Hr. F. dieſe kleine Schrift auf deutſchen Boden verpflanzte.

Die hier vorgetragnen Zweifel betreffen eigentlich das zweite Werk des Hrn. Spallanzani, welches 1776 zu Modena in 2 Oktavbänden erſchienen und in der Folge von Hrn. Senebier ins Franzöſiſche überſetzt iſt. Der Verfaſſer behandelt die ganze Sache mit einem ausnehmenden Aufwande von Witz, welcher ſich in der That zuweilen in die beiſſendſte Satyre verläuft, der aber zugleich, einen ſehr hinreiſſenden Stil veranlaßt. Rec. muß gleichwohl geſtehen, daß hier demungeachtet der gewöhnliche Fall nicht eintritt, in welchem der Witz den Scharfſinn verdrängt; vielmehr geht auch der letztere dieſer Schrift im Geringſten nicht ab, welche gewiß Niemand ohne Vergnügen leſen wird.

Den größten Theil derſelben nehmen die Erinnerungen gegen den erſten Theil des Spallanzaniſchen Werkes ein. in welchem dieſer Gelehrte die Lehre der präexiſtirenden Keime aus ſeinen Verſuchen und Beobachtungen mit den Infuſionsthierchen zu beweiſen ſucht. Die Hauptſache läuft darauf hinaus: wenn Infuſionsthierchen in einem Pflanzenaufguß erſcheinen ſollen, ſo iſt anerkannt, daß der Zutritt der freien Luft nöthig iſt. Nun fragt es ſich warum? und Hr. Spallanzani behauptet: weil die Luft mit unendlich vielen Eiern geſchwängert iſt, welche nur in einen Aufguß fallen dürfen, um darin zu lebendigen Thierchen zu werden; nein! ſagt Hr. Patrin, ſie iſt deswegen nöthig, weil die organiſchen Grundtheilchen der Pflanzen, deren Zuſammen-

menhang durch die Gährung getrennt worden ist, die Eigenschaft haben, sich wieder zu organischen Ganzen, der einfachsten Art, zu bilden, jedoch ohne Zutritt der freien Luft, keine solche Gährung, oder Auflösung und Trennung der organischen Grundtheilchen, möglich ist. — Daß hierin sehr viel Wahres enthalten sey, wird Niemand leugnen, und besonders, wenn man gewahr wird, wie unser Verf. aus den Versuchen der italiänischen Gelehrten selbst zeigt, daß die Folgerungen, welche dieser daraus zieht, nicht selten mit physischen Gesetzen im Widerspruch stehen, und andtemale auf höchst abentheuerlichen Voraussetzungen beruhen.

Die Anmerkungen zum 2ten Theile des Spallanzanischen Werkes, betreffen die seit Leuwenhoeks Zeiten so berühmt gewordenen Samenthierchen, die (vermeintlich) wieder auflebenden Thierchen, und den Schimmel. Der Verf. geht wie bei dem obigen zu Werke; er zeigt aus Spallanzanis eigenen Versuchen, die Unzulässigkeit seiner Folgerungen und bekleidet alles was er sagt, mit der muntersten Laune. So sehr man also auch im Ganzen an Hrn. Spallanzani den großen Naturkündiger nicht verkennen darf; so ungerecht würde man zu Werke gehen, ihn in diesen einzelen Fällen, für unwiderlegbar zu halten.

An der Treue der Uebersetzung wird Niemand zweifeln. Sie ist aber auch fließend und, wie man sieht, völlig im Geiste des Originals abgefaßt. — Nur sehr selten, stößt man auf veraltete unbrauchbar gewordene Tempora, wie z. B. (S. 90.) entschloff (für entschlüpfte). Desto häufiger aber bemerkt man,

nicht ohne Vergnügen, daß Herrn Forſter ein reiner Ausdruk, Rundung in den Perioden und ächt deutſche Verbindungen der Redensarten eigen ſind.

2.

D. Joh. Heinr. Rahn — Canonicus, Profeſſor der Phyſik und Mathematik an dem Carolinum in Zürich — Ueber Sympathie und Magnetismus. — Aus dem lateiniſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Heinrich Tabor d. A. G. D. Heidelberg bei Pfähler. 1789. 8. S. 272.

---

Hr. T. wußte wol nicht, daß die Rahnſche Diſſertation vom thieriſchen Magnetismus von ihrem Verfaſſer ſelbſt, mit vielen Zuſätzen und Erläuterungen vermehrt, im gemeinnützigen mediciniſchen Archiv (Bd. 2. St. 1. S. 217–420. 1788.) überſetzt iſt; ſo daß die Taborſche Ueberſetzung dagegen, neben ihrem ſchülerhaft-wörtlich überſetzenden ſchleppenden Ton, ſehr mangelhaft iſt. Die eignen Zuſätze des Hrn. T. füllen nicht ganze zwey Bogen, und es wäre wohl ſehr zu wünſchen geweſen, er hätte ſie ſo lange zurükbehalten, bis das was er in der Vorrede erſt noch zu thun verſpricht, geſchehen wäre — „auch werde ich keine Gelegenheit verſäumen, mich ſoviel möglich zu

belehren, und alle in dieſem Fach neu herausgekommnen Schriften wohl zu prüfen, wovon ich in der Folge das Reſultat meinen Leſern unverholen mittheilen werde.„ Wir haben das gute Zutrauen zu dem Verſtande des Hrn. Tabor, er würde gewiß ſeine Zuſätze auf immer zurükbehalten haben, wann er die Prüfung, von der er hier redet, auch nur angefangen hätte — denn daß dieſer Anfang gewiß noch nicht gemacht worden, zeigt ſchon die Art wie Hr. T. davon redet. Wir wollen die Zuſätze nun etwas genauer prüfen, nicht ſowol um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der Rahnſchen Schriften willen, gegen welche ſie Einwürfe enthalten ſollen, und die ſie nicht genau ſelbſtprüfenden Leſern gar oft aus einem ſehr falſchen Geſichtspunkt darſtellen könnten.

Der erſte Einwurf des Hrn. Tabor iſt — „Hr. Rahns Meinung vom Commercio animi et corporis ſey ſchlechterdings nicht neu, gar nicht erwieſen, und was das mangelhafteſte dabey ſey, die Seele bleibe auch hier noch eben ſo unbekannt wie zuvor, und doch ſey es von jeher ein Hauptſtük bey jeder Streitfrage geweſen, zu beſtimmen, was eigentlich das Ding ſey, worüber man ſtreitet.„ Das erſtere oder rei novitatem hat Hr. Rahn ganz und gar nirgends vorgegeben, und wir werden nun bald ſehen, wie wenig Hr. Tabor mit der Litteratur der Phyſiologie bekannt iſt; und was das zweyte betrift, ſo iſt Hr. R. wieder gar nicht verſtanden — er ſagt ja ausdrüklich: licet probabile ſit, *media* et *vires* et *modos* quibus ſympathia illa (corpus inter animumque) exercetur, in majeſtate naturae ſemper eſt delitura, hominique quemadmodum in rebus

aliis plurimis in Praepotentis rerum omnium conditoris voluntate ſemper fore acquieſcendum — repetitae tamen experientiae vel circa *leges* quibus cum mens tum corpus in hac ſocietate adſtringuntur, *finesque* utriusque dominio aeque ac miniſterio praeſtitutos; vel circa *Scopum* in quem a ſapientiſſimo Creatore amiciſſima haec convictio eſt adornata, vel reſpectu *modi* quo vires ſuas exercet, tacite quidem et tranquille mente ac corpore recte habentibus nulloque vitio adfectis; impetuoſe autem et turbulenter cum alterutra morbo laborat; vel ratione *effectus* quos habent in producendis vel augendis vel etiam tollendis ſive mentis ſive corporis morbis — ampliorem ſemper utiliſſimarumque ſpeculationum campum — quo ad veriorem humanitatis cognitionem ducimur, aperient caet. Wie reimt ſich nun hierzu Hrn. Tabors Einwurf? — er meynt die Hauptfrage bleibe — was die Seele denn eigentlich ſey? Hier iſt mit des verewigten Mendelsſohn Worten die Antwort auf dieſe Frage (Morgenſtunden Th. 1. S. 113.) „Wir ſtehen hier an der Grenze nicht nur der menſchlichen Erkenntniß, ſondern aller Erkenntniß überhaupt und wollen noch weiter hinaus, ohne zu wiſſen wohin? Wenn ich euch ſage, was ein Ding würket oder leidet, ſo fraget nicht weiter, was es iſt. Wenn ich euch ſage, was ihr euch von einem Ding für einen Begriff zu machen habet, ſo hat die Frage, was dieſes Ding an und für ſich ſelbſt ſey, keinen Verſtand.„

In

In Rükſicht, auf die nun folgenden Einwürfe gegen die von Hrn. Rahn vorgetragnen phyſiologiſchen Lehren von S. 259. an, iſt es unbegreiflich, daß Hr. Tabor ſie als neue Lehren, die Hr. R. erfunden habe, behandelt; hat er denn die Schrift mit einer ſolchen Geiſtesabweſenheit überſetzt, daß er nicht bemerkte, was Hr. Rahn ſo ausdrücklich ſagt: — nos eum acutiſſimi ingenii Phyſiologis Ill. Whyttio et Ill. Platnero inter Halleri Stahliique ſententiam medii conſiſtimus — veroſimillima haec Stahlio-halleriana ſententia a Cl. Platnero accuratiſſime demonſtrata et tam in egregia illa *de principio vitali* diſſertatione, tum praeſertim in *aphorismis philoſophicis* expoſita eſt — *hunc praecipuum ducem ſequimur.* Das ſteht hell und klar da; und doch müſſen es nur Rahnſche Meinungen ſeyn, ſogar von einem Rahnſchen Menſchen, wie von halleriſcher Reizbarkeit ſpricht Hr. T. — und er, der alſo Platners Schriften nicht kennt, nicht geleſen hat, will von phyſiolegiſchen Lehren urtheilen!! — nun höre man — „Stahls im Körper verbreitete Seele, und Hallers Reizbarkeit können unmöglich eins ſeyn; Hallers Reizbarkeit iſt eine der Muskelfaſer eigene, und wohl zu merken, materielle Kraft; hingegen Stahls Seele iſt ſo dunkel (wem?) daß man (wer?) beinahe glauben möchte, er verſtehe die immaterielle Seele ſelbſt darunter.„ — Die vollkommenſte Erläuterung und Beweis, daß anima ſentiens *Veterum*, Irritabilitas *Halleri*, Anima per omne corpus diffuſum *Stahlii* eins, und von der anima rationis conſilii et voluntatis participe verſchieden ſey, kann Hr. Tabor bey Platner de

principio vitali p. 28. und in a. ſ. Schriften finden: materielle Kräfte müſſen übrigens Weſen von ganz eigener Art ſeyn, uns ſind ſie noch nicht vorgekommen. Ein neuer Einwurf S. 259. geht gegen die Platnerſche — nicht Rahniſche — Eintheilung des menſchlichen Körpers in pars propria (Nervengeiſt) und pars adventitia (thieriſche Maſſe.) Den Einwurf verſtehen wir gar nicht, er lautet ſo: „Wo bleibt die körperliche nach wenigen Geſetzen beſtimmte Sympathie der feſten und flüſſigen Theile des Körpers auf einander, wo die Sympathie, weil doch nun einmal davon die Rede iſt, ſo vieler ganz verſchiedener und zum Theil in Rükſicht ihrer Miſchung verborgener Säfte, und dergleichen mehr.„ (Wie kann das ein Einwurf gegen die Platnerſche Eintheilung ſeyn? wir ſind überzeugt, daß alle wahre Sympathie der Theile des menſchlichen Körpers durchs Nervenſyſtem geſchehe, und gegenſeitige Einwirkung des Nervengeiſtes und der thieriſchen Maſſe in einander, hat nie jemand geleugnet.) „in dem Körper iſt gewiß zuviel Körperliches, als daß man auch nur auf die entfernteſte Art glauben dürfte, die Seele regiere den Körper„ und was folgt, beweißt weiter nichts, als daß der Verf. gar keine deutlichen Begriffe von den Behauptungen derjenigen Männer hat, die er widerlegen will. — S. 261. finden wir den angeblich Rahniſchen Satz, den Hr. Tabor ſo ſonderbar findet: „So folgt, daß das Weſen des menſchlichen Körpers in dem Dienſt der Ideen beſtehe„ aus ſeinem Zuſammenhange geriſſen, und nicht gehörig überſetzt — es iſt vom Unterſchiede des partis proprii und adventitii die Rede und heißt: Cum animus corporis facie-

ſocietate ad nullam aliam rem indigeat, quam ad rerum circumjectarum perceptionem — *in quibus prima eſt tum cognoſcendi tum appetendi materia* conſequitur eſſentiam C. H. in idearum miniſterio contineri — wir verſtehen nun aber auch den Taborſchen Einwurf nicht, der ſo lautet: „demnach müßte alſo das Leben des Menſchen blos in der Vorſtellung beſtehen, und ohne Genuß ſeyn, der Endzweck von dem Daſeyn des Menſchen, wäre alſo nicht die Beherrſchung der Welt„ (Nein ſicher dieß letztere nicht, das wäre wohl ſehr ſchlimm! —) S. 262. wiſſen wir gar nicht, wo der Widerſpruch zu finden ſeyn ſoll, von dem der Verf. redet; darum daß Nervenkraft zur Erhaltung der thieriſchen Maſſe erfodert wird, folgt gar nicht, daß man nicht eben ſo gut behaupten dürfe, die thieriſche Maſſe ſey um des Hauptorgans willen da: als man z. B. behaupten kann, der Regent ſey um der Unterthanen willen da, und nicht die Unterthanen um des Regenten willen, obgleich dieſe jenen erhalten müſſen.

Das Gleichniß, das Hr. T. nun weiter S. 263. zum Beweis der Unabhängigkeit der Irritabilität von der Nervenkraft anführt, paßt gar nicht — um bey ſeiner Maſchine zu bleiben, ſo ſage ich — die gleiche Kraft kann in mehrern Maſchinen von verſchiedener Struktur, ſehr verſchieden ſich unſern Sinnen darbietende Bewegungen hervorbringen — und alſo die deutliche Urſache von gar verſchieden ausſehender Bewegung ſeyn, dies iſt auch der Fall der Lebenskraft, die Nervenkraft im Nerven-, Irritabilität in der Muſkularfiber genennt wird. S. 264. wieder eine

ſehr

ſehr falſche Beſchuldigung, wann Hr. T. ſagt, Hr. Rahn behaupte, die elektriſche Materie bringe gar keine Bewegung in irgend einem Muſkel hervor, und er müſſe alſo gar nicht an die Erſcheinung gedacht haben, wo Perſonen, die mit elektriſcher Materie gar zu ſtark überladen ſind, während erſchütternden Stößen ſich derſelben entladen. — Hr. Rahn hat ja ganz deutlich geſagt -- quae materia electrica — uti experimenta docent, corpus humanum pervadit, neque ullum motum in muſculo ullo excitat, *donec e corpore exeat*, alterumque hominem non electricum offendat — S. 265. 1. verdient keine Antwort, da neben Hrn. Tabors 2 Fällen gar wohl ein dritter oder auch mehrere ſtatt haben können.

Nun endlich zu den den Magnetismus betreffenden Anmerkungen — die nicht viel beſſeren Gehaltes ſind. — 1. Anm. zu §. 16. Wie inconſequent! Die Sympathie der Alten iſt freylich von der Sympathie des Hrn. Rahn — wie Hr. Tabor ſich ausdruckt — aber eigentlich von der Sympathie der neuern Phyſiologen, die mit dem Bau und der Verrichtung des menſchlichen Körpers genauer bekannt ſind, ſehr verſchieden: aber demohnerachtet ſtimmen die dunkeln Lehren von der Sympathie, die wir bey den Alten finden, vollkommen mit den eben ſo dunkeln magnetiſchen Hypotheſen Meſmers und der Meſmerianer überein. — Der Schluß „Sympathie und Magnetismus iſt eins„ hat gar keinen Verſtand, und dieſer Unſinn gehört ganz und gar nicht Herrn Rahn, — gegen §. 17. wird erinnert, nicht ausſchließungsweiſe gehören dem

dem Menſchen die ſympathetiſchen Empfindungen, wie Hr. Rahn wolle: aber erſtens war es Herrn Rahn ſehr wahrſcheinlich hier gar nicht um die Unterſuchung zu thun, in wie weit auch Thieren ſolche Empfindungen zugeſchrieben werden können, weil das gar nicht zur Sache gehörte; und zweytens iſt das Beyſpiel, das Hr. Tabor anführt von Thieren, die in Traurigkeit oder Wuth gerathen, wenn man ihnen ihre Jungen raubt, von gar keinen Gewicht, wie jeder leicht ſehen wird: was er am Ende dieſer Anmerkung gegen diejenigen, die gern von der Seele ſprechen, die ſie doch nicht kennen, ſagt, iſt ſchon oben beantwortet — die zu §. 18. gemachte Erinnerung war ſehr überflüſſig, da nichts von der Art, wie Hr. T. meynt, daraus von Hr. Rahn gefolgert wird. Was Hr. Rahn im § 20. unter den Urſachen der Sympathie, — die Einbildung und Erweckung der ſchon gehabten Empfindungen nach den bekannten Geſetzen der Verbindung der Ideen, angiebt: ſo ſagt Hr. T. „Allein auch das Thier hat ſeine Einbildung, der Hund bellt im Schlaf, wann er ſich träumend einbildet, unbekannte Leute ſeyn da„ — Was ſoll nun das? wir mögen es nur nicht abſchreiben. Wenn Hr. Rahn §. 25. behauptet, daß erhöhet Empfindſamkeit und Beweglichkeit der Nerven — alſo beſondere Körperorganiſation zu ſympathetiſchen Empfindungen geneigter und geſchickter mache — ſo ſagt Hr. T. „Die Seele hängt alſo (warum alſo? —) von der Reizbarkeit der Nerven ab (das verſtehe wer da mag!) nicht die Empfindung von Gedanken; weg alſo mit der Sympathie der Seele (!!!)„ Wenn Hr. R. ferner §. 26. ſagt, es ſey eine längſt erwieſene Sache, daß es eine Sympathie zwiſchen den Menſchen gebe, ohne alles Bewuſtſeyn und ohne freyen Willen, ſo ſagt, Hr. Tabor „alſo iſt dieſes nicht die Rahnſche Sympathie, nach welcher man die Verbindung der Seele mit dem Körper ſo ſchön erklären ſollte (wer hat dies behauptet?) es iſt alſo auch nicht der Rahnſche Menſch, deſſen Seele der Körper unumſchränkt beherrſcht, und um derentwillen nur der Körper mit ſeinem Haupt- und Hülfsorgan vorhanden„ (Es iſt vielmehr Mißverſtand der Platneriſch-Rahnſchen Sätze, welche wir oben ſchon gezeigt haben — und ganz gleiche Bewandniß hat es mit der folgenden Anmerkung). Hr. Rahn nimmt endlich mit ſeinen Vorgängern

gern die große Einſchränkung des Geiſtigen durch das Thieriſche, und leitet aus dem verſchiedenen Verhältniß der Kräfte dieſer beyden Seelenorganen die Urſach der Temperamente ab: Nun ſagt Hr. Tabor: „Wirklich ein harter Satz, für mich wenigſtens zu glauben, und hätte ich ihn als Jüngling als Glaubensſyſtem beſchworen, ich würde ihn als Mann zurüknehmen; wer den menſchlichen Körper kennt, der kennt auch die unbeſchränkte alles umfaſſende Weisheit (kennt ?? doch wol nicht ſo, daß er mit dieſer Kenntniß als Argument ſo umgehen dürfte, wie Hr. Tabor thun will.) und der kann ſich nicht einbilden, daß der Menſch zu einem beſſern Leben beſtimmt, von einem ſchwachen Körper abhange, der ihn immerfort gefährlich werden und verführen könne. Eine ſolche Prädeſtination wird lächerlich, weil ſie ſchon der Anblick der Natur widerlegt, und das hieß mit Fleiß und Vorſatz die Macht und Größe Gottes vergeſſen und ein hartes Schikſal der Menſchen in ſeinem unbedingten Rathſchluß leſen zu können.„ Eine Deklamation, die wieder ſonderbar genug ausſieht; hätte Hr. T. noch einige Seiten in ſeiner Ueberſetzung weiter geleſen, ſo wäre ſie hoffentlich nicht erfolgt; es wäre denn, daß er die Einſchränkung der Erkenntnißkräfte durch den menſchlichen Körper leugnen, und zum Beweis die Weisheit des Schöpfers brauchen wollte: in welchem Fall wir ihm dann freylich nichts mehr zu ſagen hätten.

U.

---

## Inhalt.


I. Grundſätze der reinen Mechanik. (Beſchluß) von Hrn. Prof. Klügel. S. 1.

II. Bemerkungen über eine Recenſion des zweiten Stücks dieſes phil. Mag. in der Allg. Litt. Zeit. N. 90. dieſes Jahrs. S. 29.

III. Von den Begriffen des Raums und der Zeit in Beziehung auf die Gewißheit der menſchlichen Erkenntniß. S. 52.

IV. Etwas über die Kantiſche Critik des koſmologiſchen Beweiſes für das Daſeyn Gottes von Hrn. Prof. Flatt, nebſt einer Zugabe von dem Herausgeber dieſes Mag. S. 93.

V. Recenſionen. S. 113.


Digitized by Google

# Philoſophiſches Magazin.

Herausgegeben

von

Johann Auguſt Eberhard.

Zweiten Bandes zweites Stück.

Halle,
bey Johann Jacob Gebauer.
1789.

# Vorbericht.

Wir müſſen es bedauren, daß wir unſern Leſern auch in dieſem Stücke noch nicht die Akten über einen ſo wichtigen Theil der Krit. d. r. V. als die Lehre von den analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen, durch den Abdruck unſerer ganzen bereitliegenden Vertheidigungsſchrift gegen die Einwürfe des gelehrten Recenſenten der A. L. Z. haben vollſtändig machen können. Wir hätten zu dem Ende den erſten und zweyten Aufſatz dieſes Stückes zurücklegen müſſen. Da dieſe aber ſolche Unterſuchungen enthalten, von denen wir glauben, daß ſie manches, was eine mehrere Aufklärung der beſtrittenen Materie vorbereiten kann, in ein vollſtändigeres Licht ſtellen werden, und es uns gar nicht darum zu thun iſt, ſobald als möglich das letzte Wort zu haben: ſo hat unſere Achtung für unſere

Leſer

Leſer und Kunſtrichter es uns zur Pflicht gemacht, unſere Rechtfertigung für das nächſt folgende Stück zu verſparen, welches, nach dem Verſprechen des Hrn. Verlegers, entweder ſchon in oder doch ſogleich nach dieſer Meſſe erſcheinen wird. Indem wir auf unſere bisherigen Unterſuchungen zurückſehen, bemerken wir, daß wir unſere Leſer vielleicht ſchon zu lange mit einerlei Materie unterhalten haben und daß es Zeit iſt, durch einige Abwechſelung ihrem Ueberdruſſe zuvor zu kommen. Wir werden ſie alſo nächſtens auf einige Zeit unterbrechen und unſern Leſern einige andere Abhandlungen, als: Betrachtungen über die Analogie, einen neuen Plan zu einem vollſtändigern Syſtem der Aeſthetik u. d. gl. vorlegen. Halle den 24. Sept. 1789.

---

Inhalt.

Digitized by Google

# Inhalt.

I. Ueber die apodiktiſche Gewisheit S. 129.

II. Ueber den höchſten Grundſatz der ſynthetiſchen Urtheile; in Beziehung auf die Theorie von der mathematiſchen Gewisheit von Hrn. M. Maaß. S. 186.

III.

Digitized by Google

III. Ueber die Möglichkeit der Vorſtellungen von Dingen an ſich; in Beziehung auf die allg. Litt. Z. (Nr. 176. d. J.) von Hrn. M. Maaß. S. 232.

IV. Nachſchrift betreffend die Gegenerklärung des Recenſenten in dem Intelligenzblatte der A. L. Z. S. 244.



Digitized by Google

# I.

## Ueber die apodiktiſche Gewisheit.

Wir kommen unſerm Ziele immer näher; denn warum ſollten wir es verhehlen wollen, daß es unſere Hauptabſicht ſey, die Theologie der Leibnitziſchen Vernunftkritik in ihr gehöriges Licht zu ſetzen, und das Verfahren dieſer Vernunftkritik inſonderheit bey dieſem Theile der menſchlichen Erkenntniß zu rechtfertigen. Wir glauben uns nun hierin ſchon beträchtlich vorgearbeitet zu haben, wenn wir ſo glücklich geweſen ſind, die transſcendentale Gültigkeit der erſten Grundſätze der menſchlichen Erkenntniß und die Erkennbarkeit der Dinge an ſich, oder desjenigen, was wahre Realität und nicht Erſcheinung iſt *), gegen alle vernünftigen Zweifel zu ſchützen. Wir könnten damit nun

*) S. Phil. Mag. B. 1. St. 2. S. 161. St. 3. S. 238.

nun ſchon glauben, der Sache genug gethan zu haben; die äußere Objektivität unſerer Erkenntniß von Dingen an ſich könnte für ausgemacht gehalten werden, die Theologie ſowohl als die Kosmologie wäre durch die Leibnitziſche Vernunftkritik gerettet. Allein der kritiſche Idealismus greift dieſe Wiſſenſchaften noch von einer andern Seite an, nämlich er leugnet die apodiktiſche Gewisheit ihrer unentbehrlichſten Wahrheiten. Das iſt nun zwar eine Folge aus ſeiner Theorie von dem Unterſchiede der Sinnenerkenntniß und der Verſtandeserkenntniß. Da ſich indeß hierauf eine ihm eigene Theorie der apodiktiſchen Gewisheit gründet, welche die Einwürfe gegen die Wiſſenſchaften der Kosmologie und Theologie von einer neuen Seite darſtellt: ſo können wir die Unterſuchung dieſer Theorie nicht übergehen, und wir unterziehen uns derſelben deſto williger, da ſie, wie wir glauben, die Gewisheit unſerer Erkenntniß Gottes, nicht allein in das helleſte Licht ſetzen, ſondern auch verſchiedene Aufklärungen über die wahren Quellen der Gewisheit überhaupt enthalten wird.

Der Streit über die Gewisheit der Wahrheiten der Metaphyſik und der reinen Mathematik ſchien bisher dadurch beygelegt, daß man beyden Arten von Wahrheiten für den menſchlichen Verſtand die Möglichkeit einer gleichen Gewisheit; aber nicht einer gleichen

Evi-

Evidenz zuerkannte. Man glaubte der Metaphyſik keinen geringern Grad der Gewisheit als der reinen Mathematik zuſchreiben zu dürfen, ob man gleich dieſer letztern einen höhern Grad der Evidenz beylegte.

Dieſen Vortheil, den die Metaphyſik mit der reinen Mathematik gemein haben ſollte, hat ihr Hr. Kant von neuem ſo ſehr verkümmert, daß er der menſchlichen Vernunft gerade zu ihrem angelegentlichſten Intereſſe, zur Ueberzeugung von dem Daſeyn und den Eigenſchaften Gottes und von der Fortdauer der Seele nichts helfen kann *). Die Hofnung, das dringende Bedürfniß über dieſe wichtigen Gegenſtände ihres Forſchens befriedigt zu ſehen, wird ihr leider! dadurch vereitelt, daß die Metaphyſik, wie Hr. Kant behauptet, gar keine apodiktiſchgewiſſen ſynthetiſchen, ſondern blos analytiſchen Sätze enthalten ſoll. Die reine Mathematik genießt, ſeiner Meinung nach, unter allen Wiſſenſchaften, allein und ausſchließungsweiſe des Vorzuges, ſynthetiſche Sätze a priori beweiſen zu können. Die Sätze: es iſt ein Gott, die Seele iſt unſterblich, ſind keine Wahrheiten der reinen Mathematik; ſie ſind 1) Sätze der reinen Vernunft; alſo ſind ſie keiner demonſtrativen Gewisheit fähig; ſie können weder durch Demonſtration **), noch durch



*) S. Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 308. u. ff.

**) S. Krit. d. r. V. S. 734. a. A. „Nur ein apodiktiſcher Beweis, ſo fern er intuitiv iſt, kann

die Erfahrung bewieſen werden; ſie ſind 2) ſynthetiſche Sätze der reinen Vernunft, und als ſolche ſind ſie gar keiner Gewisheit fähig *).

Wir haben zwar in einer unſerer vorigen Abhandlungen **) die Natur der ſynthetiſchen Sätze zu unterſuchen angefangen; allein die Frage, ob und in welcher Bedeutung des Wortes dieſe Art der Sätze der Mathematik allein und ausſchließungsweiſe eigen ſind, das haben wir damals noch zu einer beſondern Unterſuchung ausgeſetzt. Wir ſehen daher auch ſehr wohl ein, daß manches dort noch in ſeinem vollen Lichte nicht erſcheinen konnte. Dahin gehöret die Behauptung, von der wir noch jetzt überzeugt ſind: daß die Wahrheit ſynthetiſcher Sätze a priori entweder nichts Denkbares iſt, oder daß ſie nur ſolche Sätze ſeyn können, in denen das Prädikat ein Attribut des Subjekts enthält ***). Wenn ſie dieſes letztere wären: ſo würden ſie der Mathematik nicht ausſchließend eigen ſeyn, ſo würde auch die Metaphyſik ſie nicht vermiſſen. Soll ſie das alſo: ſo muß man etwas anderes dar-

„Demonſtration heißen.„ Alſo; wenn er nicht intuitiv iſt, kann er noch ein apodiktiſcher Beweis ſeyn.

*) Ebend. S. 736.

**) Phil. Mag. B. 1. St. 3. N. IV.

***) S. Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 328.

Digitized by Google

darunter verſtehen, und wir müſſen uns nun genauer belehren laſſen, was der kritiſche Idealismus darunter verſtanden wiſſen will.

Ich habe die Theorie des kritiſchen Idealismus über die apodiktiſche Gewisheit ſo gefaßt:

Alle apodiktiſch gewiſſe ſynthetiſche Urtheile ſind Urtheile a priori; um aber apodiktiſch gewiß zu ſeyn, müſſen ſie Bedingungen möglicher Erfahrung enthalten, d. i. ihre Gegenſtände müſſen empfunden werden können. Denn um apodiktiſch gewiß zu ſeyn, iſt es nicht genug, daß ſie durch die Vernunft, welche das Beſondere aus dem Allgemeinen ableitet, erkannt werden; ſondern ſie müſſen auch objektiv wahr ſeyn, weil die Gewisheit ein objektiv zulängliches Fürwahrhalten iſt *). Nun giebt es aber keine andere erkennbare Objekte als Erſcheinungen. Die apodiktiſch gewiſſen Urtheile müſſen alſo, da ſie ſelbſt nothwendig und a priori ſind, auch Anſchauungen a priori enthalten. Solche Urtheile können nun ſynthetiſche Urtheile ſeyn, weil ſie zu dem Begriffe noch die Anſchauung hinzufügen. Nun hat aber nur die Mathematik Begriffe mit Anſchauungen a priori, nämlich die Merkmale ihrer Begriffe ſind Raum und Zeit, alſo hat nur die Mathematik ſynthetiſche



*) Krit. d. r. V. S. 646. 822. a. A.

Urtheile, nur ihre Wahrheiten ſind apodiktiſcher Gewisheit fähig. Die Wahrheiten der Metaphyſik ſind alſo, nach dem kritiſchen Idealismus, keiner apodiktiſchen Gewisheit fähig. Wenn ſie aber auch apodiktiſch bewieſen werden könnten: ſo könnten ſie doch nicht demonſtrirt werden. Denn alle Demonſtration muß intuitiv ſeyn: von Dingen an ſich iſt aber keine ſinnliche Anſchauung möglich, und eine andere giebt es, dem kritiſchen Idealismus zu folge, nicht.

Es verſteht ſich, daß ich dieſe Darſtellung der Theorie des kritiſchen Idealismus über die apodiktiſche Gewisheit, die ich gefliſſentlich in ſeiner Kunſtſprache vorgetragen habe, der Beurtheilung der Vertheidiger deſſelben unterwerfe. Laſſen Sie uns nun wieder die Leibnitziſche Vernunftkritik über dieſe Theorie hören, um zu beurtheilen, was wir auch hierin der kantiſchen zu verdanken haben.

Die Leibnitziſche Vernunftkritik behauptet, daß nur nothwendige und ewige Wahrheiten dem menſchlichen Verſtande aus Vernunftgründen oder a priori können apodiktiſch gewiß ſeyn; und ſie hält dieſe nothwendigen Wahrheiten ſo ausſchließend für das Eigenthum des Verſtandes oder des obern Erkenntnißvermögens, daß ſie ſie für die einzigen Gegenſtän-

de

de des Verſtandes erkennt, wodurch er ſich von der Sinnlichkeit unterſcheidet *). Sie unterſcheidet aber auch dieſe Wahrheiten durch die Begriffe, woraus dieſelben zuſammengeſetzt ſind, und dieſe ſind blos allgemeine Begriffe. Die allgemeinen Begriffe erkennt der menſchliche Verſtand deutlich, und damit erkennt er auch die Merkmale, die in ihnen enthalten ſind, und die Beſtimmungen, die durch ſie beſtimmt werden. Wenn dieſe als Prädikate des Dinges, das der allgemeine Begriff vorſtellt, gedacht werden: ſo müſſen die Urtheile, die auf dieſe Art entſtehen, nothwendige, apodiktiſch, demonſtrativ gewiſſe Wahrheiten ſeyn. Sollten ſie das nicht: ſo müßte der Satz der Identität falſch ſeyn; es müßte falſch ſeyn: A iſt A.

Sollte jemand von einer gewiſſen nothwendigen Wahrheit nicht überzeugt ſeyn, ſo müßte ich ſie ihm beweiſen. Ich müßte ſie alſo aus einer andern Wahrheit herleiten, und zuletzt bey einer ſolchen ſtehen bleiben, die an und für ſich ſelbſt gewiß wäre, und da könnte ich dann zu keinem unleugbarern Satze, als zu einem identiſchen, zurückgehen, deſſen Subjekt ich zergliedern müßte, d. i. ich müßte von einer Definition anfangen. Die Definitionen wären alſo die erſten Gründe aller Demonſtrationen.



*) S. phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 293.

Solche Sätze, sagt aber Hr. Kant, sind blos analytisch, und analytische Sätze sind völlig leer, weil sie, wie er es nennt, nicht aus dem Begriffe des Subjekts herausgehen, d. h. weil ihr Prädikat ein Merkmal von dem Begriffe des Subjekts ist. Er behauptet, „daß die reine Vernunft in ihrem blos „spekulativen Gebrauche nicht ein einziges direkt synthetisches Urtheil aus Begriffen enthalte. — „Sie „errichtet, sagt er, durch Verstandesbegriffe zwar sichere „Grundsätze, aber gar nicht direkt aus Begriffen, „sondern immer nur indirekt durch Beziehung dieser „Begriffe auf etwas ganz Zufälliges, nämlich mög„liche Erfahrung; da sie denn, wenn diese (etwas „als Gegenstand möglicher Erfahrungen) vorausge„setzt wird, allerdings apodiktisch gewiß seyn kön„nen *)."

Also: ein Urtheil aus bloßen Begriffen, um apodiktisch gewiß zu seyn, muß jederzeit indirekt synthetisch seyn, d. i. die Hauptbegriffe, woraus es besteht, müssen können erfahren werden, oder sie müssen sinnliche Begriffe seyn, Begriffe, die sinnliche Merkmale enthalten. In einigen Urtheilen a priori oder Vernunfturtheilen sind diese sinnlichen Merkmale die reinen Anschauungen des Raumes und der Zeit.

Wie

*) Krit. d. r. V. S. 736. 737. 4. A.

Wie weit ſtimmt dieſe Theorie mit der Leibnitziſchen überein? — Hr. Kant erkennt ſelbſt, daß alle Urtheile a priori nothwendig und allgemein ſind. Was macht ſie aber nothwendig? Was macht, daß ihr Gegentheil unmöglich iſt, daß dem Subjekt A, wenn der Satz bejahend iſt, A iſt A, oder A + B iſt A, das Prädikat non A nicht zukommen kann. Nichts anders, als daß das Prädikat durch den Begriff des Subjekts beſtimmt wird, d. i. entweder das ganze Weſen des Subjekts, oder einen Theil deſſelben enthält, oder in dem ganzen Weſen des Subjekts, oder in einem ſeiner weſentlichen Stücke gegründet iſt. Hier beſteht die nothwendige Wahrheit der Vernunfturtheile oder der Urtheile a priori augenſcheinlich in nichts anders, als darin, daß das Prädikat in dem Subjekte enthalten iſt; dieſes Subjekt und Prädikat mag übrigens ſeyn, welches es will. A iſt A. A + B iſt A. A iſt B wenn B in A gegründet iſt, ſind wahre Sätze, A und A + B mögen übrigens zu einer Gattung von Dingen gehören, zu welcher man will *). Man hat daraus mit Recht geſchloſſen, daß es bei der Wahrheit der Urtheile blos auf die Wahrheit des Verbindungsbegriffs ankomme, daß ſogar ein Urtheil, wofern nur ſein Verbindungs-



*) Ich bemerke mit Vergnügen, daß Hr. Hofpr. Schulz, der billigſte und gründlichſte Kommentator der Krit. d. r. V. eben das ausdrücklich ſagt. S. Prüf. d. Kant. Krit. S. 6.

begriff oder die Verneinung deſſelben richtig iſt, wahr ſey, geſetzt auch daß ſeine Hauptbegriffe falſch ſind. Der Satz: Alle negativen Potenzen mit geraden Exponenten ſind unmöglich, iſt eben ſo wahr, als der Satz: alle poſitiven Potenzen ſind möglich, weil in beyden der Verbindungsbegriff wahr iſt, ob man gleich den Begriff einer negativen Potenz mit einem Exponenten, der eine gerade Zahl iſt, für einen falſchen Begriff halten muß.

Wenn es alſo bey der nothwendigen Wahrheit, und wenn dieſe erkannt wird, bey der Gewisheit nicht darauf ankömmt, zu welchen Gattungen von Dingen das Subjekt und Prädikat gehören, was kann alſo der Umſtand zu der nothwendigen Wahrheit eines Urtheils beytragen, daß die Hauptbegriffe deſſelben ſich auf eine mögliche Erfahrung beziehen? Etwa das, daß dieſe Wahrheit leichter erkannt, ihre Beweiſe, wenn ſie von einer beträchtlichen Länge ſind, leichter eingeſehen, oder eine a priori erkannte Wahrheit a poſteriori beſtätigt werden kann? Wenn es das iſt: ſo iſt es etwas, das die Leibnitziſche Philoſophie nie geleugnet, vielmehr ausdrücklich gelehrt und, was das meiſte iſt, gründlich bewieſen hat.

Durch die Erfahrung erkennen wir eigentlich die ſchlechterdings nothwendige Wahrheit eines Urtheils

theils gar nicht, wir erkennen nur, daß es wahr ſey. Um auch dieſe Wahrheit deſſelben zu erkennen, müſſen wir auch erkennen, wie das Prädikat in dem Subjekte enthalten ſey oder durch daſſelbe beſtimmt werde. Dazu würde eine Zergliederung, ein deutlicher Begriff des Subjekts gehören. Iſt der Grund der Wahrheit in der Individualität des Subjekts, und zwar in denen Merkmalen derſelben, die außer der Sphäre der Empfindungen liegen; ſo kann die Erfahrung uns zwar belehren, daß ein Satz wahr ſey, aber über ſeine eigentliche Wahrheit, oder den Grund und die Bedingung derſelben belehrt ſie uns nicht. Wenn hingegen der Grund der Wahrheit in dem Gattungsbegriff des Subjekts liegt, alſo in einem Begriffe des Verſtandes (S. phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 293.) ſo kann der menſchliche Verſtand die Wahrheit des Urtheils ſelbſt erkennen.

In dieſem Falle iſt die Wahrheit des Urtheils eine ſchlechterdings nothwendige; denn es iſt unmöglich, daß dem Subjekte das Gegentheil von dem zukomme, was durch den Begriff deſſelben beſtimmt wird. So laſſen ſich die Sätze:

1) Die Wahrheit keines ſchlechterdings nothwendigen Satzes kann durch die Erfahrung erkannt werden,

2)

2) Alle Wahrheiten, die a priori erkannt werden, ſind ſchlechterdings nothwendige Wahrheiten,

3) Alle ſchlechterdings nothwendige Wahrheiten ſind allgemeine Wahrheiten.

dieſe Sätze, ſage ich, laſſen ſich aus der Leibnitziſchen Theorie von dem menſchlichen Verſtande *) beweiſen, und wenn ſie der kritiſche Idealismus auch beweiſet: ſo kann er dieſe Theorie unmöglich verwerfen; ich ſehe wenigſtens nicht, wie ſie anders können bewieſen werden. Und nun wird das ohne Zweifel deutlicher werden, was Leibnitz, nach ſeiner Gewohnheit, nur hingeworfen zu haben ſchien: daß die allgemeinen Begriffe und die nothwendigen Wahrheiten die eigenthümlichen Gegenſtände des menſchlichen Verſtandes ſind; denn es giebt keine andere ſchlechterdings nothwendige Wahrheiten, als ſolche, deren Hauptbegriffe allgemeine Begriffe ſind.

Wir glauben zu dieſen drey Sätzen noch einen vierten hinzufügen zu dürfen, der auf die Beantwortung der Frage: ob die Wahrheiten einer Wiſſenſchaft einer apodiktiſchen Gewisheit fähig ſind, den nächſten Einfluß hat. Sollte dieſer Satz auf eine ge-

*) S. phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 293.

genugthuende Art können bewieſen werden: ſo würde kein Grund mehr vorhanden ſeyn, den Wahrheiten der Metaphyſik eine apodiktiſche Gewisheit abzuſprechen. Dieſer Satz iſt folgender:

4) Alle wahren allgemeinen Vernunfturtheile oder Urtheile a priori ſind auch logiſch wahr, oder haben eine objektive Gültigkeit, und dieſe müſſen ſie haben, wenn ihre Objekte auch keine Erſcheinungen, ſondern wahre Dinge, oder Dinge an ſich, ſind. Es müſſen ihnen alſo nothwendig wahre Gegenſtände entſprechen, wenn dieſe auch nicht können erfahren werden, und ſie ſelbſt keine Anſchauungen a priori enthalten.

Das Prädikat muß nämlich in dieſen Urtheilen dem Subjekte zukommen, ſofern dieſes in allen Dingen enthalten iſt, die es unter ſich begreifet, ſonſt wäre das Urtheil kein allgemeines Urtheil a priori. Alsdann kömmt es nicht blos dem denkenden Weſen, ſondern auch allen andern Dingen zu, die mit ihm zu der nämlichen Gattung von Dingen gehören, die das Subjekt des allgemeinen Urtheils in ſich begreift, und ſelbſt von dem denkenden Weſen gilt dieſes Urtheil nur darum nothwendig, weil es zu den unter dem Subjekt des Urtheils begriffenen Dingen gehört. Wenn wir daher erkennen, daß das Urtheil: Alles

Mög-

Mögliche hat einen Grund, für das denkende Weſen nothwendig iſt: ſo iſt es blos darum für daſſelbe nothwendig, weil es allgemein iſt, und zwar das Allgemeinſte, weil der Begriff des Möglichen der höchſte Begriff iſt; und weil es ſo allgemein iſt, ſo muß es auch völlig allgemein objektiv und alſo auch transſcendental gültig ſeyn.

Wenn nun die apodiktiſche Gewisheit die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Wahrheit eines Urtheils iſt: ſo ſind alle Urtheile apodiktiſch gewiß, deren Prädikat durch das Subjekt, vermöge des Satzes des Widerſpruchs oder des zureichenden Grundes beſtimmt wird. Wenn in dem Satze: die Welt muß eine wirkende Urſach haben, die das nothwendige Weſen iſt, das Prädikat vermöge des Satzes vom zureichenden Grunde durch das Subjekt beſtimmt wird: ſo muß er eine nothwendige Wahrheit ſeyn, und wer ſeine Nothwendigkeit erkennet, dem iſt er apodiktiſch gewiß. Es kann kein Einwurf gegen ſeine apodiktiſche Gewisheit ſeyn, daß unſere Erkenntniß von dieſem nothwendigen Weſen = x und dieſes Weſen ſelbſt ein Ding an ſich iſt; denn es iſt gezeigt worden, daß unſere Erkenntniß von den Dingen an ſich eine Verſtandeserkenntniß = a + x iſt, d. i. daß nur die Erkenntniß der zu der Individualität eines Dinges an ſich gehörigen, nicht aber ihrer allgemeinen Merkmale der endlichen

Vor-

Vorſtellungskraft unmöglich iſt. Wenn man dieſes erkennen müßte: ſo hätten wir hier eine metaphyſiſche Wahrheit, die apodiktiſch gewiß wäre.

Allein der kritiſche Idealismus ſagt: das macht ihn nicht brauchbar; denn er iſt ein reines Vernunfturtheil, ein Urtheil, das ſich auf ein Ding an ſich bezieht, und ein ſolches hat keine logiſche Wahrheit, keine objektive Gültigkeit.

Gleichwohl iſt es eine ſchlechterdings nothwendige Wahrheit, und alle ſchlechterdings nothwendige Wahrheiten ſind logiſch wahr, ſie haben allgemeine objektive Gültigkeit, auch objektive Gültigkeit für die unſinnlichen Gegenſtände. Es muß alſo reine Vernunfturtheile geben, die mögliche und wirkliche Objekte haben; und das leugnet der kritiſche Idealismus.

Was gehört noch zu der apodiktiſchen Gewisheit eines Urtheils außer ſeiner nothwendigen und allgemeinen Wahrheit, wenn es logiſch wahr oder allgemein objektiv gültig ſeyn ſoll?

Der kritiſche Idealismus ſagt: es muß noch eine reine Anſchauung enthalten, oder die Begriffe deſſelben müſſen mit einfachen ſinnlichen Merkmalen ver-

verbunden seyn. Ein nothwendiges und allgemeines Urtheil kann nicht apodiktisch gewiß seyn, wenn seine Begriffe nicht bildliche Merkmale des Raums und der Zeit enthalten. Das hängt mit der Voraussetzung zusammen, daß ein apodiktisch gewisses Urtheil müsse können erfahren werden. Diese Erforderniß ist so unerläßlich, daß nach Hrn. Kant *) selbst die Grundsätze des menschlichen Verstandes nur ihre apodiktische Gewisheit durch ihre Beziehung auf mögliche Erfahrung erhalten.

1) Solche Sätze nennt Hr. Kant indirekt synthetische Sätze; alle indirekt synthetische Sätze müssen also können erfahren werden. Dann ist ein solcher Satz ein Dogma; für die reine Vernunft in ihrem bloßen spekulativen Gebrauche giebt es keine Dogmen, d. i. es giebt keine Dogmen, als von Gegenständen, die erfahren werden können; es giebt folglich keine von Dingen an sich; und daher ist alle dogmatische Philosophie, oder alle Philosophie, die etwas von Dingen an sich erweiset, oder von Dingen an sich etwas für erkennbar hält, ein Unding.

2) Die Mathematik hingegen genießt des Vorzuges direkt synthetische Urtheile, oder synthetische Ur-

*) Krit. d. r. V. S. 737. a. A.

Urtheile a priori zu haben, und wenn dieſe Grundſätze oder unmittelbar d. i. ohne Beweis gewiſſe Urtheile ſind, ſo heißen ſie Axiome. Der Grund dieſes Vorzuges iſt, daß ſie in der Anſchauung die Begriffe unmittelbar konſtruiren kann.

Es iſt augenſcheinlich, daß, wenn dieſe Theorie der apodiktiſchen Gewisheit völlig ausgemacht wäre, das, was der kritiſche Idealismus die dogmatiſche Philoſophie nennt, nämlich die ganze Leibnitziſche Kosmologie, Theologie und rationelle Pſychologie unvermeidlich fallen müßte. Ich geſtehe gern, — ſo gewiß ich vorausſehe, wie ſehr man ein ſolches Geſtändniß zu meiner Beſchämung gebrauchen kann — ich geſtehe alſo, daß ich ein ſo herrliches Gebäude nicht mit trocknen Augen könnte fallen ſehen, ein Werk ſo hoher Dichtungskraft des philoſophiſchen Genies, als irgend ein Werk der Dichtungskraft des größten Kunſtgenies, ein Werk, das, durch die Eröfnung der unſinnlichen Regionen, die ſpekulirende Vernunft mit ſich ſelbſt und mit dem geſunden Verſtande in Harmonie bringt; ein Werk endlich, das die erſchaffene Vernunft der ewigen unerſchaffenen Vernunft ſo weit nähert, als es der unermeßliche Abſtand zwiſchen beiden vergönnt, und der Menſchheit, die eines ſo herzerhebenden Troſtes bedarf, das Urweſen in der Ferne zeigt, dem ſich verwandt zu fühlen, der erhabenſte Genuß iſt.

Doch meine Bewunderung, ja selbst mein Bedauren eines solchen Werkes, darf mich nicht bestechen; ich muß die Festigkeit seiner Gründe zeigen, wenn ich seine Erhaltung wünsche. Hat der kritische Idealismus wirklich seine Unhaltbarkeit aufgedeckt? Das müssen wir untersuchen, und dazu müssen wir unsere platonische Begeisterung zu aller Kälte und Trockenheit einer scholastischen Diskussion herabstimmen.

Der kritische Idealismus erfodert also zur apodiktischen Gewisheit Anschauung, es sey a posteriori oder a priori. Ein apodiktisch gewisser Satz muß also können erfahren werden, er muß eine Anschauung a priori enthalten.

Die Erkenntniß von Dingen an sich ist also keiner apodiktischen Gewisheit fähig, weil die Urtheile dieser Erkenntniß nicht indirekt synthetisch sind, d. i. weil sie nicht können erfahren werden. Diesen Satz kann man nicht zulassen, so lange man noch annehmen darf,

a) daß die reinen Verstandesurtheile allgemein, nothwendig und objektiv gültig sind, welches letztere oben N. 1. Satz 4. ist erwiesen worden, vergl. mit phil. Mag. B. 1. St. 2. S. 163. u. ff.

b)

b) daß eine Verſtandeserkenntniß der Dinge an ſich möglich iſt, und das ſcheint mir erwieſen zu ſeyn; (S. Phil. Mag. B. I. St. 3. S. 285. u. ff.)

c) daß die erſten Erkenntnißgründe, als die allgemeine Form aller Verſtandeserkenntniß, allgemein objektiv gültig ſind, die Materie, worauf ſie angewendet werden, mag ſeyn, welche ſie will;

d) daß die einfachſte Materie der Sinnenerkenntniß zwar die Bilder von Raum und Zeit ſeyen, daß es aber auch eine einfachſte und unbildliche Materie der unſinnlichen Erkenntniß gebe; (S. Phil. Mag. B. I. St. 2. S. 167. 169.)

e) daß in beyden die Urtheile nur wahr ſind, ſo fern die Prädikate derſelben durch die Subjekte beſtimmt werden, alſo, ſo fern dieſe Urtheile den erſten Erkenntnißgründen, dem Satze des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes gemäß, und apodiktiſch gewiß, ſo fern die Uebereinſtimmung mit dieſen erſten Gründen erkannt wird. S. oben N. 1.

f) daß die einzelnen Urtheile nur wahr ſind, ſo fern die allgemeinen wahr ſind, unter denen ſie ſubſumirt werden.

g) daß die Erfahrung zwar erkennt, daß ein Satz wahr ſey, daß ſie aber eigentlich nicht ſeine nothwendige Wahrheit, oder den Grund, warum er wahr iſt, erkennt. Die Erfahrung ſagt mir nur: der Neid macht mich unglücklich, ich kann in tauſend Fällen durch meine Empfindung erkennen, daß das wahr ſey, aber nur der Verſtand belehrt mich von dem Grunde, warum es wahr iſt. Wenn die Erfahrung alſo nicht die Nothwendigkeit der Wahrheit eines Urtheils erkennt: ſo kann ſie auch unmöglich keine Urſach, keine Miturſach, keine conditio ſine qua non der apodiktiſchen Gewisheit ſeyn;

h) daß die Erfahrung daher nur die Wahrheit eines Satzes beſtätigen kann, d. i. die vernünftige Gewisheit von derſelben noch durch die ſinnliche verſtärken, aber die erſtere kann ohne dieſe letztere völlig apodiktiſch gewiß ſeyn; wenn wir unter apodiktiſcher Gewisheit die Erkenntniß der Unmöglichkeit des Gegentheils verſtehen;

i) daß alle apodiktiſche Gewisheit nur in der Erkenntniß beſtehe, daß das Prädikat durch das Subjekt beſtimmt wird. Wenn dieſes heißt, nicht aus dem Begriff des Subjekts herausgehen, ſo darf ich, wenn ich gewiß ſeyn will, nicht aus dem Begriff des Subjekts herausgehen.

Wenn

Wenn der Verſtand einſiehet, daß in einem allgemeinen Urtheile das Prädikat dem Subjekte nothwendig zukommen müſſe, und in einem verneinenden demſelben unmöglich zukommen könne: ſo iſt er gewiß, und er bedarf, um apodiktiſch gewiß zu ſeyn, nicht, daß in einzelnen Fällen das Prädikat mit dem Subjekte zuſammen wahrgenommen werde. Das iſt ſo unleugbar, daß es ſogar apodiktiſch gewiſſe Sätze geben kann, die eben ſo viele ja unendlich mehr Beiſpiele wider als für ſich haben, und denen gleichwohl alle die Beiſpiele, die ihnen entgegen ſind, nichts von ihrer apodiktiſchen Gewisheit nehmen. Der Satz, den Hr. Kant ſelbſt *) als einen Grundſatz anführt: Alles was geſchieht, hat ſeine Urſach, oder: Alles zufällige Wirkliche muß ſeine Urſach haben, hat unendlich viele Beiſpiele gegen ſich; denn es giebt unendlich viel Fälle, wo uns die Erforſchung der Urſachen der Dinge unmöglich iſt. Er ſagt zwar: „man „könne dieſen Satz aus dieſen gegebenen Begriffen „unmöglich einſehen.„ Wir glauben aber bewieſen zu haben, daß der allgemeine Grundſatz: Alles Mögliche hat ſeinen Grund, aus dem Begriff des Möglichen könne bewieſen werden **), und mit Hülfe dieſes Grundſatzes muß auch die Wahrheit des Satzes: Alles zufällige Wirkliche hat ſeine Urſach blos aus ſeinen



*) Krit. d. r. V. S. 737. a. A.

**) S. phil. Mag. B. 1. St. 2. S. 163.

nen Begriffen eingesehen werden können. Könnte er das nicht, so würde er durch die wirkliche Erfahrung nicht gewiß werden; (S. oben n. i.) die Möglichkeit der Erfahrung, d. i. die Möglichkeit, daß der allgemeine in dem einzelnen Falle, wahr sey, setzt eben schon seine allgemeine Wahrheit voraus (S. oben n. k.).

Ich glaube den Sinn dieses Erfoderniſſes der Wahrheit und Gewisheit so, wie ich ihn ausdrucke, recht gefaßt zu haben. Sollte er aber der seyn: die allgemeinen Erkenntnißgründe sind nur in solchen einzelnen Sätzen wahr, die erfahren werden können, d. i. in solchen, deren Begriffe sinnliche Bilder zu Merkmalen haben: so würde das voraussetzen, daß es keine andere einfache Materie unserer Erkenntniß gebe, als bildliche, und daß die ersten Gründe der menschlichen Erkenntniß keine transscendentale Gültigkeit haben, davon glauben wir aber hinlänglich das Gegentheil gezeigt zu haben. (S. oben n. d. verglichen mit Phil. Mag. B. 1. St. 2. S. 167. 169.)

2) Die Erkenntniß der Dinge an sich, fährt der kritische Idealismus fort, kann auch nicht direktsynthetisch seyn; denn ihre Urtheile enthalten keine Anschauungen a priori. Die einzige Wissenschaft, die solche Urtheile enthält, ist die Mathe-

Mathematik; ſie iſt daher auch die einzige Wiſſenſchaft, die einer apodiktiſchen Gewisheit fähig iſt, und dieſe Gewisheit, heißt — nicht, weil ſie andere Wiſſenſchaften der Mathematik nachgeahmt haben, ſondern weil ſie ihr ausſchließend eigen iſt — die mathematiſche. Wenn das ſo ausgemacht wahr wäre: ſo würden freilich alle bisher für verdienſtlich gehaltenen Bemühungen eines Leibnitz und Wolfs in die Philoſophie durch Nachahmung der mathematiſchen Methode apodiktiſche Gewisheit zu bringen, eitel und vergeblich ſeyn. Allein iſt es das? giebt es außer der Mathematik keine Wiſſenſchaft, deren Wahrheiten apodiktiſch gewiß ſind?

Wenn das ſeyn ſollte: ſo müßte der Grund von der apodiktiſchen Gewisheit der mathematiſchen Wahrheiten nicht blos darin liegen, daß der Verſtand ihre Uebereinſtimmung mit den erſten Erkenntnißgründen erkennt, ſondern zugleich darin, daß ihre Begriffe bildliche Merkmale haben. Aus dieſem Umſtande hat man zwar erklärt, warum man den mathematiſchen Wahrheiten mehr Evidenz zugeſtehen müſſe, aber man hat ſich dadurch nicht berechtigt gehalten, ihnen ausſchließungsweiſe apodiktiſche Gewisheit zuzueignen.

Es iſt nämlich die Frage: ob die apodiktiſch gewiſſen Wahrheiten, (dergleichen die Geometrie enthält)

hält) als apodiktiſch gewiſſe Wahrheiten ſinnliche Anſchauungen oder bildliche Begriffe enthalten muß; ob alſo die apodiktiſche Gewisheit derſelben blos in den objektiven oder auch in den ſubjektiven Grünnden dieſer Anſchauungen gegründet ſey.

Es würde alſo müſſen bewieſen werden, daß die Anſchauungen als ſolche nothwendige Miturſachen der apodiktiſchen Gewisheit der mathematiſchen Wahrheiten ſind.

Ich kann mich hier zuförderſt auf das berufen, was in der dritten Abhandlung des vorigen Stücks (S. 82. u. ff.), wie ich glaube, hinreichend iſt gezeigt worden, daß nämlich das Subjektive oder Bildliche in dem Begriffe des Raumes unmöglich könne der zureichende Grund der abſoluten Nothwendigkeit der Wahrheit der geometriſchen Grundſätze ſeyn. Indeß wird es in der gegenwärtigen Unterſuchung über die Quellen der apodiktiſchen Gewisheit, nicht überflüſſig ſeyn, dieſen Satz auf die Wahrheiten der Arithmetik und der Geometrie ausführlicher anzuwenden.

Wenn die apodiktiſche Gewisheit eines Satzes in der Erkenntniß der Unmöglichkeit ſeines Gegentheils beſteht: ſo muß ſie einem jeden Satze zukommen, von dem erkannt wird, daß ſeinem Subjekte das Prä-

Prädikat unmöglich beygelegt oder abgeſprochen werden könne, das Subjekt mag übrigens zu einer Gattung von Dingen gehören, zu welcher man will. Aus der Definition des Subjekts muß alſo erkannt werden, ob das Prädikat oder ſein Gegentheil nothwendig dadurch beſtimmt werde oder nicht; dieſes Subjekt mag übrigens ſeyn, welches man will, es mag bildliche Merkmale enthalten oder nicht. Alle Weltweiſen, und, wohl bemerkt, ſchon vom Ariſtoteles an, welche das Verfahren der Mathematik in ihren Beweiſen in eine Theorie gebracht haben, ſind darin einig, daß ſie keine andern Principien der Demonſtration kennen, als die Definitionen. Dieſe wären alſo die wahren Principien, die erſten Wahrheiten, die primitiven Sätze in jeder Demonſtration a priori.

Allein die Mathematik, ſagt der kritiſche Idealismus, hat auch andere Principien, andere erſte Wahrheiten, ſie hat Axiome, die keine Definitionen ſind, und aus keinen Definitionen können bewieſen werden.

Wir müſſen unterſuchen, ob dem ſo iſt, und, wenn es ſo iſt, ob es nicht eine Eigenthümlichkeit der Mathematik, ja ob es eine Eigenthümlichkeit iſt, die man als einen Vorzug anzuſehen hat? Wir wollen

mit den beyden letzten Fragen anfangen, und zwar bey ihrem schwersten Theile, bey den Beweisen der Geometrie.

1) In dieser Wissenschaft ist das Bild des abstrakten Raums das einfachste Merkmal aller Begriffe. In dem Bildlichen eines einfachen Begriffes können allerdings Merkmale liegen, die vorgestellt werden, ohne daß der Verstand ihr Mannigfaltiges unterscheiden, und daraus eine Definition zusammensetzen kann. Die Bestimmungen, die durch diese dunkeln Gründe des Bildes bestimmt werden, können alsdann aus diesen letztern allerdings nicht hergeleitet werden, ob sie die Sinne und die Einbildungskraft gleich in dem Bilde wahrnehmen; das heißt: die Eigenschaft, die das Axiom aussagt, kann zwar nicht aus der Definition des Begriffes hergeleitet werden, aber sie muß in den Merkmalen gegründet seyn, die sie ausmachen würden, wenn sie dem menschlichen Verstande möglich wäre (S. Abh. III. des vor. St. S. 91.).

Diese Betrachtung rechtfertigt den Wunsch einiger großer Mathematiker, die Anzahl der Axiomen so sehr zu vermindern, als möglich. Verschiedene unter ihnen haben dazu schon wirklich die Hand an das Werk gelegt. Proklus versuchte es an einigen in seinem Kommentar über die Elemente des Euklides, und

und er erzählt, daß Thales von Milet ſchon etwas Aehnliches gethan habe. Apollonius unter den Alten und Roberval unter den Neuern wagten ſich an eben dieſes Unternehmen. Der letztere z. B. bewies das dritte Axiom des Euklides aus dem vierten, nämlich den Satz: daß Gleiches von Gleichem abgezogen, Gleiches übrig läßt, aus dem Satze: daß Gleiches zu Gleichem hinzugethan, gleiche Summen giebt; denn die Addition geht in der Erzeugung der Begriffe vor der Subtraktion her; die Erſtere iſt einfacher als die Letztere. Alle dieſe Mathematiker kommen darin überein, daß man die Anzahl der Axiome ſo viel vermindern müſſe, als man könne, und ſie behaupteten, daß es möglich ſey. Keiner iſt hierin ſo weit gegangen, als Leibnitz. Er theilte die Axiomen in unmittelbare oder urſprüngliche (Axiomes primitifs) und mittelbare oder abgeleitete (Axiomes ſecondaires); die erſtern ſind, ſeiner Meinung nach, blos die identiſchen Sätze, deren Prädikat alſo entweder die ganze Definition oder einen Theil derſelben enthalten; und er glaubte, daß die abgeleiteten Axiome auf dieſe urſprünglichen müßten zurückgeführt werden. Wir haben vorhin bemerkt, daß dieſes vielleicht nicht durchgängig dem menſchlichen Verſtande möglich iſt; daraus folgt aber nicht, daß die Erſtern nicht in den Letztern gegründet ſeyn müßten, obgleich die endliche Vernunft ihre Verbindung nicht einzuſehen vermag.

Der

Der ganze Vortheil, den die abgeleiteten Axiome gewähren, iſt daher blos die Abkürzung des ſyſtematiſchen Ganges und nicht die größere Gewisheit. Wir finden daher auch, daß die geometriſchen Schriftſteller ihre Anzahl vermehrt oder vermindert haben, je nachdem ihnen daran gelegen war, ihr Lehrgebäude zuſammenzuziehen oder auszudehnen. So führt Archimedes einen Satz als Axiom auf, den Euklides (I. 20.) bewieſen hat.

Das Verfahren der Geometrie, bei abgeleiteten Axiomen ſtehen zu bleiben, läßt ſich alſo daraus rechtfertigen, daß ihre Begriffe einfache bildliche Merkmale enthalten, in denen gewiſſe Eigenſchaften eines Dinges gegründet ſind, die der endliche Verſtand aber nicht aus den objektiven Gründen des Bildes herleiten kann, weil das Bild für den endlichen Verſtand keiner Zergliederung fähig iſt. Wäre es das: ſo würde der Verſtand dieſe Eigenſchaft, aus dem deutlichen Begriffe des Dinges, oder ſeiner Definition, d. i. aus einem urſprünglichen Axiom, vermittelſt der erſten Erkenntnißgründe, herleiten können. Dann würde der Begriff keine Anſchauung enthalten, er würde, nach der Sprache des kritiſchen Idealismus, nicht direkt ſynthetiſch, und doch apodiktiſch gewiß ſeyn. In dieſem Falle würde dann der Verſtand nicht durch Anſchauung aus dem Begriffe herausgegangen, der

Satz

Satz würde in dieſem Sinne nicht erweiternd ſeyn, und doch würde ihm die apodiktiſche Gewisheit nicht fehlen; denn wie ſollte dieſe dadurch verlohren gehen, daß das, was vorher bildlich war, durch die Deutlichkeit oder die Unterſcheidung der Merkmale ſeine bildliche Geſtalt verloren hätte.

Hier ſtoßen wir alſo wieder auf die Beſtimmbarkeit des Prädikats durch das Subjekt, als die einzige ächte Quelle der apodiktiſchen Gewisheit. Und dieſe Quelle fließt für die Wahrheiten der Metaphyſik ſo gut, als für die Wahrheiten der Geometrie. Die erſtere kann ſo gut, wie die letztere, apodiktiſch gewiſſe ſynthetiſche Wahrheiten haben. Die Gewisheit ihrer Axiomen iſt eine vernünftige, denn ſie ſieht es deutlich ein, wie das Prädikat durch das Subjekt beſtimmt wird, da ihre Axiomen urſprüngliche ſind, d. i. identiſche Sätze, Sätze deren Wahrheitsgrund in der Zergliederung des Subjekts erkannt wird. Die Gewisheit der abgeleiteten Axiomen der Geometrie iſt eine ſinnliche; ſie entſteht aus der Wahrnehmung, daß ein Bild der Sinne oder der Einbildungskraft nur ſo und nicht anders kann vorgeſtellt werden. Allein warum kann es nur ſo und nicht anders vorgeſtellt werden? Warum kann die Einbildungskraft nicht zwey gerade Linien zwiſchen zwey gegebenen Punkten denken? Den Grund davon würde ein höherer Verſtand,

der

der unendliche — wenn es einen ſolchen giebt — nur in den Bedingungen des Subjekts, der Aehnlichkeit, der Gleichheit, und der Identität der Lage verbunden mit dem Begriffe der Mehrheit, und zuletzt in der gleichen Vielheit des Mannigfaltigen finden können; er würde alsdann apodiktiſch gewiß, und dieſe Gewisheit würde eine vernünftige, keine bloße ſinnliche ſeyn.

Nicht die Anſchauung, als Anſchauung, iſt alſo das unentbehrliche Erfoderniß zu der apodiktiſchen Gewisheit. Das heißt: nicht die Anſchauung, ſofern ſie Erſcheinung iſt, ſondern die objektiven Gründe der Erſcheinung ſind die Bedingung der nothwendigen Wahrheit; und dieſe objektiven Gründe ſind nur Gegenſtände des Verſtandes. Die wahre apodiktiſche Gewisheit eines Satzes, der in der Geometrie, zur Abkürzung und Erleichterung des Syſtems, als ein abgeleitetes Axiom angenommen wird, iſt nicht die ſinnliche Gewisheit, die die Sinnen und die Einbildungskraft in ihren bildlichen Vorſtellungen findet; ſie iſt die deutliche und vernünftige Gewisheit, die der Verſtand in der Definition des Subjekts zu dem das bildliche Merkmal gehört, finden würde, wenn ihm die Zergliederung dieſes Bildes in ſeine unbildlichen Merkmale möglich wäre. Das Bildliche hat ſubjektive Gründe, dieſe ſind der endliche Grad

der

der Vorſtellungskraft, und in dieſen kann nicht die nothwendige Wahrheit eines Urtheils gegründet ſeyn. (S. Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 304. 305. vergl. vor. Abh. S. 82. u ff)

Es ſey mir erlaubt, bey dieſer Betrachtung einen Augenblick ſtehen zu bleiben. Ich ſagte: (S. Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 331.) daß die Unterſcheidung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche, wenn man ſie nicht nach dem von mir vorgeſchlagenen Eintheilungsgrunde verſtehe, keinen Sinn habe; d. i. wenn man nicht unter den ſynthetiſchen Urtheilen a priori ſolche verſtehe, deren Prädikate Attribute des Subjekts ſind. Das wird nun verſtändlicher werden. Denn es iſt jetzt klar, daß die apodiktiſche Gewisheit, nicht in den Anſchauungen, womit der Begriff des Subjekts erweitert wird, ſo fern ſie Anſchauungen, d. i. Erſcheinungen ſind, gegründet iſt, ſondern in den objektiven Gründen der Anſchauung, ſofern ſie wahre Dinge, Dinge an ſich, ſind. Und nun läßt ſich ein Prinzipium der logiſchen Wahrheit der ſynthetiſchen Urtheile denken, das iſt, eine Uebereinſtimmung mit Gegenſtänden, die keine bloße Vorſtellungen ſind; das ſich in dem Syſtem des kritiſchen Idealismus nicht denken läßt, worin die logiſche Wahrheit ſeiner ſynthetiſchen Urtheile eine bloße Uebereinſtimmung der Vorſtellungen mit Vorſtellungen iſt. (S. Phil. Mag. B. 1. St 3. S. 329.)

So

So wäre es also völlig sonnenklar, daß H. Kants Unterscheidung der analytischen und synthetischen Urtheile gänzlich unbrauchbar ist. Der Grund aller Wahrheit wäre die Bestimmbarkeit des Prädikats durch den Begriff des Subjekts nach dem Satze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes, und kein anderer, so wenig in den synthetischen als in den analytischen Urtheilen. So erblickte der denkende Verstand die schönste Harmonie in dem Gebäude der Wahrheit nebst der größten Simplicität in seiner Anlage durch die Allgemeinheit und Einfachheit in den Principien seines Grundrisses; und so erscheint es, jenseits der Nebel der Sinnenerkenntniß, in der Leibnitzischen Vernunftkritik.

Doch um wieder zu unsern Betrachtungen über die Gewisheit zurückzukehren, so können wir uns noch auf einem andern Wege überzeugen, daß es nicht die Anschauungen d. i. die sinnlichen Bilder sind, welche uns die Erkenntniß von der Nothwendigkeit der geometrischen Wahrheiten verschafft.

Zuförderst, die Sinne und die Einbildungskraft stellen uns nur einzelne Bilder vor; ein jeder Versuch aber mit irgend einem solchen Bilde, würde doch nur aussagen, daß das Prädikat diesem einzelnen Subjekte zukomme; nur der Verstand, der das Subjekt im

Allgemeinen vorſtellt, könnte erkennen, daß es allen, und zwar nothwendig, zukommen müſſe.

Dazu kömmt noch ferner, daß kein ſolches einzelnes Bild weder für die Sinne noch für die Einbildungskraft, weder in der Natur noch in der Kunſt, die Präciſion habe — wenigſtens ſind wir nicht gewiß, ob es ſie hat — daß wir die Eigenſchaft, die das Prädikat enthält, nothwendig an ihm anſchauen müſſen. Wie können die Sinnen entſcheiden, ob eine Linie in zwey völlig gleiche Theile getheilt, daß eine Linie völlig ſenkrecht ſtehe, um uns durch die Erfahrung zu verſichern, daß die Auflöſung des Problems zuverläſſig richtig ſey? Wir ſind auch hierüber ſo unbekümmert, daß wir uns die gröbſten Zeichnungen aus freyer Hand erlauben, ohne zu fürchten, daß der Gewisheit eines geometriſchen Satzes, den wir darin darſtellen wollen, das geringſte abgehe. Denn dieſe Figuren ſollen nur zu Zeichen gewiſſer Begriffe dienen, in denen der Verſtand eine gewiſſe Eigenſchaft erkennt.

Keine wirkliche Linie, wir mögen ſie zeichnen oder blos durch die Einbildungskraft vorſtellen, iſt eine vollkommne Linie, d. i. eine bloße Länge ohne Breite, ſo wie keine gerade Linie eine völlig gerade, wenigſtens wiſſen wir es nicht gewiß. Daher haben

wir keine Tangente auf dem Papiere, die den Zirkel nur in einem Punkte berühre und keine zwey gerade Linien, die einander nur in einem Punkte ſchneiden.

Dies hat ſelbſt Hume erkannt, und er bedient ſich gerade dieſer Unbeſtimmtheit der räumlichen Bilder um die Gewisheit der Mathematik in ihren Grundfeſten anzugreifen, und ich ſehe nicht, wie ihr eine andere Vernunftkritik als die Leibnitziſche kann zu Hülfe kommen. „Wenn die Geometrie; ſagt „er *), irgend etwas in Anſehung der Verhältniſſe „der Größe entſcheidet: ſo müſſen wir nicht auf die „äußerſte Präciſion und Genauigkeit ſehen. Keiner „von ihren Beweiſen reicht ſo weit. Sie nimmt „die Dimenſionen und Verhältniſſe der Figuren richtig, aber im Groben und mit einiger Freyheit.„ Er behauptet ſogar, daß in manchen Fällen der Augenſchein einem unleugbaren Axiome entgegen iſt. „Wenn nun, ſagt er **), dieſe Ideen (Bilder) „ſo unbeſtimmt und ungewiß ſind, ſo möchte ich gern „einen Mathematiker fragen, welche untrügliche „Verſicherung er hat, nicht blos in den verwickeltern „und dunklern Lehrſätzen ſeiner Wiſſenſchaft, ſondern „in den gemeinſten und bekannteſten Grundſätzen? „Wie kann er mir z. B. beweiſen, daß zwey rechte „Linien nur Ein gemeinſchaftliches Segment haben?

„Oder

*) Treat. on hum. Nat. B. I. P. II. S. IV. S. 85.

**) Ebend. S. 96.

„Oder daß es unmöglich iſt, mehr als Eine gerade Li-
„nie zwiſchen zwey gegebenen Punkten zu ziehen?
„Sollte er mir ſagen, daß dieſe Meinungen auffallend
„ungereimt ſind und unſern klaren Ideen widerſpre-
„chen: ſo würde ich antworten, daß ich nicht leugne,
„daß, wenn zwey Linien ſich mit einem ſehr merklichen
„Winkel gegen einander neigen, es ungereimt ſey,
„ſich einzubilden, daß ſie ein gemeinſchaftliches Seg-
„ment haben. Allein geſetzt, daß ſich dieſe zwey Li-
„nien von zwanzig Meilen her in einer Entfernung von
„einem Zoll gegen einander neigen: ſo ſehe nicht, wie
„es ungereimt ſey, zu behaupten, daß ſie in ihrer
„Berührung Eine werden. Denn, ich bitte Sie,
„nach welcher Regel und aus welchem Grunde urtheilen
„Sie, wenn Sie behaupten, daß die Linie, in welcher
„Sie, nach meiner Vorausſetzung, zuſammenlaufen,
„nicht dieſelbige gerade Linie mit den zweyen ausmache,
„die mit einander durch einen ſo kleinen Winkel ver-
„bunden ſind?„ Er geht ſo weit, daß er ſogar leug-
net, daß das Decken der Figuren uns eine Gewis-
heit ihrer Gleichheit geben könne, wenn wir uns nicht
die völlige Kongruenz oder die völlige Gleichheit der
Menge der einfachen Gründe der bildlichen Vorſtel-
lung beyder Linien, die ſich decken ſollen, dabey den-
ken. „Wenn ſie, (die Kongruenz) ſagt er *), in
„dieſem eingebildeten Aufpaſſen und wechſelſeitigen



*) Ebend. S. 88.

„Berühren der Theile beſteht: ſo müſſen wir wenig„ſtens eine deutliche Idee von dieſen Theilen haben, „und uns ihr Berühren vorſtellen. Nun iſt es au„genſcheinlich, daß wir in dieſer Vorſtellung zu den „kleinſten Theilen fortgehen müſſen, die wir uns „nur vorſtellen können; weil die Berührung der grö„ßern Theile die Figuren noch nicht gleich machen wür„de. Allein die kleinſten Theile, die wir uns den„ken können, ſind mathematiſche Punkte; und folg„lich iſt dieſes Kennzeichen der Gleichheit einerley „mit dem, welches von der Gleichheit der Menge der „Punkte hergenommen wird; von welchem wir ſchon „bemerkt haben, daß es ein richtiges aber unbrauch„bares Kennzeichen iſt.„ Unbrauchbar, ſetze ich hinzu, für die Sinne, aber nicht für den Verſtand; denn für dieſen iſt die gleiche Vielheit der Dinge, welche die Gründe der ſinnlichen Bilder ſind, der einzige nothwendige Grund der Gleichheit der Bilder ſelbſt, indeß die ſcheinbare Gleichheit der Bilder nur ſinnliche Zeichen von der gleichen Vielheit der Dinge ſind, worin die Gleichheit der Bilder ihren Grund hat.

Schon Rüdiger *) hatte den Gedanken, daß, wenn man etwas in der Mathematik gewiß wiſſe, es da:

*) Rüdiger de ſenſu veri et falſi L. II. c. 4. und Phyſ. div. L. I. c. I. S. IV. §. 86.

daher komme, weil alles in ihr ſinnlich ſey; und einige ſeiner Nachfolger trieben dieſe Theorie ſo weit, daß ſie ihre Schüler von der Wahrheit eines geometriſchen Satzes, z. B. des Satzes: daß die Kugel zwei Drittel von dem Cylinder ſey, der mit ihr gleiche Höhe und Grundfläche hat, durch das Gewicht überzeugen wollten. Alles was der ſinnlichen Gewisheit in einem ſolchen Lehrſatze entgegen ſteht, das ſteht auch der ſinnlichen Gewisheit in den abgeleiteten Axiomen entgegen; und wenn die apodiktiſche Gewisheit in den erſtern durch Zergliederung der Begriffe erhalten wird: ſo muß ſie auch in den Letztern auf dieſem Wege erhalten werden.

Und ſo hat Leibnitz über die Quellen der apodiktiſchen Gewisheit auch in der Mathematik geurtheilt; und wer will ſagen, daß hier ein Blinder von der Farbe urtheilt? — Ich will nur einige Stellen ſammlen; denn er kömmt mehrmals auf dieſe Materie zurück — und zwar nicht blos um mich auf ſein Anſehen zu ſtützen; ſondern weil ich das Reſultat meiner bisherigen Unterſuchungen nicht beſſer als mit den Worten dieſes großen Mannes ausdrucken kann.

Je tiens à la verité, que le principe des principes eſt en quelque façon le bon uſage des idées et des experiences; mais en l'ap-

profondiſſant on trouvera qu' à l' egard des idées, ce n' eſt autre choſe, que de *lier les definitions par le moyen des Axiomes identiques.* *Leibniz* Oeuvr. poſth. L. IV. ch. 12. §. 418.

*Euclide*, par exemple, a mis parmi les Axiomes ce qui revient à dire; que deux lignes droites ne ſe peuveut rencontrer qu' une ſeule fois. *L' imagination* priſe de l' experience des *ſens* ne nous permet pas, de nous figurer plus d' une rencontre de deux droites; mais ce *n' eſt pas ſur quoi la Science doit etre fondée:* Et ſi quelqu' un croit, que cette imagination donne la liaiſon des idées *diſtinctes*, il n' eſt pas aſſés inſtruit de la ſource des verités, et quantités de propoſitions paſſeroient chès lui pour immediates. C'eſt ce que bien des gens, qui ont repris Euclide, n' ont pas aſſés conſideré. Ces ſortes d' images ne ſont qu' idées confuſes, et qui ne connoit la ligne droite que par ce moyen, ne ſera pas capable d' en rien demontrer. Ebend.

Mais outre cela nous ſerions privé de ce que j' eſtime le plus dans la Geometrie pas rapport

port à la contemplation, qui eſt de laiſſer *entrevoir la vraye ſource des verités eternelles et du moyen de vous en faire comprendre la neceſſité, que les idées confuſes des Images des ſens ne ſauroient faire voir diſtinctement.* Ebend. S. 419.

Dieſe Theorie der abgeleiteten Axiomen kann mit der Unabhängigkeit des Verſtandesbegriffes vom Raum und Zeit in ihrer Möglichkeit betrachtet, von der Erfahrung, die Hr. Kant zu der apodiktiſchen Gewisheit erfordert, und die ſo oft, wie es uns ſcheint, ohne Grund iſt angegriffen worden, vollkommen beſtehen. Man hat Urſach es ihm zu verdanken, daß er auf dieſes Erforderniß wiederum gedrungen hat, nur hätte er nicht ſollen bey der Anſchauung ſtehen bleiben und ſie für urſprünglich halten (S. phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 404.) Wir haben ſelbſt oben (Phil. Mag. N. 3. S. 389. und 401.) bewieſen, daß der menſchlichen Seele dieſe Begriffe angeboren ſind; aber nur in ihren Gründen. Und wir glauben, daß es ſich aus dieſer Theorie der angebornen Begriffe, und vielleicht aus dieſer Theorie allein — deutlich darthun läßt, warum die Begriffe und die Gründe der Anſchauungen in den apodiktiſch gewiſſen Wahrheiten Begriffe a priori, oder nach der Leibnitziſchen Sprache angeborne Begriffe ſeyn müſſen. Die apodiktiſche Gewisheit iſt die Erkenntniß der Noth-

wendigkeit der Wahrheit eines Urtheils. ¡Diese Nothwendigkeit kann auf nichts anders als auf der Bestimmung des Prädikats durch den Begriff des Subjekts beruhen. Wenn nun der Begriff des Subjekts ein mit bildlichen Merkmalen vermischter Begriff ist, wie in jeder Wahrheit der Geometrie, wenn ferner diese bildlichen Merkmale nichts Ursprüngliches sind, wenn sie ihren objektiven Grund in Dingen an sich, und ihren subjektiven in dem endlichen Grade der Erkenntnißkraft haben müssen: so müssen sie durch diese Gründe, wenigstens dem unendlichen Verstande, — auch nur als Ideal betrachtet — erklärbar seyn. Folglich müssen die Begriffe und ihre unbildlichen Gründe in ihrer Möglichkeit eben so ewig und nothwendig seyn, als die Urtheile worin sie enthalten sind; und diese Nothwendigkeit und Unabhängigkeit von den Wahrnehmungen, vermöge welcher sie in der Subordination der Dinge vor dem Einzelnen vorhergehen und zugleich schon Bestimmungen des vorstellenden Subjekts sind, ehe es Wahrnehmungen hat, diese ist es, welche zu der apodiktischen Gewisheit erfodert wird. Darum hielt Leibnitz, — wir wiederholen es nochmals — die allgemeinen Begriffe und nothwendigen Wahrheiten für die eigenthümlichen Gegenstände des menschlichen Verstandes. Auch hier bewährt es sich wiederum, was gleich Anfangs ist bemerkt worden,

daß

daß der kritiſche Idealismus die Schranken unſerer Erkenntniß, die Leibnitz erweitert hatte, wieder verenge, und zwar dadurch verenge, daß er bey dem Bildlichen, das ſeine unbildlichen Gründe in dem Gebiete des reinen Verſtandes hat, ſtehen bleibt, wo er nur allein von dem die Gründe der vernünftigen Gewisheit finden würde, wovon er ſich bey dem Bildlichen, blos mit einer ſinnlichen behelfen muß.

Ich muß es erwarten, ob man dieſe Unterſuchung der Quellen der Gewisheit in der Geometrie werde für eine befriedigende Beantwortung der Fragen halten, die wir uns vorgelegt haben. Es ergiebt ſich aus derſelben:

1) daß allerdings die Geometrie für den menſchlichen Verſtand, außer den Definitionen, noch andere Principien brauche, und daß dieſe Anſchauung a priori, oder allgemeine bildliche Merkmale enthalten;

2) daß dieſes eine Eigenthümlichkeit der Geometrie ſey;

3) daß aber dieſe bildlichen Begriffe, an ſich, obgleich nicht für den endlichen Verſtand durch ihre Gründe müſſen erklärbar ſeyn, und daß dieſe Gründe zugleich die Gründe der nothwendigen Wahrheit ihrer Axiome ſeyn müſſen, daß alſo

4) dieſe Axiome, keinesweges ſofern ſie bildliche Begriffe enthalten, eine apodiktiſche Gewisheit haben; daß ſie folglich

5) nur ein bedingter, ein reſpektiver Vorzug der Geometrie ſind.

2) Wenn ſogar die Geometrie in ihren eigenthümlichen abgeleiteten Axiomen von dem allgemeinen Geſetze der nothwendigen Wahrheit; — nämlich der Beſtimmbarkeit des Prädikats durch den Begriff des Subjekts — keine Ausnahme macht: ſo wird es noch weit weniger die Arithmetik und Analyſis.

In den Wahrheiten, welche dieſe Wiſſenſchaften enthalten, enthalten die Begriffe an ſich ſelbſt ſchlechterdings keine Anſchauungen; nicht die reine Anſchauung des Raumes, nicht die reine Anſchauung der Zeit. Auch berührt ſie, ſo viel ich weiß, der kritiſche Idealismus nur immer im Vorbeygehen.

Die einzigen Beweiſe, die ich für die Nothwendigkeit der reinen Anſchauung zu der apodiktiſchen Gewisheit der Wahrheiten der Rechenkunſt und der Analyſis angeführt finde, ſind

1)

1) in der erſten muß ich die Finger oder Punkte (wie Segner in ſeiner Arithmetik) zu Hülfe nehmen *);

2) in beyden iſt zwar keine geometriſche, aber doch charakteriſtiſche Konſtruktion, in welcher man an den Zeichen die Begriffe, vornehmlich von dem Verhältniß der Größen, in der Anſchauung darlegt **).

1) In beyden Fällen ſehe ich, ſo viel Mühe ich mir 'gebe, nicht mehr, als daß die Erkenntniß der Wahrheit dadurch kann erleichtert werden, daß man ſie in dem Beſondern anſchaut und ihre Begriffe durch Zeichen darſtellt. Das Addiren vermittelſt der Finger wird doch wohl nur ein dürftiges Hülfsmittel für den Ungeübteſten oder den erſten Anfänger in der Arithmetik ſeyn können. Hr. Kant meint zwar, daß „es immer deutlicher werde, daß ein jeder arith„metiſcher Satz ein (in ſeinem Sinne) ſynthetiſcher „Satz ſey, je größere Zahlen man nimmt ***).„ Allein wenn es nichts als die Anſchauung vermittelſt der Finger iſt, die einen arithmetiſch ſynthetiſchen Satz möglich macht: ſo biete ich einem jeden alle mei-

ne

*) Prol. S. 29.
**) Krit. d. r. V. S. 734. a. A.
***) Prol. S. 29.

ne bereitwilligſte Gelehrigkeit an, wenn er mir begreiflich machen kann, wie Archimedes ſeine Finger zu ſeinem Arenario und Euler in der Quadrirung des Zirkels bis auf eine Reihe von Decimalbrüchen von mehr als Hundert Zahlen haben nutzen können. Hier ſind große Zahlen! Hier hätte die Kraft der Anſchauung in ihrem größten Glanze erſcheinen müſſen.

Das Unbefriedigende in dieſem Beweiſe von der ſynthetiſchen Natur der arithmetiſchen Sätze iſt ſo auffallend, daß mir nichts anders übrig bleibt, als mir ſelbſt die Schuld davon beyzumeſſen, daß er mir ſo ſcheint, und alſo zu vermuthen, daß ich ihn nicht recht verſtanden habe, und ich gehe einer jeden Zurechtweiſung darüber mit aller möglichen Lehrbegierde entgegen.

Wenn indeß Hr. Kant auch mich wirklich belehren ſollte, daß die Anſchauung — und ich habe immer kein Recht an eine andere als an meine Finger oder die Segneriſchen Punkte zu denken — daß alſo dieſe Anſchauung gerade in den größten Zahlen die größten Dienſte leiſten müſſe: ſo würden es doch keine Dienſte von einer andern Art ſeyn, als die das Anſchauen des Höhern in dem Niedrigern leiſtet. Nun weiß man lange, daß die abſtrakten Begriffe durch Beiſpiele erläutert und die allgemeinen Wahrheiten durch

durch Anwendung auf einzelne Fälle beſtätigt werden können. Gleichwohl erhält die allgemeine Wahrheit ihre apodiktiſche Gewisheit blos durch die deutliche Erkenntniß, daß das Prädikat durch den Begriff des Subjekts beſtimmt wird.

Das kann ſchlechterdings in der Mathematik keine Ausnahme leiden, und daß ſie in der Arithmetik, die an ſich ſelbſt in ihren Begriffen keine Anſchauungen enthält, wie die Geometrie, keine leide, iſt augenſcheinlich. Ich befürchte nur, daß ich werde weitſchweifig werden müſſen, wenn ich das an dem Beyſpiele zu zeigen ſuche, das Hr. Kant in der angezogenen Stelle für ſeine eigene Meinung anführt. Er will zeigen, daß der Satz $7 + 5 = 12$ ein ſynthetiſcher Satz ſey; und er meint, dazu ſey genug, zu ſagen: „Der Begriff von Zwölfen ſey keinesweges dadurch „ſchon gedacht, daß ich mir blos jene Vereinigung „von 7 und 5 denke. Ich muß über dieſe Begriffe „hinausgehen und eine Anſchauung zu Hülfe nehmen, „die einem von beyden (entweder 7 oder 5) korreſpondirt, etwa meine fünf Finger„ u. ſ. w. Ich ſetze voraus, daß mir die Namen der Zahlen bekannt ſind, und daß ich weiß $11 + 1$ ſey die Definition von 12; ſo ſehe ich nicht, warum ich nicht durch die Zergliederung des Begriffs des Subjekts $7 + 5$ finden ſollte, daß durch dieſes Subjekt nur die Zahl und

keine

keine andere bestimmt werden kann. Denn was thue ich, wenn ich 5 (also ein Merkmal oder Theil des Subjekts) zergliedere? ich löse es in seine einfachsten Merkmale oder Theile auf, und das sind die Einheiten. Ich sage also:

7 + 1. = 8. per Def.
8 + 1. = 9. — —
9 + 1. = 10. — —
10 + 1. = 11. — —
11 + 1. = 12. — — 1 + 1 + 1 + 1 + 1 = 5

Also ist 7 + 5 = 12. Was haben mir die Punkte oder Finger hier mehr geholfen, als die Zeichen der Einheit? Ob aber blos die Zeichen einen Begriff synthetisch machen, der es sonst nicht ist, wird bey dem andern Beweisgrunde untersucht werden.

2) Der andere Grund, nämlich den Hr. Kant anführt, warum die arithmetischen und algebraischen Wahrheiten sollen synthetisch seyn, besteht darin: daß „darin eine charakteristische Kon„struktion ist, in welcher man an den Zeichen die „Begriffe in der Anschauung darlegt.„

Hier kann man sich nicht entbrechen, sogleich eine Umänderung des Grundes der Möglichkeit eines syn-

the-

thetiſchen Urtheils zu bemerken. Bey den geometriſchen Wahrheiten war es ein ſolches, wo in dem Subjekte zu dem Begriffe eine Anſchauung hinzu kömmt, d. i. in dem Begriffe ſelbſt ein bildliches Merkmal enthalten iſt, z. B. in dem Urtheile: mehrere gerade Linien zwiſchen zwey gegebenen Punkten ſind nicht möglich; zu dem Begriff der Mehrheit die Anſchauung der geraden Linie. Bey den arithmetiſchen und algebraiſchen iſt es blos: ein ſolches, deſſen Begriffe durch Zeichen dargeſtellt werden. Es iſt aber augenſcheinlich, daß nach dem Syſtem des kritiſchen Idealismus, wenn er konſequent ſeyn will, die Anſchauung, die ein Urtheil ſynthetiſch machen ſoll, nicht blos ein bildliches Zeichen von den Begriffen deſſelben ſeyn darf, ſondern als ein Merkmal zu ſeinem Subjekte oder Prädikate gehören muß. Denn, wenn ein ſynthetiſches Urtheil ſoll können erfahren und alſo empfunden werden, ſo wird dazu nicht hinreichen, daß ſeine Begriffe auch durch bildliche Zeichen ausgedruckt werden; ſondern das Anſchauliche, das Sinnliche, das Bildliche muß zu dem Urtheile, zu ſeinem Subjekte und Prädikate an ſich ſelbſt gehören. Sollte blos der ſymboliſche Ausdruck ein Urtheil ſynthetiſch machen, ſo würde ein Urtheil, das der kritiſche Idealismus für unzuläſſig hält, objektive Gültigkeit haben, ſobald man es in die Zeichen der gewöhnlichen Analyſis kleidete; der ſynthetiſche Satz: der

un-

unendliche Verſtand erkennt alle Gegenſtände unendlich deutlich ohne alle Zeitfolge, würde möglich ſeyn, ſobald er ſo ausgedruckt würde: $J \infty = \frac{M \infty D \infty .}{t \times o}$

Die kombinatoriſche Charakteriſtik der Rechenkunſt und Analyſis iſt allerdings ein großes Erleichterungsmittel in der Erkenntniß der Wahrheit für den endlichen Verſtand. Ihre Kunſtgriffe beruhen insgeſammt darauf, daß die derivativen Zeichen derſelben die Begriffe deutlich darſtellen, indem ihre primitiven Zeichen ſo zuſammengeſetzt ſind, wie die einfachen Merkmale der Begriffe und daß einem Satze ſo lange gleichgeltende Sätze ſubſtituirt werden, bis man auf denjenigen kömmt, welchen man ſucht. Indem ſich dieſe Subſtitution auf wenig Geſetze gründet, und die Begriffe eines jeden Satzes durch die Zeichen anſchauend gemacht werden: ſo erleichtern ſie ſowohl die Erfindung als die Sicherheit vor Fehlern im Rechnen, worauf Hr. Kant zuletzt ſelbſt ihre Vortheile reducirt *), aber das iſt auch Alles; die nothwendige Wahrheit der Sätze ſelbſt, wovon die Aequationen nur ſymboliſche Ausdrücke ſind, kann ſchlechterdings blos in der Beſtimmbarkeit des Prädikats durch den Begriff des Subjekts beſtehen; das Zeichen der Gleichheit kann nur vor der einen Größe ſtehen,

*) Krit. d. r. V. S. 734. a. A.

ſtehen, weil die Größe auf der anderen Seite eine ſolche und keine andere iſt.

Das endliche Reſultat aus allen dieſen Betrachtungen ſcheint mir nun folgendes zu ſeyn:

1) Die Nothwendigkeit der Anſchauungen zu den ſynthetiſchen Urtheilen in der Geometrie iſt nur eine bedingte;

2) Sie iſt nur in den Schranken gegründet, vermöge welcher die endliche Vorſtellungskraft die letzten Gründe des Raumes nicht unterſcheidet und alſo ſich das Räumliche nur bildlich vorſtellen kann, ſich auch die Vorſtellung der räumlichen Größen in der Geometrie durch die Figuren, die deutliche Vorſtellung der Zahlen und abſtrakten Größen aber, die ganz unbildlich iſt, und deren Merkmale an ſich gar keine Anſchauungen enthalten, durch bildliche Zeichen erleichtern muß;

3) Die Nothwendigkeit der bildlichen Merkmale in den Urtheilen, die der kritiſche Idealismus ſynthetiſche nennt, iſt alſo gänzlich ſubjektiv und ſchlechterdings nicht objektiv, ſie iſt in den Schranken der endlichen Vorſtellungskraft ge-

gründet, die das Einzelne in den letzten Gründen des Raums nicht unterscheiden kann;

4) Die Wahrheit keines nothwendigen Urtheils kann aber subjektive Gründe haben, seine Wahrheitsgründe müssen durchgängig und nothwendig objektive seyn.

5) Die Gründe der Wahrheit eines nothwendigen Urtheils müssen also in dem Begriffe seines Subjekts seyn, sofern die Merkmale desselben von dem Verstande erkannt werden, also in dem Allgemeinen dieser Merkmale, welches der Gegenstand des Verstandes ist, und nicht in ihren individuellen Bestimmungen, die die Sinnlichkeit nur verworren, d. i. ohne sie zu unterscheiden, vorstellt.

Wenn es mit diesen Sätzen seine Richtigkeit hat: so fällt der Versuch einiger von Hrn. Kants Kommentatoren, in die Wahrheiten der Rechenkunst die Anschauung der Zeit zu bringen, von selbst weg. Sie sagen: Rechnen ist Zählen; Zählen kann aber nur in der Zeit geschehen. Ich erinnere mich nicht diesen Beweis von der Nothwendigkeit einer Anschauung zu den synthetischen Urtheilen ausdrücklich in einer sei-

ſeiner Schriften ſelbſt geleſen zu haben. Er iſt auch dem Syſtem des kritiſchen Idealismus ſelbſt zu offenbar entgegen. Denn die Anſchauung, die einen Satz ſynthetiſch machen ſoll, muß an ſich zu dem Subjekte und dem Prädikate deſſelben gehören, wie ſchon oben iſt bemerkt worden; das Succeſſive muß in dem Gegenſtande, nicht aber blos in den Schranken der Vorſtellungskraft liegen, es muß objektiv und nicht blos ſubjektiv ſeyn. Die Sätze aber, daß die Zahl 36 eine Quadratzahl, das Quadrat von 6; daß ſie eine Triangularzahl, die Summe von 1 + 2 + 3 + 4 + 5 + 6 + 7 + 8 ſey, ſind objektiv auf einmal und ewig wahr. Daß ſie von dem menſchlichen Verſtande erſt nach und nach erkannt werden, hat einen blos ſubjektiven Grund; der aber den Gegenſtand, als Gegenſtand, nicht ſelbſt ſucceſſiv macht. Denn da alles endliche Denken in der Zeit geſchieht: ſo müßte auch ein jedes ſynthetiſches Urtheil, auch wenn es ein metaphyſiſches iſt, möglich ſeyn, weil ſeine Hauptbegriffe erſt nach und nach müſſen zergliedert werden, ehe ihr Verhältniß zu einander, ob ſie ſich einander zukommen oder widerſtreiten, deutlich kann vorgeſtellt werden.

Wenn alſo die Wahrheit eines nothwendigen Urtheils nicht von der Anſchauung abhängt, ſo fern ſie Anſchauung iſt, und alſo ſubjektive Gründe hat:

ſo muß die Metaphyſik, obgleich ihre Begriffe ohne alle bildliche Merkmale ſind, apodiktiſch gewiſſe ſynthetiſche Urtheile enthalten können, und dieſe apodiktiſch gewiſſen ſynthetiſchen Urtheile müſſen objektive Gültigkeit haben, ſie müſſen gerade des höchſten Grades der apodiktiſchen Gewisheit fähig ſeyn, weil ihre Begriffe ohne alle Anſchauung, und alſo völlig unſinnlich, völlig unbildlich ſind. Ich ſcheue mich daher nicht, dem Plato die erhabene und erhebende, und nun — wie ich glaube — nicht erträumte, die erwieſene Wahrheit nachzuſagen: daß nur in dem Reiche der Ideen, in dem Reiche des Unſinnlichen, in der Region des reinen Verſtandes Wahrheit ohne Schein iſt; daß dort die Quelle fließt, welche in die Schatten der Sinnenwelt den kümmerlichen Antheil von Wahrheit bringt, den das ſchwache Verſtandesauge des Endlichen daran erkennen kann; daß nicht die Bilder der Sinnenerkenntniß, daß nur ihre unbildlichen Gründe in der Verſtandeserkenntniß — das unbildliche Mannigfaltige, wovon dem endlichen Verſtande das Allgemeine deutlich zu erkennen vergönnet iſt — auch die Gründe aller nothwendigen Wahrheit und aller apodiktiſchen Gewisheit ſind; daß alſo die Gottheit — eben deswegen weil dieſer erhabenſte Gegenſtand nichts Bildliches in ſeiner Erkenntniß zuläßt, derjenige Gegenſtand iſt, deſſen deutliche und unſinnliche Erkenntniß die vollkommenſte objektive Wahrheit

heit und die vollſtändigſte vernünftige apodiktiſche Gewisheit haben könne.

Folgende Gegeneinanderſtellung wird die Vergleichung beyder Vernunftkritiken erleichtern.

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| 1. Zu der demonſtrativen Gewisheit gehört 1) objektive Zulänglichkeit des Fürwahrhaltens. (Krit. der r. V. S. 822. 734.) | 1. Zu der demonſtrativen oder höchſten mathematiſchen Gewisheit gehört vollſtändig deutliche Erkenntniß der Wahrheit. |
| 2. Wenn dieſes Fürwahrhalten ſoll objektiv ſeyn: ſo muß es ſinnliche Anſchauung enthalten. Denn es giebt ſchlechterdings keine erkennbaren Gegenſtände ohne ſinnliche Anſchauung. | 2. Eine logiſchwahre oder objektiv gültige Erkenntniß braucht keine bildlichen Merkmale. Wenn ſie den erſten Erkenntnißgründen gemäß iſt: ſo iſt ſie nothwendig und alſo allgemein und objektiv wahr. (S. gegenw. Abh. S. 141.) Denn die erſten Erkenntnißgründe haben allgemeine |

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
| --- | --- |
| | objektive Wahrheit oder Gültigkeit. (S. Phil. Mag. B. 1. St. 2. N. II. St. 3. N. I.) |
| 3. Zu der demonſtrativen Gewisheit gehöret 2) daß der apodiktiſche Beweis, woraus er entſtehen ſoll, intuitiv ſey, ſonſt iſt er keine Demonſtration, und es kann aus ihm keine Evidenz entſpringen. (Krit. d. r. V. S. 734.) | 3. Man hat lange die Evidenz von der Gewisheit überhaupt unterſchieden, und unter der erſtern eine leichtfaßliche Gewisheit verſtanden. Zu den Mitteln dieſer Faßlichkeit gehört auch das ſinnliche Anſchauen der Begriffe in ihren weſentlichen Zeichen. Die Wahrheiten, deren Beweiſe dieſe Vortheile haben, ſind evidenter, aber darum nicht überhaupt gewiſſer, als andere, die dieſen Vortheil entbehren. Außerdem können Wahrheiten noch auf andere Art evident ſeyn, nämlich wenn ſie gar keines Beweiſes oder eines ſehr kurzen bedürfen. Zu den erſten gehören a) die Axiome, wovon die urſprünglichen eine deutliche, die abgeleiteten aber eine ſinnliche Evidenz haben; b) die unmittelbaren Erfahrungen, |

Digitized by Google

gen, welche gleichfalls die höchſte ſinnliche Evidenz haben, als: die Sonne glänzt. Wenn alſo: die Philoſophie hat keine demonſtrative Gewisheit, heißen ſoll: ihre Wahrheiten können nicht durchgängig ſo evident ſeyn, als die Wahrheiten der Wiſſenſchaft, in welcher die Erkenntniß der Wahrheit durch weſentliche Zeichen erleichtert wird, dergleichen die Figuren in der Geometrie und die Zeichen der analytiſchen Charakteriſtik ſind: ſo iſt es lange erkannt worden, und man hat ſehr einleuchtend gezeigt, woher dieſe Evidenz der mathematiſchen Wahrheiten entſtehe. (S. Moſes Mendelsſohns Preisſchrift über die Evidenz). Dann aber überläßt man es der Beurtheilung billiger Richter, ob die Bemühungen der Weltweiſen, welche diejenigen Mittel der Gewisheit, die ſich aus der Mathematik in die Philoſophie übertragen laſſen, in dieſer letztern anzubringen geſucht haben, die harte Ahndung verdienen, womit ihnen begegnet wird.

| Kantiſche Krit der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft |
|---|---|
| 4. Ein Vernunfturtheil kann nicht anders apodiktiſch gewiß werden, als durch Beziehung auf mögliche Erfahrung. Er- | 4. Die nothwendigen Vernunfturtheile können apodiktiſch gewiß ſeyn, weil ſie objektive Gültigkeit haben, auch wenn ihre |

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
| --- | --- |
| Erfahrung aber muß ſinnliche Anſchauungen (bildliche Merkmale) enthalten. Durch dieſe Beziehung auf mögliche Erfahrungen können ſynthetiſche Urtheile a priori aus Begriffen zu Stande gebracht werden, und dieſe ſind indirektſynthetiſche. | ihre Hauptbegriffe keine bildlichen Merkmale enthalten. Die Objekte der Verſtandeserkenntniß ſind 1) die allgemeinen Erkenntnißgründe und die ontologiſchen Begriffe, (ihre Form); 2) die einfachſte unſinnliche, unbildliche Anſchauung, Vorſtellung, (ihre Materie). Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 286 n 5. Sie können alſo objektive Gültigkeit oder logiſche Wahrheit haben, ohne ſich auf etwas zu beziehen, das ſinnliche Anſchauungen oder bildliche Merkmale hat. Die Wahrheiten der natürlichen Theologie, der rationellen Pſychologie und der Kosmologie können alſo apodiktiſch gewiß ſeyn. |
| 5. | 5. |

Digitized by Google

| Kantiſche Krit. der reinen Vernunft. | Leibnitziſche Krit. der reinen Vernunft. |
|---|---|
| 5. Urtheile a priori, die außer ihren Begriffen eine reine Anſchauung a priori enthalten, ſind direktſynthetiſche Urtheile. Dergleichen enthält nur die Mathematik. | 5. Die Mathematik enthält theils Urtheile, deren Begriffe aus bildlichen Merkmalen beſtehen, wie die Linien; allein der Grund der Wahrheit iſt nicht in dieſen Merkmalen der Begriffe, ſofern ſie bildlich ſind, d. i. in ihrem Subjektiven; ſondern in dem Mannigfaltigen, das dem Bildlichen zum Grunde liegt, d. i. in ihrem Objektiven; theils Urtheile, deren Begriffe gänzlich unbildlich und unſinnlich ſind, wie die Zahlen und Größen der Arithmetik und der Analyſis. Die Zeichen dieſer unbildlichen Größen ſind nicht ſelbſt innere Merkmale ihrer Begriffe und Gründe der Möglichkeit und Wahrheit der Sätze, ſondern erleichtern nur die Deutlichkeit derſelben. |

## II.

# Ueber den höchſten Grundſatz der ſynthetiſchen Urtheile; in Beziehung auf die Theorie von der mathematiſchen Gewisheit.

Wie viel der transſcendentale Idealismus — mit welchem Rechte? das iſt hier die Frage nicht — auf ſeine Theorie von den analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen baue, iſt ſchon an einem andern Orte bemerkt (Phil. Mag. B. 1. St. 3. Nr. IV.). Es iſt daher von keiner geringen Wichtigkeit, theils den weſentlichen Unterſchied der analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile aufs genaueſte kennen zu lernen, theils mit gehöriger Allgemeinheit den Grund anzugeben, worauf die Wahrheit und Gewisheit der letztern, zu welchen die eigentlich mathematiſchen und metaphyſiſchen Urtheile gehören ſollen, beruhet.

In der vorſtehenden Abhandlung iſt bewieſen worden, daß der Grund der apodiktiſchen Gewisheit in der Mathematik, ſo wie überall, nicht in dem Bildlichen, (das, als ſolches, ſubjektive Gründe hat,)

hat,) ſondern in den unbildlichen Begriffen des Verſtandes, (die auf objektiven Gründen beruhen,) zu ſuchen ſey. Ich glaube mich überzeugt zu haben, daß es ſelbſt in dem Syſteme des transſcendentalen Idealismus ſehr weſentliche Lehren gebe, wodurch die Wahrheit der gedachten Behauptung anerkannt wird. So unerwartet dieſes in Rückſicht auf die entgegenſtehenden Behauptungen dieſes Syſtems auch ſeyn mag, ſo wird es ſich doch, wie ich hoffe, überzeugend darthun laſſen.

Bevor ich aber dieſe Unterſuchung ſelbſt anſtelle, ſey es mir erlaubt, meinen Leſern, noch einen und den andern Gedanken über den Unterſchied der analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile zur Prüfung vorzulegen.

## Erſter Abſchnitt.

„In allen Urtheilen, ſagt Hr. Kant *), worin das Verhältniß eines Subjekts zum Prädikate gedacht wird, (wenn ich nur die bejahenden erwäge, denn auf die verneinenden iſt nachher die Anwendung leicht,) iſt dieſes Verhältniß auf zweyerley Art möglich. Entweder das Prädikat B gehört zum Subjekt A, als etwas, was in dieſem Begriffe A (verſteckterweiſe) enthalten iſt; oder B liegt außer dem Begriffe A, obgleich mit demſelben in Verbindung. Im erſten Falle nenne ich das Urtheil analytiſch, im zweyten ſynthetiſch.“

*) Krit. d. r. V. 2. A. S. 10

enthalten iſt; oder B liegt ganz außer dem Begriffe A, ob es zwar mit demſelben in Verknüpfung ſteht. Im erſten Falle nenne ich das Urtheil analytiſch, im andern ſynthetiſch. Analytiſche Urtheile (die bejahenden) ſind alſo diejenige, in welchen die Verknüpfung des Prädikats, mit dem Subjekte durch Identität, diejenige aber, in denen dieſe Verknüpfung ohne Identität gedacht wird, ſollen ſynthetiſche heißen.„

Dieſes iſt die Hauptſtelle in der Kr. d. r. V., die zur Aufklärung des Unterſchiedes zwiſchen den analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen dienen ſoll, von der man alſo die genaueſte Beſtimmtheit zu fordern um ſo mehr das Recht hat, da der gedachte Unterſchied von der größten Wichtigkeit iſt, und dieſe Stelle ganz eigentlich zur Abſicht hat, denſelben anzugeben. Inzwiſchen thut ſie doch, wie es mir ſcheint, dieſer ſo rechtmäßigen Forderung kein Genüge, ſelbſt wenn man die an andern Oertern vorkommenden Erläuterungen zu Hülfe nimmt. In der Anwendung auf beſtimmte Fälle finden ſich große Schwierigkeiten. Hält man ſich genau an die vorgeſchriebenen Merkmale, als den charakteriſtiſchen Unterſchied; ſo geräth man nicht ſelten in Verlegenheit, ob man ein gegebenes Urtheil für analytiſch oder für ſynthetiſch halten ſolle? ein ſichrer Beweis, daß es den vorgeſchriebenen Definitionen an der erforderlichen Beſtimmtheit fehle; daß es mithin etwas ſehr Verzeihliches ſey, wenn ſie

je-

jemand ſich anders beſtimmt, als ſie von dem Verfaſſer der Kr. d. r. V. gedacht wurden.

Zuerſt fällt dies in die Augen: Wenn man ſich den Unterſchied der analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile nach den angeführten Definitionen, ohne nähere Beſtimmung, vorſtellen ſoll; ſo kann von keinem gegebnen Urtheile, wenn es nicht völlig identiſch oder leer iſt, geradehin geſagt werden: daß es analytiſch, oder, daß es ſynthetiſch ſey; ſondern dieſe Beſchaffenheit iſt jederzeit relativ. Das nämliche Urtheil, was für mich analytiſch iſt, kann für einen andern ſynthetiſch ſeyn; indem der eine dieſes, der andere jenes, der eine mehr, der andere weniger, in einem gegebenen Begriffe denkt. Auch wird dadurch nichts gewonnen, wenn es S. 11. heißt: die analytiſchen Urtheile ſind blos erläuternd, ſtellen nur entwickelt vor, was ich in dem Begriffe (der zum Subjekte dient) ſchon dachte, obwohl unentwickelt: die ſynthetiſchen hingegen ſind erweiternd, ſie geben mir eine neue Erkenntniß, indem ſie zu dem Begriffe des Subjekts ein Prädikat hinzufügen, welches in demſelben noch gar nicht gedacht war, und alſo durch keine Entwickelung des Subjekts hätte gefunden werden können. Ich ſage, auch dadurch wird nichts gewonnen; denn es kömmt immer wieder darauf an, wie mein Begriff beſchaffen iſt, um durch die Entwickelung deſſelben viel oder wenig zu fin-

finden, alſo ein gegebnes Urtheil zu einem analytiſchen oder ſynthetiſchen zu machen. Noch weniger Aufſchluß aber über das, was wir ſuchen, erhalten wir dadurch, wenn S. 11. geſagt wird: bei den analytiſchen Urtheilen dürfe man nicht über den Begriff des Subjekts hinausgehen, um das Prädikat, als mit demſelben verknüpft zu finden; mithin ſobald dieſes geſchehen müſſe, ſey das Urtheil jederzeit ſynthetiſch. Was heißt aber über den Begriff des Subjekts hinausgehen? Was will dieſer bildliche Ausdruck ſagen?

Wenn demnach der transſcendentale Idealismus einen weſentlichen, nicht blos einen relativen, Unterſchied zwiſchen den analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen angiebt; wenn nicht das nämliche Urtheil bald analytiſch bald ſynthetiſch, und wenn es endlich möglich ſeyn ſoll, in jedem Falle mit Gewisheit zu beſtimmen, zu welcher Art ein gegebnes Urtheil gehöre; ſo muß man eine allgemein gültige Regel feſtſetzen, wonach ſich jedesmal entſcheiden läßt: ob das Prädikat B in dem Subjekte A liege, oder nicht? ob es durch Identität gedacht werde oder nicht? ob alſo das Urtheil blos erläuternd, oder ob es erweiternd ſey? Ich will verſuchen dieſe Regel, den anderweitigen Grundſätzen und Aeußerungen des transſcendentalen Idealismus gemäß, aufzufinden.

Ehe

Ehe ich aber dieſen Verſuch mache, muß ich erſt einer Art gedenken, wie man die Regel, nach welcher ſich Merkmale, die im Begriffe eines Subjekts liegen, von denen die nicht darin liegen, unterſcheiden laſſen ſollen, zu beſtimmen geſucht hat; einer Regel, die allerdings viel Schein hat, aber doch, wie wir hernach ſehen werden, nicht zuläßig ſeyn kann. Man ſagt: „im Begriffe eines Dinges liegen diejenigen Merkmale, welche die Vorſtellung deſſelben, die, der Zeit nach, Grundvorſtellung von ihm iſt, enthält. Gebrauche ich demnach dieſe Merkmale als Prädikate von dem Begriffe dieſes Dinges, ſo iſt das Urtheil analytiſch. Gehört aber das Prädikat eines Urtheils nicht zu dieſer Grundvorſtellung des Subjekts; ſo iſt das Urtheil ſynthetiſch.„

Folgende Gründe erlauben es nicht, die Prädikate, die ſchon in dem Begriffe eines Gegenſtandes liegen ſollen, auf die angezeigte Art zu beſtimmen:

1) Der Unterſchied zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen wird dadurch völlig ſchwankend. Denn weil auf der einen Seite die Vorſtellungen des nämlichen Gegenſtandes, die der Zeit nach Grundvorſtellungen ſind, bey dem einen anders beſchaffen ſeyn können, als bei dem andern, und auf der andern Seite, zumal wenn der Gegenſtand ſinnlich iſt,

ſich

ſich gar nicht mit Gewißheit angeben laſſen, indem wir uns der erſten Eindrücke nicht mehr bewußt ſind; ſo kann man von keinem Prädikate ſchlechthin ſagen, daß es zur Grundvorſtellung des Gegenſtandes gehöre, alſo im Begriffe deſſelben liege, und ein analytiſches Urtheil gebe.

2) Da unſer Erkenntnißvermögen eingeſchränkt iſt; ſo enthalten die Grundvorſtellungen der Zeit nach, die wir von den Gegenſtänden haben, vieles nicht, was weſentlich zu dieſen Gegenſtänden gehört, und vieles, was nicht dazu gehört, nämlich zufällige Beſchaffenheiten. Daß man von dem letztern nicht ſagen könne: ſie liegen im Begriffe des Gegenſtandes, wird unten bewieſen werden; von den erſtern leuchtet es in die Augen. Denn eben weil ſie zufällige Beſchaffenheiten ſind; ſo iſt es nicht nothwendig, daß ſie verſteckterweiſe mitgedacht werden, ſobald der Gegenſtand gedacht wird. Dies ſoll aber doch, nach Hrn. Kant, mit allen den Prädikaten der Fall ſeyn, die im Begriffe eines Gegenſtandes liegen, und ein analytiſches Urtheil erzeugen können.

So würde dies z. B., gegen den Sinn der Kr. d. r. V. ein analytiſches Urtheil ſeyn müſſen: Das Gras iſt grün, oder überhaupt: Ein Körper hat eine Farbe; denn die Farbe liegt in der Grundvorſtel-

ſtellung des Körpers, der Zeit nach. In dieſen und vielen andern Urtheilen, die nach der vorliegenden Regel analytiſch ſeyn müßten, iſt das Prädikat überdem eine Qualität. Dergleichen Urtheile können, nach der Kr. d. r. V., nur aus der Erfahrung geſchöpft werden; analytiſche Urtheile aber ſollen nicht aus der Erfahrung entſpringen; und wir ſtoßen alſo auch von dieſer Seite auf einen Widerſpruch. Es würde ferner aus der angezeigten Beſtimmung folgen, daß Prädikate, die, wie es Hr. Kant ausdrückt, zum logiſchen Weſen eines Gegenſtandes gehören, doch öfters nicht im Begriffe deſſelben lägen, und alſo ein ſynthetiſches Urtheil gäben: weil ſie nicht in der Grundvorſtellung der Zeit nach enthalten ſind, indem wir erſt durch fortgeſetzte Abſtraktion auf das logiſche Weſen kommen. Dies widerſpricht aber den ausdrücklichen Erklärungen Hrn. Kants und der allg. Litt. Zeit.

Demnach iſt dieſe Beſtimmung deſſen was im Begriffe eines Gegenſtandes liegt, gar nicht anwendbar: und da ſie auch gegen die Behauptungen der Kr. d. r. V. ſtreitet; ſo ſcheint man nur erſt nachher darauf gefallen zu ſeyn, um gewiſſen Schwierigkeiten zu entgehen, worin man durch jene Behauptungen verwickelt wurde.

Wie erkennen wir demnach, ob das Prädikat B zu dem Subjekte A als etwas gehöre, das in dieſem

ſem Begriffe A (obwohl verſteckterweiſe) ſchon enthalten iſt? Nicht anders, als durch eine Definition des Subjekts A *). Nur durch dieſe wird auf eine entwickelte und beſtimmte Art angegeben, was in dem Subjekte A enthalten iſt. Wir würden alſo fürs erſte ſagen können: ein Urtheil iſt analytiſch, wenn das Prädikat B die Definition des Subjekts A, oder irgend ein Merkmal iſt, welches dieſe Definition angiebt. Denn alsdann gehört das Prädikat zu dem Subjekte als etwas, das in demſelben ſchon enthalten iſt; und die Verknüpfung zwiſchen ihnen wird durch Identität gedacht. Wenn alſo das Urtheil ſynthetiſch ſeyn ſoll, ſo müßte das Prädikat weder die Definition des Subjektes, noch ein Merkmal ausdrücken, das in dieſer Definition enthalten iſt.

Allein bei einer näheren Beleuchtung findet ſich bald, daß der angezeigte Charakter bei weitem nicht immer zureichend ſey, die analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile nach dem Sinne des transſcendentalen Idealismus zu unterſcheiden.

Es

*) Subjekt heißt hier und im Folgenden — wie es ſich in einer logiſchen Unterſuchung ſchon von ſelbſt verſteht — ein Begriff, von dem etwas bejaht oder verneint wird; weſentliche Stücke ſind die erſten, von keinen andern abgeleiteten, Beſtimmungen dieſes Subjekts; ihr Inbegriff iſt das Weſen des Subjekts; und eine Definition, die daſſelbe angiebt, eine Realdefinition.

Digitized by Google

Es giebt nämlich eine doppelte Art von Definitionen; einmal Realdefinitionen, die das Wesentliche, und dann Nominaldefinitionen, die aus dem Wesen abgeleitete Bestimmungen des Subjekts ausdrücken. Wäre nun jedes Urtheil analytisch, worin das Prädikat eine Definition oder ein Stück von der Definition des Subjekts aussagt; so müßte das auch gelten, wenn die Definition eine Nominaldefinition wäre. Allein dann würden viele Urtheile analytisch seyn, die nach dem Kantischen Systeme synthetisch sind; z. B. alle eigentlich mathematischen Urtheile, (die doch insgesamt synthetisch seyn sollen Kr. d. r. V. 2. A. S. 14.) wenn ihr Prädikat ein eigenthümliches Attribut des Subjekts ist, und also zu einer Nominalerklärung desselben gebraucht werden kann. So würde das Urtheil: die Winkel eines gradlinichten Triangels sind zweien rechten gleich, analytisch seyn müssen; denn man kann das Subjekt desselben (den Begriff vom gradlinichten Triangel, nicht etwa einen einzelnen Triangel in der Anschauung) definiren durch eine Figur, deren Winkel zweien rechten gleich sind; weil dies ein völlig eigenthümliches Attribut vom gradlinichten Triangel ist. (Woher die Definition genommen werde? kann hier gar nicht die Frage seyn; es muß vielmehr dieselbe, da blos von dem Verhältnisse des Prädikats zum Subjekte die Rede ist, als gegeben angesehen, und nur gefragt werden: wenn

ſie gegeben iſt, iſt dann das vorgedachte Urtheil analytiſch oder ſynthetiſch; und zu welcher Art von Urtheilen gehört die Definition ſelbſt?)

Alſo nicht jede Definition enthält etwas, das, als Prädikat von dem definirten Subjekte gebraucht, ein im Kantiſchen Sinne analytiſches Urtheil gäbe. Und dies von Rechtswegen. Denn die abgeleiteten Beſtimmungen, zu denen die Attribute gehören, (und dergleichen in einer Nominalerklärung angegeben werden,) können, eben weil ſie erſt daraus abgeleitet werden, nicht im Begriffe des Subjekts enthalten ſeyn. Ein andres iſt, in einem Begriffe enthalten ſeyn; ein andres, durch denſelben beſtimmt werden, (oder ſeinen Grund darin haben). Das letztere iſt der Fall mit allen abgeleiteten Beſtimmungen, alſo auch mit den Attributen; das erſtere, mit den weſentlichen Stücken. Wenn alſo ein analytiſches Urtheil ein Prädikat haben ſoll, das im Begriffe des Subjekts enthalten iſt; ſo muß es ein weſentliches Stück dieſes Begriffs, oder den ganzen Inbegriff der weſentlichen Stücke (das Weſen) deſſelben ausdrücken. Im letztern Falle iſt es ganz, im erſtern zum Theil identiſch. Alſo nur eine Realdefinition eines Begriffes, oder die einzelnen Merkmale, die in derſelben enthalten ſind, können, als Prädikate von dieſem Begriffe gebraucht, ein analy-

tiſches Urtheil erzeugen. Es verſteht ſich aber, daß das analytiſche Urtheil analytiſch bleibe, wenn ich von dem Subjekte deſſelben ein Merkmal prädicire, das ich durch eine Realerklärung *) des erſtern Prädikats gefunden habe, denn dieſes wird durch eine bloße, fortgeſetzte Entwickelung deſſen, was im Begriffe des Subjekts liegt, erhalten; und das Urtheil kann alſo nicht ſynthetiſch ſeyn; weil ſonſt das Prädikat durch keine Entwickelung von der Art müßte gefunden werden können (Kr. 2. A. S. 11.). Wenn z. B. das Urtheil: der Neid iſt eine Betrübniß, analytiſch iſt, und Betrübniß durch Verabſcheuung des für Böſe gehaltnen weſentlich erklärt werden kann; ſo iſt auch das Urtheil: der Neid iſt eine Verabſcheuung, analytiſch. Urtheile dieſer Art hat man mittelbar analytiſche nennen wollen (Allg. Litt. Z. 1789. Nr. 190. S. 787); diejenigen alſo, worin das Prädikat das Weſen oder ein weſentliches Stück des Subjekts ſelbſt iſt, ſind unmittelbar analytiſch.

Ich kann hier folgende Bemerkung, da ſie mir von wichtigem Einfluſſe zu ſeyn ſcheint, nicht übergehen. In denjenigen analytiſchen Urtheilen, die gänzlich identiſch ſind, muß das Prädikat jederzeit



*) Realerklärung aber muß es ſeyn, weil jenes Merkmal ſonſt nicht im Begriffe des Prädikats und alſo auch nicht nothwendig in dem des Subjekts enthalten, oder durch Identität damit verbunden wäre.

ein Wechſelbegriff mit dem Subjekte, in denen aber, die zum Theil identiſch ſind, ein höherer Begriff ſeyn, als das Subjekt. Das erſte iſt für ſich klar, das andere aber ergiebt ſich aus folgender Betrachtung. In einem analytiſchen Urtheile, das zum Theil identiſch iſt, ſagt das Prädikat ein weſentliches Stück vom Begriffe des Subjekts aus; (oder, wenn das Urtheil mittelbar analytiſch iſt, etwas, das in dem weſentlichen Stücke enthalten iſt es iſt alſo in dem Begriffe des Subjekts enthalten; oder dieſer enthält jenes in ſich, aber überdem noch mehr, (die übrigen weſentlichen Stücke) Mithin iſt das Prädikat ein höherer Begriff als das Subjekt *). Da nun das

*) Dieſe Bemerkung iſt wohl in Acht zu nehmen. Man kann nicht ſchlechthin ſagen, wie ſich einige zu unbeſtimmt ausdrücken: daß die Merkmale des Prädikats auch dem Subjekte zukommen, von welchem jenes bejahet wird; ſondern es muß nur heißen: diejenigen Merkmale des Prädikats, die in dem Begriffe deſſelben liegen, mithin höhere Begriffe ſind, kommen auch dem Subjekte zu, von welchem jenes bejahet wird. Es kann nämlich der Begriff des Prädikats, für ſich betrachtet, mehrere coordinirte Differenzen zulaſſen; die alſo in ihrer Möglichkeit, Merkmale des Prädikats ſind. Sobald aber eine von dieſen Differenzen geſetzt iſt, welches durch das Subjekt geſchehen kann, dem das Prädikat beigelegt wird; ſo werden eben dadurch die übrigen unmöglich gemacht, weil ſich alle coor-

das Niedrigere ohne das Höhere unmöglich iſt: ſo muß:

1) in jedem analytiſchen Urtheile, das nicht völlig identiſch iſt, das Prädikat etwas ſeyn, wodurch das Subjekt möglich wird, (unmittelbar, wenn das Urtheil unmittelbar analytiſch iſt, und mittelbar im entgegengeſetzten Falle).



coordinirten Begriffe einander ausſchließen. Die Möglichkeit dieſer übrigen iſt alſo zwar ein Merkmal des Prädikats, aber nicht des Subjekts. Man nehme zum Beiſpiel das Urtheil: Ein Triangel iſt eine Figur; ſo läßt ſich von einer Figur ſagen: es ſey möglich, daß ſie vier Seiten habe. Aber dieſes Merkmal des Prädikats Figur iſt kein Merkmal des Subjekts Triangel, von ihm läßt ſich nicht ſagen, daß er vier Seiten haben könne.

Das Merkmal einer Figur, daß ſie vier Seiten haben könne, hat zwar ſeinen Grund in dem Begriffe der Figur, iſt aber nicht in demſelben enthalten.

Man ſieht hieraus, daß das Verhältniß der Begriffe, die in einander enthalten ſind, weſentlich von dem Verhältniſſe derer verſchieden ſey, die in einander gegründet ſind; daß jene, keinesweges aber dieſe durch Identität gedacht werden; denn ſonſt müßte der gegründete jederzeit gedacht werden, wenn der, welcher ſeinen Grund enthält, gedacht wird, und man müßte vom Triangel ſagen, daß er vier Seiten haben könne. — Man ſieht hieraus ſchon, daß analytiſche Attribute ſich ſelbſt widerſprechen.

2) wenn das nicht ist, und das Urtheil ist nicht ganz identisch; so muß es ein synthetisches Urtheil seyn, weil das Prädikat überall nicht durch Identität als mit dem Subjekte verbunden gedacht wird.

Hierdurch wird nun noch mehr bestätigt, daß das Prädikat im analytischen Urtheile niemals eine abgeleitete Bestimmung des Subjekts seyn könne, da diese allererst durch das Subjekt bestimmt werden, also dasselbe nicht möglich machen, oder mit ihm gänzlich identisch seyn können. Attribute sind abgeleitete Bestimmungen und haben ihren Grund in dem Wesentlichen des Subjekts; da sie also nicht etwas sind, wodurch das Subjekt möglich wird, oder das mit demselben völlig einerley wäre, so ist ein Urtheil, dessen Prädikat ein Attribut vom Subjekte ausdrückt, niemals analytisch; sondern jederzeit synthetisch.

Alle diese Betrachtungen führen uns also wieder auf das, was schon anderwärts gesagt ist (Phil. Mag. B. 1. St 3. Nr. IV.). Wenn wir bei dem vorliegenden Unterschiede etwas Bestimmtes denken sollen; so sind die analytischen Urtheile diejenigen, worin das Prädikat das Wesen oder ein wesentliches Stück vom Subjekte (Begriffe der zum Subjekte dient, mittelbar oder unmittelbar) aussagt; diejenigen

gen aber, worin das nicht iſt, (worin z. B. irgend etwas, das allererſt durch das Weſen des Begriffs, der zum Subjekte dient, beſtimmt und möglich wird, mithin auch irgend ein Attribut deſſelben, im Prädikat ausgeſagt wird) ſind die ſynthetiſchen Urtheile.

Die verſchiednen Arten der Prädikate in den ſynthetiſchen Urtheilen ſind in der angezogenen Abhandlung angegeben; und es iſt dadurch der unbeſtimmte verneinende Begriff vom ſynthetiſchen Urtheil poſitiv und beſtimmt gemacht.

Aber dem allen ungeachtet ſoll die angezeigte Erklärung der ſynthetiſchen Urtheile doch nicht die richtige ſeyn, weil ſie ſich nicht umkehren laſſe. „Man kann, (heißt es in der allg. L. Z. 1789. N. 175. S. 586.) allenfalls wohl ſagen: Alle ſynthetiſchen Urtheile ſind ſolche, deren Prädikate Attribute des Subjekts ſind; (welches weder wahr, noch in der recenſirten Abhandlung geſagt iſt;) aber nicht umgekehrt: Ein jedes Urtheil das ein Attribut ſeines Subjekts ausdrückt, iſt ſynthetiſch, denn es giebt auch analytiſche Attribute.„

In der Kritik d. r. V. finden wir dieſe Lehre nicht ausdrücklich vorgetragen, mithin auch kein Mit-

tel ausdrücklich bemerkt, wodurch man die analytischen Attribute von den synthetischen unterscheiden könnte, da sie doch, als Prädikate in einem Urtheile gebraucht, insgesamt darin übereinkommen, daß sie nicht im Wesentlichen des Begriffes enthalten sind, und also wie oben gezeigt ist, und in der L. Z. (a. a. O. einige Zeilen vorher) zugegeben wird, nicht durch Identität gedacht werden. Beides soll nun in der gedachten Recension, supplirt werden; und auf welche Art das geleistet sey, werden wir sogleich sehen.

1) Zuerst fällt der Widerspruch in die Augen, worin sich der Rec. verwickelt. Einmal sagt er (a. a. O. S. 585.) ganz richtig: „Was nothwendig mit einem Begriffe als verbunden gedacht wird, aber nicht durch die Identität, das wird durch das, was im Wesentlichen des Begriffes liegt, als etwas andres d. i. durch einen Grund damit nothwendig verbunden gedacht, oder, es ist in dem Wesen des Begriffes gegründet; d. h. es muß als Attribut des Subjekts gedacht werden.„

Also: was nothwendig mit dem (logischen) Subjekte verbunden gedacht wird, aber nicht durch die Identität, heißt eben soviel, als: es ist in dem Wesen des Subjekts gegründet, oder ein Attribut desselben. Dieser Satz aber läßt sich schlechtweg umkehren,

kehren, theils weil er eine Erklärung iſt, theils weil er (S. 585. 586.) ausdrücklich für tautologiſch ausgegeben wird. Folglich: was als ein Attribut eines Begriffs gedacht wird, oder im Weſen deſſelben gegründet iſt, wird zwar nothwendig mit demſelben als verbunden gedacht, aber nicht durch die Identität.

Wie reimt ſich nun hiemit ein analytiſches Attribut, da alle analytiſchen Prädikate mit dem Begriffe durch Identität als verbunden gedacht werden müſſen? Wie reimt es ſich wenn es (S. 586) heißt: „Vom Begriffe eines Körpers iſt Ausdehnung ein weſentliches Stück, die Theilbarkeit aber ein Attribut vom Körper. Nun wird die Theilbarkeit nach dem Satze der Identität aus dem Begriffe des Ausgedehnten abgeleitet, und das Urtheil: ein jeder Körper iſt theilbar, iſt ein Urtheil, welches ein Attribut zum Prädikate hat, und dennoch kein ſynthetiſches Urtheil iſt; Hier haben wir einen klaren Widerſpruch: die Attribute der Begriffe werden nicht durch Identität mit ihnen als verbunden gedacht; Theilbarkeit aber iſt ein Attribut vom Begriffe des Körpers und dennoch durch Identität mit demſelben verbunden.

Wollte man aber auch, obgleich nichts gewiſſer ſeyn kann, nicht zugeben, daß der vorgedachte Satz

ſchlecht-

ſchlechtweg umgekehrt werden dürfe, ſo muß er ſich doch, wenn er nicht ungereimt ſeyn ſoll, zufälliger: weiſe umkehren laſſen, und man muß ſagen können: Einige Attribute der Begriffe, oder Prädikate, die in dem Weſen derſelben (der Begriffe) gegründet ſind, werden mit denſelben nothwendig als verbunden ge: dacht, aber nicht durch die Identität; geben folg: lich kein analytiſches Urtheil. Mithin iſt es noth: wendig falſch, wenn (S. 587.) ganz allgemein geſagt wird: „In wie fern der Grund eines Prä: dikats in dem bloßen Begriffe des Subjekts ent: halten iſt, in ſofern iſt der Grund blos logiſch, und das Urtheil auch nur analytiſch; wenn es ſynthe: tiſch ſeyn ſoll, ſo muß der Grund des Prädikats in etwas anderm = x liegen.„ Alſo:

Kein Urtheil iſt ſynthetiſch, wenn nicht der Grund ſeines Prädikats in etwas anderm, als dem Begriffe des Subjekts liegt; aber einige Urtheile ſind ſynthetiſch, wenn der Grund ihres Prädikats im Begriffe des Subjekts liegt!

Die Unſtatthaftigkeit der analytiſchen Attribute ergiebt ſich

2) aus einer nähern Erwägung des Charakters, wodurch ſich dieſelben von den ſynthetiſchen unterſchei: den ſollen.

Wenn

Wenn der Grund eines Prädikats, heißt es in der eben angezognen Stelle, blos logiſch, d. h. in dem bloßen Begriffe des Subjekts enthalten iſt; ſo iſt das Urtheil analytiſch; und wenn dieſes Prädikat alſo ein Attribut iſt, ſo iſt es ein analytiſches Attribut; ſoll es ein ſynthetiſches ſeyn; ſo muß es einen Realgrund haben; d. h. der Grund deſſelben muß nicht in dem bloßen Begriffe des Subjekts liegen; ſondern in dem vom bloßen Begriffe verſchiednen Gegenſtande.

Der belehrende Ton, worin der Rec. hiebei auf die Unterſcheidung der logiſchen und der Realgründe dringt, ſcheint nicht ganz am rechten Orte zu ſeyn. Denn man hat längſt das principium eſſendi und fiendi (das, was den materiellen und formellen Realgrund enthält) von dem principio cognoſcendi (dem, was den logiſchen Grund enthält) unterſchieden; mehrere haben ſelbſt die Ausdrücke: logiſcher und Realgrund gebraucht (ſ. z. B. Cruſius Weg z. Gew. §. 140. Lamb. N. Org. Aleth. §. 222.). Lambert unterſcheidet ſogar zwei Arten der logiſchen Gründe, und im phil. Mag. (B. 1. St. 2. Nr. II.) iſt gezeigt, daß jedes Ding überhaupt, ſofern es Etwas (alſo nicht, ſofern es Vorſtellung oder Urtheil) iſt, einen Grund haben müſſe. Hier kann alſo nur von Realgründen die Rede ſeyn; und gar

keine

keine Verwechſelung derſelben mit den logiſchen ſtatt finden.

Was bedeutet aber ein logiſcher Grund in der Sprache des Rec.? Was ſoll das heißen: es giebt analytiſche Attribute; und dies ſind diejenigen, deren Grund in dem bloßen Begriffe des Subjekts (wovon ſie als Prädikate gebraucht werden) enthalten iſt; ſollen ſie ſynthetiſch ſeyn, ſo muß ihr Grund in etwas anderm = x, in dem vom bloßen Begriffe verſchiedenen Gegenſtande liegen?

Es kann einen vierfachen Sinn haben:

1) kann es heißen: Ein analytiſches Attribut iſt dasjenige, deſſen Grund ganz allein in meinem Begriffe (den ich zum Subjekte gebrauche und wovon ich das Attribut prädicire); aber ganz und gar nicht in dem Gegenſtande dieſes Begriffes liegt.

Allein wenn dies die Meynung ſeyn ſoll, ſo wird angenommen, daß der Begriff des Subjekts nicht mit dem Gegenſtande, worauf er bezogen wird, übereinſtimme, alſo ein falſcher und in ſofern ungereimter Begriff ſey (Kr. d. r. V. S. 82. 83.). Alſo iſt auch alles, was in ſofern in ihm gegründet iſt, mithin jedes analytiſche Attribut, etwas Ungereimtes.

3.

Z. B. wenn ich einem Triangel das Attribut vierwinklicht zuſchriebe; ſo wäre das ein analytiſches; es hätte ſeinen Grund in dem bloßen Begriffe des Subjekts, worin das Merkmal vierſeitig enthalten ſeyn müßte; nicht aber in dem Gegenſtande, der dieſes Merkmal nicht enthalten kann. Soll der Begriff nicht ungereimt ſeyn, ſo muß jedes Attribut, das ſeinen Grund in demſelben hat, ein ſynthetiſches Attribut ſeyn.

Ein Attribut hat ſeinen Grund in dem bloßen Begriffe des Subjekts, kann aber auch

2) heißen: der Grund deſſelben liegt in den allgemeinen Beſtimmungen des Gegenſtandes, die als Merkmale in dem Begriffe von demſelben enthalten ſind; nicht aber in den individuellen Beſtimmungen deſſelben. In dieſem Falle aber iſt der logiſche Grund jederzeit auch ein Realgrund (liegt aber nicht wie der Rec. meint Nr. 175. S. 587. in etwas $= x$, ſondern, wenn der Gegenſtand unſinnlich iſt, in etwas $= x + a$; (ſ. Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 288.) und wenn er ſinnlich iſt, in etwas $= a + b + c$; denn ſonſt müßten die drey Seiten eines Triangels, die doch Hr. Kant ſelbſt für einen Realgrund ausgiebt, (L. Z. N. 175. S. 589.) $= x$ ſeyn;) und ein Attribut, das in dem Begriffe des Subjekts gegründet iſt, das iſt auch in dem Gegenſtan-

ſtande, worauf der Begriff bezogen wird, gegründet; mithin ſynthetiſch. Es giebt dann keine Attribute, die keine Realgründe hätten; und die analytiſchen (die von der Art ſeyn müßten) ſind Undinge. Ferner

3) kann der Satz: analytiſch heißen Attribute, ſofern ſie ihren Grund in dem bloßen Begriffe des Subjekts haben, auch ſoviel ſagen wollen: es giebt einige Attribute (oder überhaupt Prädikate), die mit dem Subjekte als nothwendig verbunden gedacht werden können, ohne Hülfe der Anſchauung, (ohne daß der Begriff des Subjekts auf eine Anſchauung bezogen wird und dieſe ſind analytiſch; und ein Urtheil, das ſie von dem Begriffe des Subjekts ausſagt, iſt ein analytiſches; ſollte es ſynthetiſch ſeyn, ſo muß das Prädikat nicht ohne Hülfe der Anſchauung, (nicht ohne daß der Begriff des Subjekts auf eine Anſchauung bezogen wird,) als mit dem Subjekte nothwendig verbunden erkannt werden können.

Allein das wäre a) eine blos willkührliche Beſtimmung der Begriffe; denn was ſoll die Anſchauung bei der Unterſcheidung der Urtheile; wo es blos auf das Verhältniß des Prädikats zum Subjekte ankömmt? Man verwechſelt den Wahrheitsgrund der Urtheile mit ihrem Eintheilungsgrunde.

b)

b) würden die analytiſchen Attribute dennoch Undinge ſeyn; ein Attribut kann nie ein Prädikat in einem analytiſchen Urtheile abgeben. Denn wenn das Urtheil analytiſch heißen ſoll: ſo muß das Prädikat durch bloße Entwicklung des Subjekts gefunden werden können; Ein Attribut aber verhält ſich nie ſo zum Begriffe des Subjekts (ſ. ob.); und man verwechſelt offenbar das: in einander enthalten ſeyn mit dem: in einander gegründet ſeyn (ſ. Anm. S. 198.) Dies iſt auch der Fall, wenn (L. Z. N. 175. S. 588.) geſagt wird: der Satz des zureichenden Grundes könne deswegen ſchlechterdings nur identiſche Urtheile begründen, weil er aus dem Satze des Widerſpruchs hergeleitet werde. Das würde nur wahr ſeyn, wenn er in dieſem enthalten wäre. Es würden

c) die angezeigten Erklärungen eine petitio principii enthalten. Wenn man es in den Begriff der ſynthetiſchen Urtheile hineinlegt, daß eine Anſchauung, worauf der Begriff des Subjekts bezogen wird, den Grund enthalten muß, warum wir das Prädikat als mit dem Subjekte verbunden erkennen, ſo iſt es freylich ſehr klar, daß es keine ſynthetiſchen Urtheile a priori aus lauter Begriffen geben, daß mithin die Metaphyſik überall keine ſynthetiſchen Urtheile zu Stande bringen könne; aber es iſt auch eben ſo klar, daß die Metaphyſik dergleichen nicht

enthalten ſolle, und daß alle die metaphyſiſchen Urtheile, welche Hr. Kant für ſynthetiſch ausgiebt, nichts weniger, als ſynthetiſch ſeyn; (ob ſie wahr und gewiß ſind? iſt eine ganz andere Frage,) denn ob dieſe Urtheile zwar Prädikate haben, die Attribute der Subjekte ausſagen, die alſo, nach dem obigen, nicht im Begriffe der Subjekte enthalten ſind, und folglich nach der Kantiſchen Grunderklärung ſynthetiſche Urtheile erzeugen müßten; ſo werden ſie doch nicht durch Beziehung der Begriffe auf Anſchauungen, ſondern durch Begriffe und durch den Grundſatz des zureichenden Grundes zu Stande gebracht.

Wollte man dieſes Verfahren für verwerflich erklären; ſo müßte man zeigen, daß der Grundſatz des zureichenden Grundes, worauf die ſogenannte ſynthetiſche Verknüpfung der reinen Verſtandesbegriffe, und der des Widerſpruchs, worauf die einfachſten reinen Verſtandesbegriffe ſelbſt unmittelbar beruhen, keine transſcendentale Gültigkeit haben; welches aber nicht durch die Behauptung geſchehen kann: daß die reinen Verſtandesbegriffe bloße Denkformen ſeyn, den Anſchauungen Einheit zu geben, und daß ſynthetiſche Urtheile nur durch Beziehung auf Anſchauungen möglich werden; denn dieſes iſt falſch, wenn jenes nicht vorher erwieſen iſt; und man dreht ſich unaufhörlich in dem Cirkel: wir erkennen nichts von den transſcen-

den-

dentalen Objekten, weil jene Grundsätze keine transscendentale Gültigkeit haben; und diese kömmt jenen Grundsätzen nicht zu, weil wir von den transscendentalen Objekten nichts erkennen.

Wenn man also diese Erklärungsart der synthetischen und analytischen Urtheile zum Grunde legt; so läßt sich daraus für die Wahrheit und Gewisheit metaphysischer Urtheile, dergleichen z. B. diese sind: „Gott existirt, jede Substanz ist einfach, die Seele ist unsterblich„ gar nichts folgern. Wollte man dieselbe leugnen, weil in diesen Urtheilen das Prädikat nicht durch Hülfe einer Anschauung mit dem Subjekte verbunden wird; so würde das heißen: diese Urtheile sind nicht wahr und gewiß, weil sie keine synthetische Urtheile sind; und man würde dadurch allen analytischen, z. B. diesem: eine Substanz ist eine Substanz, ihre Wahrheit und Gewisheit absprechen; da doch die analytischen Urtheile, nach Hrn. Kant, gar nicht bestritten werden können. Der transscendentale Idealismus kann also, ohne den auffallendsten Widerspruch, die synthetischen Urtheile nicht durch solche erklären, worin das Prädikat mit dem Subjekte durch Beziehung der Begriffe auf eine Anschauung als verbunden erkannt wird; dies kann nur die Bedingung seyn sollen, unter welcher man den synthetischen Urtheilen (die also schon auf eine anderweitige Art von den ana-

lytiſchen unterſchieden ſeyn müſſen) Wahrheit und Gewisheit zugeſtehen will. Hat alſo der Hr. Rec. in der allg. L. Z. wenn er ſagt: „ein ſynthetiſches Urtheil erfordre, daß das Prädikat einen Realgrund habe„ damit ſagen wollen: Ein Urtheil, worin die Verbindung des Prädikats mit dem Subjekte nicht durch Anſchauung gegeben werde, ſey nicht ſynthetiſch; ſo hat er die Kr. d. r. V. nicht verſtanden, und etwas Widerſprechendes behauptet. Was ihn verleitet hat, iſt der Kantiſche Ausdruck: ſynthetiſche Urtheile ſind nur durch Beziehung der Begriffe auf Anſchauung möglich. Aber dabei wird vorausgeſetzt (welches der Hr. Rec. überſieht:) „wenn ſie wahr ſeyn ſollen.„ Endlich:

d) könnte die Behauptung: daß der Grund der ſynthetiſchen Attribute und Prädikate überhaupt in dem vom bloßen Begriffe verſchiednen Gegenſtande liegen müſſe, auch ſoviel ſagen wollen: der außer dem Gemüthe vorhandne Gegenſtand müſſe das Gemüth afficiren, und dadurch zeigen, daß eine gewiſſe Beſtimmung zu ihm gehöre; und nur eine ſolche könne ein ſynthetiſches Prädikat abgeben. Allein dies iſt unmöglich anzunehmen; denn ſonſt wären alle ſynthetiſchen Urtheile a priori, mithin die ganze Mathematik verloren, da uns a priori kein Gegenſtand afficiren kann.

Aus

Aus allen dieſen Betrachtungen ergiebt ſich, daß analytiſche Urtheile, deren Prädikat ein Attribut vom Subjekte ausſagte (man mag unter Subjekt verſtehen, was man will,) ſowohl an ſich, als auch nach der oben angeführten Hauptſtelle hierüber in der Kr. d. r. V. Undinge ſind; daß vielmehr die Attribute insgeſamt ſynthetiſche Prädikate in den Urtheilen abgeben.

Dazu nehme man noch Folgendes: Um ein ſchlechthin allgemeines nothwendiges Urtheil, deſſen Prädikat ein Attribut vom Subjekte iſt, zu Stande zu bringen, oder das Prädikat als mit dem Subjekte verbunden zu denken, muß ich jederzeit zwei von einander verſchiedene Definitionen haben, nämlich die Definition des Prädikats und die des Subjekts, entweder ganz oder nur zum Theil; welches bei Urtheilen, deren Prädikate weſentliche Stücke des Subjekts, oder weſentliche Merkmale von dieſen ausdrücken, der Fall nicht iſt; hier finde ich das Prädikat als zum Subjekte gehörig durch die bloße Definition des Subjekts, oder eines Theils, eines weſentlichen Stücks von demſelben. Wird die Definition des Subjekts ganz erfordert, um das Attribut als mit demſelben verbunden zu erkennen; ſo iſt es ein eigenthümliches Attribut; wo nicht, ein gemeines. Im letztern Falle iſt das Urtheil nicht ſchlechthin reciproka-

bel; und daß alſo einem Urtheile, deſſen Prädikat ein Attribut vom Subjekte iſt, Reciprokabilität ſchlechthin zukomme, muß jederzeit erſt bewieſen werden.

In jedem Falle aber muß ich außer der Definition des Subjekts noch die des Prädikats zu Hülfe nehmen; weil jene allein nicht zureichend iſt das Prädikat mit dem Subjekte als verbunden zu denken. Das Urtheil iſt alſo jederzeit ſynthetiſch. Demnach hat die Anſchauung überall nichts damit zu thun, die ſynthetiſchen Urtheile von den analytiſchen zu unterſcheiden; dieſer Unterſchied liegt ganz allein in dem verſchiedenen Verhältniſſe, welches Prädikat und Subjekt, (ſie mögen Anſchauungen enthalten oder nicht,) gegen einander haben. So muß man es, ſofern von nothwendigen ſchlechthin allgemeinen Urtheilen die Rede iſt, verſtehen, wenn Hr. Kant ſagt: man müſſe bei ſynthetiſchen Urtheilen über den Begriff des Subjekts hinausgehen. Das heißt alſo, man muß außer der Definition des Subjekts noch die des Prädikats zu Hülfe nehmen; und es ergiebt ſich hieraus ſchon vorläufig, daß es auch bei der Wahrheit und Gewisheit der Urtheile von gedachter Art durchaus nicht auf Anſchauungen ankomme; dieſe müſſen vielmehr blos unter die Gründe der zufälligen Wahrheiten verwieſen werden; indem ohne die beiden Definitionen des Subjekts und des Prädikats überall keine gewiſſen Urtheile von gedachter Art möglich ſind.

Die

Die mehrmals gedachte Recenſion, da ſie analytiſche Attribute erſchaffen wollte, mußte ſich daher in mehrere Widerſprüche verwickeln, von denen ich nur noch Folgendes bemerke:

Ganz richtig wird (L. Z. N. 175. S. 587.) geſagt, daß der Grund immer etwas andres ſeyn müſſe, als die Folge (obgleich einige Zeilen nachher geradezu das Gegentheil: daß der logiſche Grund eines Prädikats ſich mit Identität im Subjekte des Urtheils ſehr wohl vertrage, behauptet wird). Um aber nun die analytiſchen Attribute zu retten, heißt es weiter: „Dieſe Verſchiedenheit (zwiſchen Grund und Folge) iſt entweder blos logiſch (in der bloßen Vorſtellungsart,) oder reel, in dem von der bloßen Vorſtellung verſchiedenen Objekte ſelbſt. Der Begriff des Ausgedehnten iſt vom Begriffe des Theilbaren logiſch verſchieden; denn jener enthält zwar dieſen, aber noch mehr dazu; in der Sache ſelbſt aber iſt doch Identität zwiſchen beiden, (und warum? man höre:) denn die Theilbarkeit liegt doch wirklich im Begriffe der Ausdehnung.„ Alſo: weil der Begriff von Ausdehnung den Begriff von Theilbarkeit in ſich enthält, und noch mehr dazu; ſo ſind beide logiſch verſchieden; aber weil der Begriff von Ausdehnung die Theilbarkeit in ſich enthält; ſo iſt Theilbarkeit und Ausdehnung in der Sache einerlei! Woher weiß ich aber

das? oder enthält die Ausdehnung nicht auch in der Sache, zwar die Theilbarkeit, aber noch mehr dazu? Wenn man dieſes leugnete, ſo dürfte man es auch nicht von den Begriffen behaupten, ohne ſie für ungereimt zu erklären.

Zum Behufe der analytiſchen Attribute, und der Behauptung, daß ein Attribut nur alsdann ein ſynthetiſches Urtheil erzeuge, wenn es dadurch, daß der Begriff des Subjekts auf Anſchauung bezogen wird, als mit demſelben verbunden gedacht wird, finden wir noch S. 587. die Lehre, daß die Logik keine ſynthetiſchen Urtheile kenne. Soll das heiſſen: unter den Wahrheiten, die in der Logik bewieſen werden können, ſind keine ſynthetiſchen Sätze enthalten; ſo ſtreitet die Wiſſenſchaft offenbar dagegen. Wie ließen ſich z. B. die Regeln: jeder beſonders bejahende Satz kann ſchlechthin umgekehrt werden; aus zwei partikulären Vorderſätzen folget nichts; der Unterſatz in der erſten Figur muß bejahen u. ſ. w. für analytiſch halten? Die Prädikate liegen gar nicht im Begriffe ihres Subjekts, ſondern kommen ganz neu hinzu. Oder iſt etwa das Prädikat bejahend, in dem Begriffe eines Unterſatzes, oder einer logiſchen Figur, oder des Erſten, enthalten? Soll es das aber nicht heißen; ſo giebt es ſynthetiſche Urtheile a priori, die ohne daß der Begriff des Subjekts auf Anſchauung bezogen wird, zu Stande gebracht werden.

Zwei-

## Zweiter Abſchnitt.

Die Frage über die Möglichkeit der ſynthetiſchen Urtheile kann nun nicht blos ſagen wollen: wie es überhaupt möglich ſey mit gewiſſen Begriffen Prädikate zu verbinden, die gar nicht in denſelben enthalten d. i. nicht das Weſen und nicht weſentliche Stücke derſelben ſind? denn ſonſt wäre die Antwort darauf ſehr leicht, da wir völlig willkührliche Verknüpfungen der Begriffe vornehmen können, und würde auch auf keine Weiſe dahin ausfallen können, daß jene Möglichkeit auf der Beziehung der Begriffe auf Anſchauungen beruhe, indem ſynthetiſche Urtheile auf eine andere Art wirklich ſind, wie z. B. in der Metaphyſik, folglich auch auf eine andre Art möglich ſeyn müſſen. Die Frage iſt vielmehr: unter welcher Bedingung wahre ſynthetiſche Urtheile möglich ſeyn? welches das allgemeine Geſetz ſey, wonach ſich alle ſynthetiſchen Urtheile richten müſſen, wenn ſie objektiv wahr ſeyn ſollen, wodurch wir alſo ihre Wahrheit erkennen, ihnen eine völlige Gewisheit verſchaffen können?

Die Leibnitziſche Philoſophie geht von der nothwendigen, mithin ganz allgemeinen Wahrheit der höchſten Verſtandesgeſetze, des Satzes vom Widerſpruche und zureichenden Grunde aus; indem ſie er-

kennt, daß der Verſtand, nicht, ſofern er ein Verſtand, ſondern ſofern er ein Ding überhaupt iſt, (ſ. Phil. Mag. 1. Bd. St. 2. 3.) dieſen Geſetzen unterworfen ſey. Dieſem zu folge hat ſie Recht zu behaupten, daß die gedachten Geſetze, mithin auch alles, was nothwendig daraus folgt, objektive Wahrheit und Gewisheit habe, auch ohne Hülfe der Anſchauung, und nicht blos für die Erſcheinungen, ſondern auch für die transſcendentalen oder unſinnlichen Gegenſtände gelte. In der That kann dieſes auch von dem transſcendentalen Idealismus nicht geleugnet werden.

Denn 1) wenn er die transſcendentale Gültigkeit der höchſten Verſtandesgeſetze leugnet; ſo muß er ſeinen Beweis, wenn er überzeugend ſeyn ſoll, auf dieſelben zurückführen; ihre Wahrheit alſo für unſer Denken anerkennen. Nun iſt aber unſer denkendes Subjekt ſeinem eignen Geſtändniſſe und aller gründlichen Philoſophie gemäß, ein wahres Ding, ein Ding an ſich ſelbſt; und das Denken eine Beſtimmung eines Dinges an ſich ſelbſt; (es kann keine Erſcheinung ſeyn, weil alle Erſcheinung erſt durch daſſelbe möglich wird). Mithin wird die Gültigkeit der höchſten Verſtandesgeſetze für Dinge an ſich anerkannt, indem ſie geleugnet werden ſoll; und der Beweis, wodurch dieſes geſchehen ſoll, kann nicht zuläſſig ſeyn.

2)

2) Der Grundſatz des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes, zumal wenn der letztere aus dem erſtern folgt, wie (Phil. Mag. B. 1. St. 2. und B. 2. St. 1.) bewieſen, und in der a. L. Z. zugegeben iſt, könnten keine ſubjektive Nothwendigkeit haben, wenn ſie nicht objektiv nothwendig gültig wären. Dies iſt im Phil. Mag. (1. Bd. 2. St.) und ſelbſt von Hrn. Schulz (Prüf. d. Kr. d. r. V.) dargethan worden.

3) Wenn die transſcendentalen Gegenſtände, oder die Dinge an ſich den Geſetzen des Widerſpruchs und des zureichenden Grundes nicht unterworfen wären; ſo könnten dieſe Geſetze auch nicht für die Erſcheinungen gelten; denn die Erſcheinungen werden von den Dingen an ſich, die ihnen zum Grunde liegen müſſen, beſtimmt (Kr. d. r. V. 2. A. S. 566.); und unſer denkendes Subjekt, worin die Erſcheinungen als bloße Vorſtellungen, exiſtiren, von dem ſie alſo Beſtimmungen ſind, iſt auch ein Ding an ſich ſelbſt. Es könnte mithin ſowohl in Rückſicht auf das Erſcheinende, als auch in Rückſicht auf das, worin es erſcheint, widerſprechende Erſcheinungen geben, oder ſolche, die keinen Grund hätten. Daß dieſes aber unmöglich ſey, behauptet der transſcendentale Idealismus ſelbſt. Er kann alſo die Leibnitziſche Philoſophie nicht tadeln, wenn ſie dem Geſetze des

Wi-

Widerſpruchs und des zureichenden Grundes, mithin ſynthetiſchen Urtheilen, die auf dem letztern gebaut ſind, transſcendentale Gültigkeit zuſchreibt. Uebereinſtimmung mit den beiden höchſten Verſtandesgeſetzen iſt Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande, als welcher eben den Geſetzen unterworfen iſt; daher auch die Ausdrücke: logiſche Wahrheit und: transſcendentale Gültigkeit der Urtheile für einander ſubſtituirt werden können, wenn von transſcendentalen, oder unſinnlichen Gegenſtänden die Rede iſt *).

Hr. Kant behauptet: alle ſynthetiſchen Urtheile ſind nur möglich durch Beziehung des gegebnen Begriffs auf eine Anſchauung in einer möglichen Erfahrung. Dies iſt alſo das höchſte Geſetz der ſynthetiſchen Urtheile, die Regel, wornach ihre objektive Wahrheit erkannt wird, die Quelle ihrer Gewisheit: will ich mit einem Begriffe ein Prädikat verbinden, das nicht ſchon in demſelben enthalten, nicht das Weſen, oder ein weſentliches Stück deſſelben, iſt: ſo muß ich den Begriff auf eine Anſchauung beziehen, ihn in einer Anſchauung darſtellen oder in bildlichen Merkmalen in concreto denken, um dadurch zu erken-

*) Hätte der Hr. Rec. hierauf geachtet, ſo würde er ſich (Nr. 176. S. 596) nicht über den Ausdruck: logiſche Wahrheit, oder transſcendentale Gültigkeit, verwundert haben.

kennen, ob das Prädikat wirklich mit ihnen verbunden sey. So lange dieses nicht geschieht, ist das Urtheil ungültig; und wo es nicht geschehen kann, sind alle synthetischen Urtheile unzulässig.

Die eben angeführte Theorie, welche der transscendentale Idealismus in dieser Materie anerkennt, steht der Leibnitzischen, daß allgemeine Wahrheit und Gewisheit, auch in synthetischen Urtheilen, nur aus Begriffen und Gesetzen des Verstandes entspringen, und von der Anschauung, als solcher, nicht abhangen könne, zwar geradezu entgegen; allein ich glaube doch, wie ich schon oben zu erkennen gegeben habe, überzeugt zu seyn, daß die letztere in manchen sehr wesentlichen Lehren des transscendentalen Idealismus eingeräumt, und also die Behauptung: daß synthetische Urtheile nur durch Beziehung auf Anschauung möglich seyn, eben dadurch für zu allgemein erklärt werde.

Bei synthetischen Urtheilen, heißt es in der Kr. d. r. V. (vom obersten Grundsatz synthetischer Urtheile) deren Prädikat nicht im gegebnen Begriffe des Subjekts enthalten ist, muß man aus diesem Begriffe hinausgehen, um das Prädikat mit ihm zu verbinden. Es muß also ein Drittes geben, was mich zu dieser Verbindung berechtigt, oder sie beglaubigt,

bigt, (denn die Begriffe des Subjekts und Prädikats reichen dazu nicht allein hin, indem ſie ganz außer einander liegen). Dieſes Dritte nun iſt die Anſchauung in einer möglichen Erfahrung. Hierauf müſſen die Begriffe bezogen werden, um daraus zu erkennen, ob das Prädikat mit dem Subjekte verbunden ſey, ob das Urtheil objektive Realität habe.

Allein dieſes Dritte, das allerdings zur Möglichkeit eines ſynthetiſchen Urtheils, das Gewisheit haben ſoll, gehört; könnte auch ein dritter Begriff, oder ein Geſetz des Verſtandes ſeyn, dem eine nothwendige und ganz allgemeine Gültigkeit zukäme. Durch ein ſolches Geſetz würden objektiv wahre und gewiſſe ſynthetiſche Urtheile erzeugt werden können ohne Hülfe der Anſchauung (ſ. oben). Auf dieſen möglichen Fall iſt gar nicht Rückſicht genommen, oder die Unmöglichkeit deſſelben gezeigt worden. Denn wenn man ſagt: die von aller Anſchauung freien Begriffe ſeyen bloße Formen des Denkens, den Anſchauungen Einheit zu geben, durch ſie allein werde gar kein Gegenſtand erkannt, ſondern dann erſt, wenn dieſer durch Anſchauung in einer möglichen Erfahrung gegeben werde; ſo beruht dies auf eben dem Sprunge im Beweiſe; denn wenn die reinen Verſtandesbegriffe und ihre ſynthetiſchen Verknüpfungen auf nothwendigen, ganz allgemeinen Geſetzen beruhen;

hen; ſo müſſen ſie auch mit den Gegenſtänden übereinſtimmen; und es werden dadurch, zwar keine Gegenſtände in ihrer Individualität, aber die allgemeinen Beſtimmungen der Gegenſtände erkannt. Es iſt alſo, nach unſrer Ueberzeugung, ein unzuläſſiger Sprung in dem Beweiſe, wodurch gezeigt werden ſoll, daß, um ein ſynthetiſches Urtheil möglich zu machen, der Begriff des Subjekts auf eine Anſchauung bezogen werden müſſe; Es wird auf eine unzuläſſige Art geſchloſſen: weil das Prädikat des ſynthetiſchen Urtheils nicht in dem Begriffe des Subjekts enthalten iſt, und alſo aus dieſen beiden Begriffen (dem Prädikat und Subjekt) für ſich allein betrachtet, nicht erkannt werden kann, ob ſie mit einander verbunden ſeyn oder nicht? ſo reicht überall kein Begriff oder Verſtandesgeſetz hin, dieſe Erkenntniß zu Stande zu bringen; ſondern es muß eine Anſchauung zu Hülfe genommen werden. Dies beſtätigen auch alle Stellen in der Krit. d. r. V., worin das gedachte Reſultat vorbereitet wird. So heißt es z. B. (S. 124. 2. A.): „Es ſind nur zwey Fälle möglich, unter denen ſynthetiſche Vorſtellungen und ihre Gegenſtände zuſammentreffen, ſich auf einander nothwendigerweiſe beziehen, und gleichſam einander begegnen können. Entweder wenn der Gegenſtand die Vorſtellung, oder dieſe den Gegenſtand allein möglich macht.„ Es giebt noch einen dritten Fall, in welchem

Vor-

Vorſtellung und Gegenſtand mit einander übereinſtimmen: wenn nämlich beide nach einerley gemeinſchaftlichen Geſetzen beſtimmt ſind. Ein Gemälde, das eine ſchöne Landſchaft vorſtellt, und eine wirkliche Landſchaft können mit einander übereinſtimmen, ſowohl wenn das Gemälde nach der wirklichen Landſchaft, als auch wenn dieſe nach jenem, als auch endlich wenn beyde nach einem und demſelben Ideale eingerichtet ſind.

Daß alſo zur Hervorbringung eines wahren und gewiſſen ſynthetiſchen Urtheils Darſtellung des gegebnen Begriffs in einer Anſchauung nothwendig ſey, iſt, ich wiederhole es, eine nicht hinlänglich bewieſene Behauptung. Selbſt die Mathematik, deren durchgängige apodiktiſche Gewisheit der kritiſche Idealismus anerkennt, giebt uns nicht ſelten Beiſpiele, wo es nach meiner Ueberzeugung, auf eine einleuchtende Art in die Augen fällt — obwohl durchgängig die ſinnlichen Bilder blos Zeichen der mathematiſchen Begriffe ſind, und zur Wahrheit und Gewisheit der Urtheile nichts beitragen (ſ. die vorige Abhandlung) — daß ſynthetiſche Sätze mit apodiktiſcher Gewisheit zu Stande gebracht werden können, ohne daß die gegebnen Begriffe in einer Anſchauung dargeſtellt werden. Man nehme z. B. den Satz: daß die Aſymptote, die ſich dem Schenkel der Hyperbel

bel ins Unendliche fort nähert, dieſen niemals treffe. Weder den äußern Sinnen noch der Einbildungskraft iſt es möglich, die unendlichen Schenkel einer Hyperbel und die ſich ihnen ohne Ende nähernden Aſimptoten anzuſchauen. In dieſem ſynthetiſchen Urtheile iſt es alſo unmöglich, das Prädikat mit dem Begriffe des Subjekts dadurch als verbunden zu erkennen, daß man die Begriffe auf eine Anſchauung bezieht; es iſt vielmehr unſern ſinnlichen und bildlichen Vorſtellungen geradezu entgegen, daß ſich zwei Linien ohne Aufhören einander nähern und ſich dennoch nie berühren ſollen; die Wahrheit und Gewisheit des gedachten Satzes muß aus Begriffen des Verſtandes entſpringen.

Eine neue Beſtätigung der in der vorigen Abhandlung vorgetragenen Theorie, daß nur der Verſtand die Quelle der Gewisheit in allgemeinen ſynthetiſchen Urtheilen ſeyn könne, iſt in der Kantiſchen Deduktion der Kategorien enthalten. Zufolge derſelben liegt in der Erfahrung zweierlei: Wahrnehmungen und Urtheile. Die letztern ſind blos das Werk des Verſtandes; die erſtern aber gehören den Sinnen. Sofern nun das Urtheilen des Verſtandes blos darin beſteht, daß er die Wahrnehmungen mit einander vergleicht, ſo hat das Urtheil, (welches ein Wahrnehmungsurtheil genannt wird) keine Allgemeingültig-

keit und Nothwendigkeit, und iſt mithin (Prol. S. 82.) nicht objektiv gültig. Soll es objektive Gültigkeit und Nothwendigkeit erhalten; ſo muß ein Urtheil des reinen Verſtandes hinzukommen, die Anſchauung muß unter einen Verſtandesbegriff ſubſumirt werden.

Wenn dem alſo iſt, ſo wird dadurch, ſo viel ich einſehe, zugeſtanden: daß der Verſtand allein es ſey, der den ſyntheriſchen Urtheilen der Erfahrung allgemeine, objektive, Wahrheit und Gewisheit verſchaffe; und daß er ohne Beziehung ſeiner Begriffe auf Anſchauungen, objektiv wahre und gewiſſe ſynthetiſche Urtheile zu Stande bringen könne. Das erſtere liegt unmittelbar in Hrn. Kants Theorie; das andere aber folgt ſehr leicht daraus. Denn

1) die Urtheile des Verſtandes, die zu den Wahrnehmungsurtheilen hinzukommen müſſen, um ſie zu Erfahrungsſätzen zu machen, oder ihnen objektive Gültigkeit zu verſchaffen, müſſen ſynthetiſch ſeyn; denn wären ſie analytiſch; ſo beruhten ſie auf dem Satze des Widerſpruchs; und es würde dieſer Grundſatz ſynthetiſche Urtheile (in der Erfahrung) begründen; welches aber nach Hrn. Kant unmöglich iſt. Auch könnten unter dieſelben die Wahrnehmungsſätze, welche ſynthetiſch ſind, überall nicht ſubſumirt werden.

2) Dieſe ſynthetiſchen Urtheile des Verſtandes haben objektive Gültigkeit, oder ſind allgemein wahr und gewiß, ohne Beziehung der Begriffe auf Anſchauung. Weder die Anſchauung in einer wirklichen oder möglichen Erfahrung, noch auch Anſchauung überhaupt kann ihnen objektive Wahrheit und Gewisheit verſchaffen. Nicht die Anſchauung in einer wirklichen oder möglichen Erfahrung; denn die Erfahrung, ſofern ſie Erfahrung, alſo mehr als bloße Anſchauung iſt, wird allererſt durch jene möglich; ihre Urtheile erhalten ihre objektive Gültigkeit und Gewisheit von jenen Urtheilen des reinen Verſtandes. Nicht die Anſchauung überhaupt, auch nicht die a priori; denn auch in den bloßen Wahrnehmungsurtheilen, die ihre objektive Gültigkeit allererſt durch den Verſtand erhalten ſollen, iſt dieſelbe ſchon enthalten. Dieſe nothwendige Gewisheit muſi alſo blos aus dem Verſtande, aus ſeinen Begriffen und Geſetzen entſpringeu; und es giebt folglich objektiv wahre und gewiſſe ſynthetiſche Urtheile, die ohne Beziehung der Begriffe auf Anſchauungen zu Stande gebracht werden. Dieſe wichtige Wahrheit wird demnach ſelbſt von dem kritiſchen Idealismus in ſehr weſentlichen Stücken ſeines Lehrgebäudes anerkannt und beſtätigt; mithin auch, daß der Grundſatz: „alle ſynthetiſchen Urtheile ſind nur durch Beziehung der Begriffe auf Anſchauung möglich„

nicht der höchste Grundsatz aller synthetischen Urtheile sey.

Hiezu nehme man noch folgendes: der gedachte Grundsatz ist selbst entweder analytisch oder synthetisch. Ist er analytisch; so kann er nach Hr. Kants ausdrücklicher Erklärung, überall keine synthetischen Urtheile begründen, geschweige dann das höchste Princip derselben seyn (A. L. Z. Nr. 175.); ist er aber synthetisch: so müßte der transscendentale Idealismus die Wahrheit und Gewisheit desselben, entweder wiederum auf Beziehung der Begriffe auf Anschauung stützen, (und ihn so beweisen, da er nicht an sich selbst gewiß ist,) oder nicht. Im ersten Falle entsteht ein Cirkel; denn es wird vorausgesetzt, was bewiesen werden soll, daß nämlich die Wahrheit und Gewisheit eines allgemeinen synthetischen Urtheils in der Beziehung der Begriffe auf Anschauung ihren Grund habe. Im andern Falle aber wird eingeräumt, daß der gedachte Grundsatz nicht der höchste sey.

Es muß also noch höhere Gesetze geben, worauf die Wahrheit und Gewisheit der synthetischen Sätze beruhet. Die apodiktische Gewisheit in der Mathematik kann hiegegen gar keine Instanz seyn. Denn ausserdem, daß dies den eben angeführten Lehren des Kantischen Systems widersprechen würde, und außerdem

dem daß in der vorſtehenden Abhandlung überhaupt bewieſen iſt: der Grund der allgemeinen Wahrheit und apodiktiſchen Gewisheit der mathematiſchen Sätze, deren Begriffe bildliche Merkmale enthalten, könne nicht in dieſem Bildlichen, als ſolchen, liegen; ſo iſt

1) noch lange nicht erwieſen, daß ſelbſt die ſpeciellern Axiome und Poſtulate der Geometrie ihre Gewisheit nicht unmittelbar (geſchweige denn mittelbar) von Begriffen erhalten. Von dem Poſtulate: jede gegebene grade Linie kann ohne Ende verlängert werden, ſagt einer der gelehrteſten Vertheidiger des Kantiſchen Syſtems *): „In dieſem Poſtulate liegt im Begriffe der gegebnen geraden, d. i. nach einerley Richtung liegenden Linie nicht im mindeſten, daß dieſe Richtung nicht irgendwo ein Ziel habe, ſondern ohne Ende fortgehe.„ Allein mir deucht: a) wenn dies auch nicht in dem Begriffe der geraden Linie liege, ſo brauche es deshalb nicht nothwendig aus der Anſchauung genommen zu werden; es könnte vielleicht aus dem Begriffe hergeleitet werden; b) man könne auch umgekehrt eben ſo richtig ſagen: es liegt nicht im mindeſten im Begriff der graden Linie, daß ſie irgendwo ein Ziel habe, daß man ſie alſo irgendwo nicht mehr verlängern könne.



*) Hr. Schulz in ſeiner: Prüfung der Kant. Kr. d. r. V. 1. Th. S. 66.

2) Man verwechſelt bei der Theorie von der mathematiſchen Gewisheit die Behauptung: „daß die Begriffe in allen Urtheilen der Geometrie ſich auf Anſchauungen beziehen müſſen„ mit der: „daß dieſe Urtheile wahr und gewiß ſind, ſofern ſich ihre Begriffe auf Anſchauungen beziehen. Das erſtere muß freilich eingeräumt werden, da der Gegenſtand der Geometrie durchaus bildlich iſt; allein auf der einen Seite folgt daraus nicht im mindeſten die Richtigkeit der andern Behauptung, noch weniger aber: daß ſynthetiſche Sätze, deren Begriffe ſich nicht auf Anſchauung beziehen, nicht wahr und gewiß ſeyn könnten; und auf der andern Seite darf die Behauptung nicht dahin erweitert werden, daß man vorgiebt: „in allen Sätzen der ganzen Mathematik werden die Begriffe auf Anſchauungen bezogen; und ſie ſeyn ohnedies nicht wahr und gewiß„ denn der Grund, worauf Hr. Kant dieſe Behauptung bauet: daß z. B. in der Algebra zwar keine oſtenſive, (wie in der Geometrie,) aber doch eine ſymboliſche Konſtruktion der Begriffe ſtatt finde, iſt nothwendig unzuläſſig. Zur Konſtruktion eines Begriffes gehört, daß eine ihm korreſpondirende Anſchauung dargeſtellt, daß alſo, nach Hrn. Kants eigner ſehr wahren Bemerkung, die Vorſtellung unmittelbar auf ein einzelnes Objekt bezogen werde; in einer ſymboliſchen Konſtruktion aber würde dieſe Beziehung mittelbar geſchehen; es

iſt

iſt demnach eine ſolche Konſtruktion etwas Widerſprechendes.

3) Wenn man auch annehmen wollte, welches aber nach den vorſtehenden Unterſuchungen gar nicht zugegeben werden kann: daß die Sätze der Geometrie ihre Gewisheit dadurch erhalten, daß die Begriffe auf Anſchauungen bezogen werden, ſo folgt daraus nicht im mindeſten, daß Anſchauung die Bedingung der Gewisheit aller ſynthetiſchen Urtheile ſey. Das wäre ein Schluß a rationato ad rationem *determinatam.*

Maaß.

## III.

## Ueber die Möglichkeit der Vorstellungen von Dingen an sich; in Beziehung auf die allg. Litt. Z. (Nr. 176. d. J.).

Es war gewiß nichts weniger als anmaßend, wenn ich in der Recension des vierten Stücks unsres philos. Magazins wegen meines Aufsatzes über die Antinomie der Vernunft von der allg. L. Z. belehrt zu werden erwartete. Ich durfte, wie ich gethan habe, diese Erwartung zu erkennen geben, und die Erfüllung derselben, als eine Rechtfertigung der Art, womit meine Briefe über die Ant. d. r. V. in der A. L. Z. recensirt sind, von billigen Kunstrichtern hoffen; ja von diesem als eine Gerechtigkeit fordern, da er (Nr. 176. S. 595.), ohne eine Sylbe zum Beweise anzuführen, sagt: ich habe ihn und die Kr. d. r. V. überhaupt nicht verstanden. Da ich aber in meiner Erwartung gänzlich getäuscht bin; so bin ich auch berechtigt, die in der gedachten Abhandlung vorgetragenen Gedanken: daß die sogenannte Antinomie der Vernunft ein längst erforschter Streit der Sinnlichkeit

keit mit ſich ſelbſt und mit der Vernunft, aber nicht ein Widerſpruch unter Vernunftideen, ſey, ſo lange für wahr und unumſtößlich gewiß zu halten, bis mir eine Belehrung von der gewünſchten Art (Phil. Mag. 1. B. 3. St. S. 343.) geworden ſeyn wird.

Statt dieſer Belehrung finde ich, (ſ. L. Z. 1789. Nr. 176. S. 594. 595.) aus Abſichten, die ich errathe, eine Antwort, auf eine Einwendung, die ich gegen die Recenſion der vortreflichen Flattiſchen Beitr. ꝛc., welche ſich in der a. L. Z. (Nr. 3. d. J.) findet, gemacht hatte (ſ. Phil. Mag. 1. B. 4. St. Nr. II.). Aber welche Antwort? „H. M. heißt es (S. 595.) hat jene ſo deutliche Erörterung des Rec. eben ſo wenig als die Kr. d. r. V. überhaupt verſtanden;„ und hierauf folgt eine Wiederhohlung der nämlichen Gedanken, wogegen ich die Einwendung gemacht hatte.

Wenn ich ſtreitluſtig wäre, ſo könnte ich, ohne mich im Beſitze einer großen Geſchicklichkeit im Disputiren zu glauben, den Hrn. Rec. auffordern, mir eine Behauptung vorzulegen, die ich in der von ihm gebrauchten Methode nicht gegen alle möglichen Angriffe vertheidigen könnte; oder mir eine Aburtheilung zu zeigen, wenn die gedachte Antwort keine iſt. Sich und ſeine Parthei für das einzig ächt philoſophiſche

Publikum zu halten, den Grundsätzen der anders Denkenden alle Wahrheit absprechen, blos weil sie anders denken, heißt nicht den Weg der Wahrheit gehen, eben so wenig, als von ihnen anzunehmen, daß sie aus einer gewissen Hartnäckigkeit, oder aus Blödsinn bey ihrem Systeme verharren *). Ich bin mir bewußt, daß diese Art zu denken von mir weit entfernt sey; vielmehr achte ich mit Vergnügen und mit der größten Aufmerksamkeit auf die Früchte, die ein Boden, der nicht mir gehört, hervorbringt und hervorzubringen verspricht, um dieselben, wenn sie reif sind, oder sich zur Reife bringen lassen, auf meinen Grund und Boden zu verpflanzen. Doch zur Sache. Um alles, was der Hr. Rec. gegen mich vorgebracht hat, oder noch vorbringen mögte, mit einemmale zu vernichten, dürft ich, nach seiner Methode, Einwürfe abzufertigen — da ich doch der beste Ausleger meiner Worte bin — nur sagen: er habe mich nicht verstanden (A. L. Z. Nr. 176. d. J. S. 596.); dann würden alle seine Erinnerungen, selbst die: daß ich ihn und Hrn. Kant nicht verstanden habe, mich nicht treffen, und das, was ich gesagt habe, nicht wankend machen können. Inzwischen, da hiebei die Sache nichts gewinnt, und um dem Hrn. Rec. Gelegenheit

zu

*) Man sehe was Hr. Prof. Reinhold hierüber (Berl. Mon. Sch. Jul. 1789. S 55. 56. und Teutsch. Merk. Jun. 1789.) gesagt hat.

zu geben, mich gründlich zu belehren; ſo will ich ihm Schritt vor Schritt folgen.

Der Hr. Rec. nennt meinen Aufſatz verächtlich eine ſogenannte Berichtigung des Urtheils über Hrn. Flatt in der a. L. Z. (Nr. 176. S. 594.). Ich hal-te ihn noch für eine wahre Berichtigung. Es iſt darin 1) nicht blos geſagt, ſondern bewieſen: daß der Rec. der fragm. Beytr. ꝛc. dieſe Schrift nicht durch-gängig verſtanden habe. Hr. Flatt hat dies durch ſeinen Ausſpruch und durch neue ſcharfſinnige Grün-de beſtätigt, (ſ. deſſen Antikrit.). Wie leicht war auch ein Irrthum möglich, da der Rec. ſelbſt geſteht, daß es ihm, trotz ſeiner großen Uebung in metaphyſi-ſcher Lektüre, nicht wenig Mühe gekoſtet habe, ſich in Hrn. Flatts Gedankenreihe hinein zu verſetzen (a. L. Z. Nr. 3. d. J.). Sollte er nun, welches zu ver-muthen, nicht unwichtige Gründe vorhanden ſind, mit dem Rec. meines Aufſatzes eine Perſon ſeyn; ſo würde er die Erinnerung: daß es ſonderbar ſey, über Dunkel-heit einer Schrift zu klagen, und dann doch keine Be-richtigung ſeines Urtheils darüber annehmen zu wollen; (Nr. 176. S. 596.) gegen ſich ſelbſt gemacht haben, da ſie gegen unſer phil. Mag. gar nicht paßt. Denn wo iſt in demſelben über Dunkelheit geklagt? Wo ſind, wenn wir Unbeſtimmtheit zu finden glaubten, nicht vielmehr die möglichen Beſtimmungen vorgelegt? Dies mußte

aber

aber zuweilen der Fall seyn, da selbst Hr. Schulz, der doch ohnstreitig ein eben so kompetenter Richter ist, als der Rec. in der a. L. Z., sagt: daß bey manchen Sätzen in der Kr. d. r. V. gewisse Zweideutigkeiten möglich sind, die leicht Mißdeutungen veranlassen können, (s. dessen Prüf. der Kantischen Kr. d. r. V. S. 4.).

2) der Hr. Rec. hat die Behauptung: „daß jede Vorstellung eines Dinges an sich ein Unding sey„ mit keinen neuen Gründen verstärkt, und die Bedenklichkeit, die ich gegen die Bündigkeit der zum Behuf jenes Satzes gebrauchten Schlußfolge erregt hatte, nicht im mindesten gehoben, indem diese Antwort auf meine Einwendung sich, wie wir gleich sehen werden, auf eben die petitio principii stützt, worauf jenes Raisonnement beruhte, und weswegen ich eben an der Statthaftigkeit desselben zweifelte. (Ph. Mag B. 1. St. 4. N. II.). In der Rec. der Flattischen Schrift hieß es: „jede Vorstellung eines Dinges an sich sey schlechterdings unmöglich, weil das Ding an sich, sofern es außer dem Gemüthe vorhanden sey, nicht die Form einer Vorstellung habe, und gleichwohl eine Vorstellung d. i. ein Unding seyn müßte.„

Dagegen bemerkte ich: „ein außer dem Gemüthe vorhandnes Ding an sich könne freilich nicht die Form

Form einer Vorſtellung haben, ſofern ſie Form einer Vorſtellung ſey (oder, nicht ſelbſt eine Vorſtellung ſeyn;) allein daraus nun zu ſchließen, daß jede Vorſtellung vom Dinge an ſich unmöglich ſey; beruhe auf der unerwieſenen Vorausſetzung: daß nichts unter der Form der Vorſtellung Vorhandenes — nichts Vorgeſtelltes mit den Beſtimmungen des Dinges an ſich übereinſtimmen könne.„

Hierauf antwortet der Rec. meines Aufſatzes wieder; „das Ding an ſich habe nicht die Form der Vorſtellung; der ihm entſprechende Stoff im Gemüthe müſſe dieſelbe erſt im Gemüthe annehmen, wenn eine Vorſtellung aus ihm werden ſolle; und eine Vorſtellung eines Dinges an ſich ſey alſo bloßer Stoff der Vorſtellung ohne Form, und gleichwohl Vorſtellung — ein Unding.„

Dies ſind wieder die nämlichen Gedanken, und es findet alſo auch der nämliche Zweifel dagegen ſtatt. Ich ſetze noch folgendes hinzu:

1) Soll Vorſtellung eines Dinges an ſich ſo viel heißen, als gänzliche Einerleiheit der Vorſtellung überhaupt mit dem Dinge an ſich, ſo iſt ſie freilich ein Unding. Denn ein Ding an ſich außer dem Gemüthe muß, eben weil es ein ſolches, und jenes

eine

eine Vorſtellung im Gemüthe iſt, von der Vorſtellung überhaupt verſchieden, und unabhängig von derſelben vorhanden ſeyn. Allein Vorſtellungen von den Dingen an ſich in dieſer Bedeutung wird wohl ſo leicht niemand annehmen. Sollen aber unter denſelben ſolche gemeint ſeyn, die, ſofern ſie etwas Beſtimmtes vorſtellen, mit den Dingen an ſich übereinſtimmen, mittelſt welcher wir uns der Dinge an ſich und ihrer Beſtimmungen bewußt ſind; ſo iſt ihre Unmöglichkeit vom Rec. nicht dargethan; denn er hätte erſt beweiſen müſſen, was er blos vorausſetzt, und was eben die gedachte petitio principii ausmacht: daß die Form der Vorſtellung, ſofern dieſe überhaupt Vorſtellung iſt, alle Uebereinſtimmung desjenigen, deſſen wir uns in ihr bewußt ſind, mit dem Dinge an ſich aufhebe; denn ſonſt folgt auch nicht, daß jede Vorſtellung eines Dinges an ſich unmöglich ſey, aus dem vorgeblichen Grunde, weil alles, was eine Vorſtellung werden ſoll, die Form der Vorſtellung annehmen muß, ein auſſer dem Gemüthe vorhandenes Ding on ſich aber dieſe Form nicht haben kann (vergl. Phil. Mag. a. a. O. S. 411. ꝛc.).

Soll aber Form der Vorſtellung vielleicht den Inbegriff der Beſtimmungen bedeuten, welche die Vorſtellung in einem eingeſchränkten Vorſtellungsvermögen erhält, ſofern dieſes eingeſchränkt iſt; oder die

die Art und Weiſe, wie ſich das eingeſchränkte vorſtellende Subjekt ſeinen Stoff vorſtellt, ſofern dieſelbe in ſeinen Schranken gegründet iſt; ſo muß freylich jede Vorſtellung, welche dieſe Form hat, in ſofern dem Dinge an ſich mehr oder weniger unähnlich ſeyn, (je nachdem die Schranken beſchaffen ſind;) allein dann hat nicht jede Vorſtellung nothwendig dieſe Form; es können einige ganz, einige zum Theil in der Realität des Subjekts gegründet ſeyn: bei dem unendlichen Verſtande iſt an dieſe Form überall nicht zu denken. Mithin iſt es falſch, zu ſagen: Alle Vorſtellung eines Dinges an ſich iſt ſchlechterdings unmöglich. Ueberhaupt kann die Vorſtellung, die wir erhalten, wenn uns ein Gegenſtand an ſich afficirt, dem Gegenſtande nur dadurch unähnlich werden, daß ſie nicht alles enthält, was in dem Gegenſtande iſt; mithin durch die Einſchränkung des Vorſtellungsvermögens, welche verhindert, alles in dem Gegenſtande zu appercipiren und zu unterſcheiden. Nun aber kann das Vorſtellungsvermögen nicht aus lauter Negation beſtehen; denn ſonſt wäre es überall nichts; ſondern es muß auch einige Realität haben; und in ſofern aufnehmen und unterſcheiden, was in dem Gegenſtande iſt. Mithin muß auch die Vorſtellung, ſofern ſie in dieſer Realität gegründet iſt, mit dem Gegenſtande übereinſtimmen.

2)

2) Wenn die Schlußfolge des Hrn. Rec. richtig wäre; so ließe ſich auch beweiſen, daß alle Vorſtellung eines jeden beliebigen Gegenſtandes, es mag derſelbe eine Erſcheinung ſeyn, oder was man will, ſchlechterdings unmöglich ſey; denn jeder Gegenſtand, ſofern er blos Stoff zu einer Vorſtellung iſt, hat nicht die Form der Vorſtellung; ſondern muß dieſe allererſt annehmen, ſofern aus ihm Vorſtellung werden ſoll. Daher müßten wir überall nicht von Vorſtellungen der Gegenſtände, ſondern lediglich von Vorſtellungen reden.

3) Da Rec. von Vorſtellungen der Dinge an ſich überhaupt redet, und ſie für ſchlechterdings unmöglich ausgiebt; ſo frag ich, ob dieſe Regel auch für den unendlichen Verſtand, (den wir doch fürs erſte wenigſtens auf Glauben anzunehmen haben,) gelte, oder nicht? Das letztere widerſpricht der Allgemeinheit ſeiner Behauptung: „jede Vorſtellung eines Dinges an ſich iſt ein Unding.„ Das erſtere wäre eine kühne dogmatiſche Behauptung, und widerſpricht Hrn. Kants ausdrücklichen Worten (z. B. Kr. d. r. V. 2. A. S. 72.) und mehrern ſeiner Lehrſätze; ſo wie mit dieſen auch

4) überhaupt die Meinung des Hrn. Rec. nicht in Harmonie zu bringen iſt. Es leuchtet aus ſo vielen

len Stellen der Kr. d. r. V. hervor, daß ſie die abſolute Unmöglichkeit der Vorſtellung von Dingen an ſich und ihren Beſtimmungen nicht behaupte, daß ich hier nur einige ausheben kann. Es wäre

a) überhaupt nicht abzuſehen, warum die Kr. d. r. V. dieſe Theorie von den Vorſtellungen, wenn ſie ſich darauf ſtützte, blos vorausgeſetzt und nicht ausdrücklich vorgetragen hätte; denn es ſetzte niemand mit ihr dieſe Theorie voraus, und durch Darſtellung derſelben würde die Kritik des Erkenntnißvermögens ganz außerordentlich erleichtert worden ſeyn. Die ganze transſcendentale Aeſthetik und Logik hätte können wegfallen; denn ließe ſich durch die Gründe des Hrn. Rec. erweiſen, daß alle Vorſtellung eines Dinges an ſich ein Unding ſey; ſo bedurfte es alles des Aufwandes von Scharfſinn und Gelehrſamkeit nicht, womit dargethan werden ſoll: daß Raum und Zeit und die Erſcheinungen darin nicht etwas an ſich ſelbſt Vorhandnes ſeyn, und daß unſre reinen Verſtandesbegriffe nicht über das Feld der Erfahrung ausgedehnt werden müſſen.

b) die Kr. d. r. V. behauptet: daß den Erſcheinungen transſcendentale Gegenſtände, als ihre Urſachen, zum Grunde liegen (2. A. S. 566.); ſie ſtellt alſo Dinge an ſich als wirklich, als möglich, als

Urſachen ꝛc. vor. Dies würde aber ungereimt ſeyn, wenn alle Vorſtellung von Dingen an ſich ſchlechterdings unmöglich wäre. Aus eben dem Grunde wäre es

c) inkonſequent, wenn Hr. Kant es nicht unmöglich findet, daß unſrer Vernunft als einem Dinge an ſich, außer ihrem empiriſchen Charakter, noch ein intelligibler, die abſolute Freiheit, zukomme *).

d) Hr. Kant ſagt (Kr. d. r. V. a. A. S. 258.): „es werde uns immer unbekannt bleiben, ob eine transſcendentale Erkenntniß überall möglich ſey, zum wenigſten als eine ſolche, die unter unſern gewöhnlichen Kategorien ſteht.„ Wie könnte er das aber ſagen, wenn er annähme, daß alle Vorſtellung vom transſcendentalen Gegenſtande ungereimt ſey? Wer dies behauptet und doch dabei vorgiebt, es ſey un-

*) Auch Hr. Prof. Reinhold nennt die Freiheit, die doch nur Dingen an ſich zukommen kann, denkbar (T. Merk. Jun. 1789 S. 268.). In der a. L. Z. (Nr. 175. d. J. S. 589.) wird nur die Erkennbarkeit der Dinge an ſich geleugnet; und zwar nur deswegen, weil ſie alles menſchliche Vermögen überſteige; und (Nr. 90.) wird behauptet: Hr. Kant ſpreche R. und Z. den Dingen an ſich nicht ab; das wäre aber abſurd, wenn alle Vorſtellung vom Dinge an ſich ein Unding wäre.

Digitized by Google

unbekannt, ob — nicht etwa Vorſtellung — ſondern ſogar Erkenntniß des Dinges an ſich möglich ſey; der behauptet von einem und demſelben Dinge, daß es ungereimt ſey, und behauptet dies auch nicht. Er widerſpricht ſich alſo offenbar.

e) S. 254. (a. A.) beweiſet die Kr. d. r. V. ſogar ausdrücklich: daß der Begriff von einem Dinge, das als Ding an ſich gedacht werden ſoll, nicht widerſprechend ſey. Dieſer würde aber widerſprechend ſeyn, wenn alle Vorſtellung des Dinges an ſich ſchlechterdings unmöglich wäre. Oder iſt etwa denken nicht vorſtellen.

Dieſe wenigen Bemerkungen mögen hinreichend ſeyn zu zeigen, wie ſehr die Hypotheſe des Hrn. Rec. dem Sinne der Kr. d. r. V., die er damit vertheidigen will, widerſpreche; wie wenig er alſo berechtigt ſey, denjenigen, welche dieſes Werk anders beurtheilen, als er, den Vorwurf: „daß ſie daſſelbe durchaus nicht verſtanden haben„ überhaupt, geſchweige dann in dem Tone zu machen, in welchem er es zu thun für gut gefunden hat.

Maaß.

# IV.

## Nachschrift betreffend die Gegenerklärung des Recensenten in dem Intelligenzblatte der allg. Litt. Zeit.

---

Ich hatte, ohne es zu wollen, dem Rec. des dritten und vierten Stücks dieses Mag. einen Fallstrick gelegt, dem er unglücklicherweise nicht entgangen ist. Ich hatte von dem Konterte, der auf der 43. und 44sten Seite der Krit. d. r. V. steht, aus Gründen, die ich anzeigen werde, die letztere angeführt. Er schlägt nach, und findet auf dieser 44sten Seite das Wort Verfälschung nicht, und erklärt meine Behauptung: die Krit. d. r. V. habe Leibnitz eine Verfälschung des Begriffs von Sinnlichkeit vorgeworfen, für einen Schreib- oder Gedächtnißfehler. Ich zeige ihm das Wort in dem nämlichen Konterte, nur auf der unmittelbar vorhergehenden Seite. Wie ist dieser unglückliche Streich auszuweichen? — Am besten so, daß der Rec. gesagt hätte: ich habe mich geirrt, die Sache ist nicht so wichtig, als ich sie ge-

gemacht habe, die Verfälſchung eines Begriffs iſt keine Münzverfälſchung, die Krit. d. r. V. hat das Wort nicht in ſo böſem Sinne genommen, ſie hat ſich allenfalls etwas ſtärker ausgedruckt als ſie geſollt hätte, und wenn ſie ihre Behauptung durch einen unumſtößlichen Beweis gut macht, ſo kann man ihr wohl einen etwas ſtarken Ausdruck hingehen laſſen. Das hätte er ſagen können, und der Streit wäre zu Ende geweſen. Denn auch Recenſenten können irren, und ihren Irrthum ihnen vorwerfen, nachdem ſie ihn erkannt haben, würde grauſam ſeyn.

Statt eines ſo guten Ausweges wählt er einen, der unter allen der ſchlechteſte iſt. Er ſagt: der Schreib- oder Gedächtnißfehler, den er gerügt, ſolle nicht auf das Wort Verfälſchung ſelbſt, ſondern nur auf die Seitenzahl 44. gehen, die ich unter den Text geſetzt habe. Das iſt eine Ausflucht, die der Rec. augenſcheinlich erſt ergreift, nachdem ich ihm das Wort auf der unmittelbar vorhergehenden Seite nachgewieſen hatte; als er ſeine Recenſion ſchrieb, dachte er noch nicht daran. Seine eigenen Worte daſelbſt (S. 595.) ſind: „Wir müſſen eines nicht unbedeu„tenden Schreib- oder Gedächtnißfehlers erwähnen, „der — dem ohnehin mehr als zu viel mißver„ſtandenen Verf. dieſes von ſeinen Prüfern ſo ſehr „gemißhandelten Werkes vielleicht am wenigſten

„gleichgültig seyn dürfte.“ Ist es nur im geringsten denkbar, daß die Anführung einer Seitenzahl statt der unmittelbar vorhergehenden, — gesetzt, daß es ein Schreib- oder Gedächtnißfehler wäre — je ein nicht unbedeutender seyn könnte? — daß dadurch der Verf., aus dem die Anführung ist, mißverstanden werde — daß sie eine Mißhandlung seines so sehr gemißhandelten Werkes könne genannt werden — daß er dem Verf. dieses so sehr gemißhandelten Werkes am wenigsten, — also weniger als jeder andere Schreib- oder Gedächtnißfehler — gleichgültig seyn dürfte? Also nur das ist nicht unbedeutend, nur das ist Mißverstand des Verf. der Kr. d. r. V., nur das ist Mißhandlung seines Werkes, nur das dürfte ihm vielleicht am wenigsten gleichgültig seyn, daß ich von einerley Konterte den letztern Theil, der auf der 44sten Seite stand, und nicht den anführte, der auf der unmittelbar vorhergehenden das Wort Verfälschung enthielt — nur das, weiter nichts.

Daß also 44. statt 43. steht, das allein ist nicht unbedeutend, ist Mißverstand, ist Mißhandlung, ist etwas, wogegen der Verf. der Krit. d. r. V. am wenigsten gleichgültig seyn kann. Denn daß er der Leibnitz Wolfischen Philosophie Verfälschung vorgeworfen, ist augenscheinlich. Es heißt S. 43. „Daß daher

„un-

„unſere ganze Sinnlichkeit nichts als die verworrene „Vorſtellung der Dinge ſey — iſt eine Verfälſchung „des Begriffs von Sinnlichkeit und Erſcheinung, „welche die ganze Lehre derſelben unnütz und leer „macht. Der Unterſchied einer undeutlichen von der „deutlichen Vorſtellung iſt blos logiſch und betrifft „nicht den Inhalt.„ Nun folgt eine Inſtanz gegen dieſen Begriff der Sinnlichkeit, die zu der S. 44. übergeht, und dann heißt es weiter: „Die Leib„nitz-Wolfiſche Philoſophie hat daher den Unter„ſuchungen über die Natur und den Urſprung unſerer „Erkenntniſſe einen ganz unrechten Geſichtspunkt an„gewieſen, — daher! — Weswegen? — deswegen — „indem ſie den Unterſchied der Sinnlichkeit „vom Intellektuellen als blos logiſch betrachtete.„ Das hieß aber auf der vorhergehenden Seite eine Verfälſchung des Begriffs der Sinnlichkeit, wenn man ihn in die bloße Undeutlichkeit ſetzt und ihn alſo blos logiſch betrachtet.

Wer alſo den Unterſchied zwiſchen der Sinnlichkeit vom Intellektuellen blos logiſch betrachtet, wer ſagt, daß unſere Sinnlichkeit nichts als die bloße ver-

worrene Vorſtellung der Dinge ſey, wer das ſagt, der verfälſcht den Begriff von Sinnlichkeit. Das erſtere hat aber die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie gethan, denn eben dadurch hat ſie allen Unterſuchungen über die Natur und den Urſprung unſerer Erkenntniſſe einen ganz unrechten Geſichtspunkt angewieſen; ſie hat alſo auch das letztere gethan, ſie hat den Begriff der Sinnlichkeit verfälſcht. Daß der Verf. der Krit. d. r. V. mit einem mildern Ausdruck ſagt: ſie hat daher den Unterſuchungen — einen ganz unrechten Geſichtspunkt angewieſen, das geht nicht einmal auf den Begriff der Sinnlichkeit, aus deſſen Verfälſchung eben die Anweiſung des unrechten Geſichtspunkts folgen ſoll. Geſetzt aber auch, es ginge darauf, wird durch dieſen mildern Ausdruck der härtere vertilgt? — Doch wozu das? — Die Frage iſt:

1) hat die Krit. d. r. V. geſagt:

> Wer behauptet, daß unſere ganze Sinnlichkeit nichts als die verworrene Vorſtellung der Din-

ge

ge ſey, verfälſcht den Begriff von Sinnlichkeit (S. 43.);

2) Hat ſie geſagt:

Die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie behauptet, daß unſere ganze Sinnlichkeit nichts als die verworrene Vorſtellung der Dinge ſey? (S. 44.).

Hat ſie beydes geſagt: ſo hat ſie auch geſagt: die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie hat den Begriff von Sinnlichkeit verfälſcht. Es iſt alſo keine Konſequenzenmacherey, wenn ich geſagt habe: Die Krit. d. r. V. werfe der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie vor, daß ſie den Begriff von Sinnlichkeit verfälſcht habe.

Ich ſehe mit Beſchämung auf dieſen ganzen Streit zurück; er wird im Grunde über nichts geführt. Denn hätte der Rec. ſtatt dieſes elenden Wortſtreits meine Gründe widerlegt, womit ich bewieſen habe, daß Hr. Kant den Leibnitz-Wolfiſchen

Unterſchied zwiſchen Sinnen- und Verſtandeserkenntniß ganz unrichtig dargeſtellt habe; ſo würde man ihm und einem jeden gern die Freiheit gelaſſen haben, die Leibnitz-Wolfiſche Darſtellung des Begriffs der Sinnlichkeit eine Verfälſchung, oder wie man ſonſt gewollt hätte, zu nennen. Aber davon findet ſich in der Recenſion kein Wort.

Die Fortſetzung in dem nächſten Stücke.

* * *

Der Raum erlaubt uns nicht, uns über die übrigen Vorwürfe zu erklären, welches aber in dem nächſten Stücke, das unverzüglich erſcheinen wird, geſchehen ſoll.

Digitized by Google

# Philosophisches Magazin.

Herausgegeben

von

Johann August Eberhard.

Zweiten Bandes drittes Stück.

HALLE,
bey Johann Jacob Gebauer.
1789.

Digitized by Google

# I.

## Beantwortung der Recenſion des dritten und vierten Stücks dieſes Magazins in der Allg. Litt. Zeit. N. 174. 175. 176.

In der Recenſion der A. L. Z., worin das dritte und vierte Stück dieſes Magazins angezeigt iſt, hat der Recenſent nur die Abhandlung über die analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile zu beurtheilen für gut befunden. Dieſe Methode hat er, wie er S. 577. 578. ſagt, darum gewählt, um an dieſer Probe zu zeigen, „daß ich die Kr. d. r. V. nicht beſſer, als meine Vor„gänger, verſtanden habe.„ Er iſt überzeugt, „daß „er ſeine Leſer in den Stand ſetzen werde, von „dieſem Aufſatze mit Sicherheit auf die übrigen „zu ſchließen, aber auch erbötig, ſeine die übrigen

„Aufſätze betreffenden Bemerkungen ſogleich dem Pu„blikum vorzutragen, wenn ich ihn zu weiteren Be„weiſen auffodern ſollte.„

Zu dieſen weiteren Beweiſen fodere ich alſo hiemit öffentlich und feierlichſt den Recenſenten auf. Er iſt zwar dieſe weiteren Beweiſe, wo nicht mir, doch gewiß dem Publikum, ohne mein Auffodern, ſchuldig; — denn ich frage jeden Unbefangenen, ob ihm ſeine natürliche Logik erlaube, zu ſchließen, daß ich Hrn. Kant durchaus, wo ich nicht ſeiner Meinung ſeyn kann, auch in allen übrigen Abhandlungen müſſe unrecht verſtanden haben, geſetzt daß es erwieſen wäre, welches ſich bald ausweiſen wird, ich habe ihn in der beurtheilten Abhandlung nicht verſtanden. Damit indeß dieſer Beweis dem Publikum nicht durch meine Schuld vorenthalten werde: ſo fodere ich, wie geſagt, den Recenſenten dazu auf.

Ehe ich den Beweis, womit der Rec. mich überführen will, daß ich die Krit. d. r. V. nicht verſtanden habe, ſelbſt beurtheile: muß ich einige allgemeine Anmerkungen über die Recenſion voranſchicken.

Zuförderſt muß darin einem jeden unbefangenen Leſer der Ton von Bitterkeit aufgefallen ſeyn, den wir durch

durch nichts veranlaßt oder gerechtfertiget zu haben glauben. Wir ſind zu ſehr überzeugt, daß ein ſolcher Ton, den man allenfalls in Rechtsſtreiten, wo es auf perſönliches Intereſſe ankömmt, dulden kann, in ſpekulativen Unterſuchungen über philoſophiſche Wahrheiten, völlig außer ſeinem Platze ſey, als daß wir es uns hätten erlauben können, aus den genaueſten Schranken der Ruhe, des Glimpfes und der Achtung, die wir den gelehrten Gegnern der Leibnitziſchen Vernunftkritik ſchuldig ſind, herauszugehen. Wir berufen uns darüber auf unſere Erklärung (Phil. Mag. St. 3 N. V.) und wir fodern den Rec. auf, eine einzige Stelle in unſerm Magazine anzuführen, wo wir uns ſo weit vergeſſen hätten, die daſelbſt bedungenen Geſetze zu übertreten.

Um dem Recenſenten es fühlbar zu machen, wie beleidigend ſein Ton ſey, ſo fragen wir ihn, ob er nicht über Mishandlung würde geklagt haben, wenn wir ſo unglücklich geweſen wären, uns ſo weit zu vergeſſen, daß wir den Hrn. Prof. Kant ſo beleidigend apoſtrophirt hätten, wie er es ſich gegen den Herausgeber dieſes phil. Mag. S. 580. erlaubt: „und „wenn er (der Herausgeber des phil. M.) das nicht „kann, ſo lerne er erſt ein Werk verſtehn — und „enthalte ſich bis dahin, darüber zu urtheilen.„ Was würde er geſagt haben, wenn wir geſchrieben

hätten: „Wenn Hr. Kant nicht beweiſen kann, daß „Leibnitz den Begriff der Sinnlichkeit verfälſcht hat, „ſo lerne er erſt Leibnitzen verſtehen, und enthalte „ſich bis dahin, über ſeine Philoſophie zu urtheilen.„ Der Verfaſſer der Abh. über den Unterſchied der Sinnenerkenntniß und der Verſtandeserkenntniß würde ſich ſchämen, wenn er ſich eine ſolche beleidigende Zurechtweiſung gegen irgend einen Mann von einigen Verdienſten ſollte erlaubt haben. Der uns unbekannte Rec. muß von unſerm Gefühle des Anſtändigen eine große Meinung haben, wenn er nicht befürchtet hat, daß wir gegen ihn das Retorſionsrecht gebrauchen würden, zumal, da er uns blos aus dieſer Recenſion bekannt iſt, die nur unter dem Schutze tiefſinnigerer und gründlicherer Schriften auf Schonung Rechnung machen könnte. Er hat uns indes Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn er von unſerer Seite keine Retorſion beſorgt hat. Wir fühlen uns durch keine beleidigende Zurechtweiſung entehrt, wir haben ſelbſt um jede Belehrung, ſie ſey rauh oder ſanft, an mehreren Stellen gebeten, und in keiner einzigen von dieſen mehreren Stellen iſt uns dieſe Belehrung geworden. Hingegen haben wir es uns ſelbſt ſchuldig zu ſeyn geglaubt, nie die Schranken der Achtung gegen den Verf. der Kr. d. r. V. zu überſchreiten, ja an mehreren Orten ſeinen Verdienſten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Der müßte

ſich

ſich wenig auf Schreibart verſt en, der es unſern Aufſätzen nicht anſehen ſollte, daß wir ſelbſt da, wo ſich die Krit. d. r. V. ſehr hart ausgedruckt hatte, z. B. Leibnitz hat den Begriff der Sinnlichkeit verfälſcht, das Innere der Materie iſt eine bloße Grille, L. läßt den Sinnen blos das verächtliche Geſchäft u. ſ. w. — daß wir ſelbſt da, das harte Wort in unſerer Beurtheilung unterdrückt, und das mildere gewählt haben. Wenn wir auch Glimpf und Ruhe in der Unterſuchung verlangt haben, ſo iſt es nicht unſertwegen, es iſt um unſerer Beurtheiler ſelbſt willen geſchehen. Nur Sie können ſich durch beleidigende Zurechtweiſungen ſchaden. Denn es iſt eine vergebliche Hofnung, daß ein gerechtes Publikum die Bitterkeit eines aufgebrachten Schriftſtellers theilen, und ein gebildetes die Zunöthigungen eines beleidigenden Schriftſtellers billigen werde.

Hiernächſt muß es einen jeden aufmerkſamen Leſer auffallen, daß der Rec. gänzlich den Geſichtspunkt verrückt hat, aus dem die Aufſätze des phil. Mag. beurtheilt werden müſſen. Ihre Hauptabſicht iſt, die Leibnitziſche Vernunftkritik in den Stücken ins Licht zu ſetzen, worin die Kantiſche von ihr abweicht, alſo die erſtere gegen die letztere zu rechtfertigen. Es kann alſo gewiß nicht immer der Fall ſeyn, daß unſer Widerſpruch gegen die Kantiſche

Krit. der r. V. auf Mißverſtand dieſer letzteren beruhet. In der Abh. über das Gebiet des reinen Verſtandes (St. 3. N. II.) und über den Unterſchied der Erkenntniß durch die Sinne und den Verſtand iſt blos die Leibnitziſche Theorie über dieſe Gegenſtände auseinandergeſetzt. Die hätte der Rec. widerlegen oder beweiſen müſſen, daß ſie der Verf. nicht recht verſtanden habe. Das hat er nicht gethan, und ſo lange er es nicht thun wird, ſind wir berechtigt, anzunehmen

daß die Verſtandeserkenntniß der unſinnlichen Dinge oder der Dinge an ſich feſtſtehe, und alſo der kritiſche Idealismus widerlegt ſey, ſo wie

daß der Verf. der Krit. der. r. V. Leibnitzens Unterſchied der Erkenntniß durch die Sinne und durch den Verſtand mißverſtanden habe.

Wo es auf den Sinn der Krit. d. r. V. ankam, haben wir uns alle Mühe gegeben, ihn richtig zu faſſen, und, wenn wir zweifelhaft waren, haben wir nie ermangelt, es ſorgfältig anzuzeigen, und uns Belehrung zu erbitten. Man ſehe das phil. Mag. S. 378. 391. 394. In der erſten Stelle heißt

heißt es ausdrücklich: „Ich bin nicht ſicher, ob ich „dieſen Theil der Krit. d. r. V. richtig verſtanden „habe; ob das meine Schuld ſey, weiß ich nicht, „das weiß ich wohl, daß ich keine Mühe geſpart ha„be, ihn recht zu verſtehen. Um gewiß zu werden, „will ich ſagen, wie ich mir die hieher gehörige Stel„le der Krit. d. r. V. erkläre; jede Belehrung „darüber, ſie ſey rauh oder ſanft, ſoll mir will„kommen ſeyn.„ Nun dieſe rauhe oder ſanfte Belehrung, dieſe unter jeder Geſtalt willkommene Belehrung, dieſe Belehrung, die der Widerſpruch zwiſchen der Krit. d. r. V. und ihren Kommentator ſo nothwendig macht, dieſe Belehrung über einen Punkt, der ſo klaſſiſch iſt, daß mit ihm der kritiſche Idealismus ſtehen oder fallen muß — dieſe wichtige Belehrung, warum iſt ſie uns nicht geworden? Ich enthalte mich die Gründe dieſes hartnäckigen Stillſchweigens aufzuſuchen; ſo viel fällt indeß in die Augen, daß ſie in dem Mangel an Platze in der Recenſion nicht liegen können; denn den würde ſich der Rec., wie ſich bald ausweiſen wird, auf mehr als eine Art haben ſparen können.

Statt alles dieſes, was zu des philoſophiſchen Publikums und zu meiner Belehrung, bey weitem das Beſſere geweſen wäre, erwählt der Rec. den kürzern, aber gewiß nicht lehrreichern Weg, mich da-

durch von der Unterſuchung des kritiſchen Idealismus ſogleich an der Schwelle abzuweiſen, daß er behauptet, ich habe die Krit. d. r. V. durchaus nicht verſtanden.

Der Beweis, welcher den Leſer und mich überzeugen ſoll, daß ich die Hauptmomente des Kantiſchen Syſtems durchaus nicht verſtanden, folglich ſo gut als mißverſtanden habe, enthält erſtlich des Hrn. Prof. Kants eigene allgemeine Erklärung, und zweitens, des Hrn. Kants und des Recenſenten Gründe, woraus bei den beſondern mißverſtandenen Stellen erhellen ſoll, daß ich die Kr. d. r. V. mißverſtanden habe.

Ueber dieſe allgemeine Erklärung des Hrn. Prof. Kant, welche der Rec. am Ende beibringt, erinnere ich nur, daß ſie hier völlig unrecht angebracht ſey. Sobald es mit den beigebrachten Gründen ſeine Richtigkeit hat, iſt ſie überflüßig; hat es damit ſeine Richtigkeit nicht, ſo iſt ſie unnütz. Auch kann ſie mich nicht belehren, ſie würde mich nur demüthigen, wenn ich den Vorwurf, die Kr. d. r. V nicht verſtanden zu haben, nicht mit ſo vielen vortreflichen Männern, die ich gern an Scharfſinn und Gelehrſamkeit über mich erkenne, und denen ich mich nur in Anſehung meiner Wahrheitsliebe und meines Beſtre-

bens

bens, die Kr. d. r. V. zu verſtehen, an die Seite ſetze, theilen müßte. Es würde kein Wunder ſeyn, wenn ich auch nicht immer die Kr. d. r. V. recht verſtanden hätte; am wenigſten würde ich, wo es mir begegnet wäre, ihren Sinn zu verfehlen, die beleidigende Zurechtweiſung des Rec. verdienen. Selbſt der gelehrteſte Kommentator derſelben, Hr. Hofpr. Schulz, geſteht an mehr als einem Orte, daß ſich Hr. Kant zweideutig ausgedruckt habe, daß er Mißdeutung veranlaſſen könne. (S. Prüf. der Kant. Krit. S. 4. 5) Ich habe mich über dieſe Zweideutigkeiten nie im Allgemeinen beklagt; wo ich auf dergleichen geſtoßen bin, da habe ich ſie angezeigt, und Belehrung erwartet; wo ich aber der Krit. d. r. V. widerſprochen habe, da habe ich mich erſt ihres Sinnes zu verſichern geſucht; und da glaube ich auch noch bis dieſen Augenblick, ungeachtet aller beweisloſen Gegenverſicherungen, ihn richtig gefaßt zu haben. Das ſcheint kühn; denn man kann fragen:

Kann man gegen die ausdrückliche Erklärung eines Schriftſtellers, daß man ihn unrecht verſtanden habe, behaupten, man habe ihn recht verſtanden?

Ich antworte: Ja! — Aus folgenden Gründen:

1. Eine jede authentiſche Erklärung ſetzt voraus, daß der Sinn der Rede ungewiß ſey.

2. Sobald alſo nur Ein Sinn der Rede hermenevtiſch möglich iſt: ſo ſteht es dem Schriftſteller nicht frei, ihr einen andern zu geben; dieſer andere würde nicht hermenevtiſch möglich ſeyn, und die authentiſche Erklärung, die ihn enthielte, würde eine proteſtatio facto contraria ſeyn. Danach wird in allen aufgeklärten Gerichtshöfen verfahren. Wenn ich jemand einen Betrüger genannt habe: ſo werde ich mit der Ausrede nicht gehört: ein jeder ſey ſeiner Worte beſter Ausleger, und ich habe unter Betrüger einen ehrlichen Mann verſtanden.

Der Rec. wird alſo nun begreifen: daß die Regel, „ein jeder iſt ſeiner Worte beſter Ausleger„, nicht ohne die Einſchränkung wahr ſey: wenn der Sinn ſeiner Rede ungewiß iſt. Sie kann ihm alſo in folgenden Fällen nicht zu ſtatten kommen:

1. Wenn der Sinn, den man ſeiner Rede giebt, dem offenbaren Sprachgebrauche und den Regeln der Grammatik allein gemäß iſt. Wer alſo geſagt hätte, ein Dreieck hat vier Winkel, der kann dieſe Ungereimtheit nicht damit retten, daß er behaup-

tet,

tet, ich habe damit ſo viel ſagen wollen: ein Viereck hat vier Winkel; ein jeder iſt ſeiner Worte beſter Ausleger.

2. Wenn ein Schriftſteller die Bedeutung eines Wortes ſelbſt feſtgeſetzt hat: ſo kann man nicht annehmen, daß es auch eine gerade entgegengeſetzte haben könne. Hr. Kant ſagt (Krit. d. r. V. S. 151. a. A.): „Wir müſſen den Satz des Widerſpruches als das allgemeine und völlig hinreichende Principium aller analytiſchen Sätze gelten laſſen.“ Ich habe ihn alſo ganz recht verſtanden, wenn ich behaupte, er habe geſagt: kein analytiſches Urtheil kann ein Attribut, d. i. eine Beſtimmung, die dem Subjekte nur vermöge des Satzes vom zureichenden Grunde zukömmt, zu ſeinem Prädikate haben. Nun kann er nicht ſagen, ich will ſo verſtanden ſeyn, daß auch einige analytiſche Urtheile Attribute zu ihrem Prädikate haben, ein jeder iſt ſeiner Worte beſter Ausleger. Denn der erſte Sinn iſt durch ſeine eigene Erklärung gewiß, und kein Schriftſteller darf ſich ſelbſt widerſprechen.

3. Wenn ein Wort zwei Bedeutungen haben kann, und es iſt nicht gewiß, in welcher von beiden er es genommen hat, dieſe zwei ſind aber die einzigen hermeneutiſch möglichen, ſo kann und muß er ſich erklären,

klären, in welcher von den zweien er es genommen hat, so weit ist er seiner Worte bester Ausleger; er kann ihm aber keine dritte beilegen, so weit kömmt ihm das Recht der authentischen Auslegung nicht zu statten. Es schien ungewiß, ob Hr. Kant unter reinen Formen der Anschauung die Schranken der Vorstellungskraft, oder den abstrakten, allgemeinen Raum und Zeit verstanden habe. (S. phil. Mag. Bd. I. St. 4. S. 378. 395. 396.). Er kann und muß sich erklären, welche von beiden Bedeutungen er wolle angenommen wissen; wenn er dem Worte eine dritte geben will: so muß er beweisen, daß sie hermeneutisch möglich sey.

Wird man sich nun noch wundern, daß jemand trotz der Regel: ein jeder ist seiner Worte bester Ausleger, es für möglich halte, gegen einen Schriftsteller, der erklärt, man habe ihn unrecht verstanden, zu behaupten, daß man ihn ganz recht verstanden habe?

Wenn also jemand in solchen Fällen, die unter die drei angezeigten Rubriken gehören, behauptet, ich habe die Krit. d. r. V. nicht verstanden: so wiederhole ich es, daß diese Behauptung ein bloßer Machtspruch sey, d. i. eine Behauptung, die durch nichts bewiesen ist, und durch nichts bewiesen werden kann.

Habe

## Habe ich die Kr. d. r. V. in meiner Abhandlung über die anal. und synth. Urth. verstanden?

Habe ich aber wirklich die Kr. d. r. V. in der beurtheilten Abhandlung nicht verstanden? — Wir müssen die Gründe des Rec. darüber hören. Ich fange mit den unwichtigern an; denn auch diese darf ich nicht übergehen, sie könnten doch immer das schlimme Vorurtheil gegen mich erregen, als wenn ich die Kr. d. r. V. wenigstens nicht aufmerksam gelesen habe; mancher Leser könnte vom Kleinern aufs Größere schließen, und ich könnte auch da verurtheilt werden, wo meine Rechtfertigung nicht so allgemein verständlich seyn dürfte. Sie scheinen mir unwichtig, ob sie dem Rec. so scheinen, weiß ich nicht; inzwischen hat er sie den wichtigern beigesellt, und ist das durch weitläuftiger geworden, als es nöthig war. Um den Leser nicht von meiner Seite durch Weitläuftigkeit beschwerlich zu fallen: so sollen meine Antworten so kurz seyn, als möglich.

1. Ich habe gesagt: „Hr. Kant habe der Leibnitz-Wolfischen Philosophie vorgeworfen, sie habe „den Begriff von Sinnlichkeit und Erscheinung verfälscht;„ und das sage ich noch; ich gestehe also, daß das, was ich gesagt habe, weder ein Schreib-

noch

noch Gedächtnißfehler ſey. Der Rec. nennt ihn keinen unbedeutenden; und inſinuirt bei der Gelegenheit ſehr künſtlich, „daß es nicht der einzige ſey, der „ſich in meinen Citaten aus der Kr. d. r. V. eingeſchlichen habe„ und ſetzt in einem klagenden Tone hinzu; „daß er dem ohnehin mehr als zu viel mißverſtandenen Vf. dieſes von ſeinen Prüfern ſo ſehr „gemißhandelten (von mir gewiß nicht, denn ich habe alle Gelegenheit ergriffen, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen) „Werkes vielleicht am wenigſten „gleichgültig ſeyn dürfte.

Nun dieſer nicht unbedeutende Schreib- oder Gedächtnißfehler iſt kein Schreib- oder Gedächtnißfehler, dieſer Vorwurf, der dem Vf. der Kr d. r. V. vielleicht am wenigſten gleichgültig ſeyn dürfte, iſt wirklich gegründet. Die Stelle lautet folgendergeſtalt:

„Daß daher unſere ganze Sinnlichkeit nichts „als verworrene Vorſtellung der Dinge ſey, — „iſt eine Verfälſchung des Begriffs „von Sinnlichkeit und Erſcheinung u. ſ. w.

Die Worte, die ich hier abgeſchrieben habe, ſtehen freilich nicht auf der 44ten, ſondern auf der unmittelbar vorhergehenden 43ten Seite; ich führte aber

aber die 44te an, weil da das Wort die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie ſtand, deren Rechtfertigung gegen den Vorwurf der Verfälſchung des Begriffs von Sinnlichkeit ich in der Abhandlung, wo ſich der Schreib- oder Gedächtnißfehler finden ſoll, übernommen hatte. Der Rec. wußte alſo nicht, daß Hr. Kant den Leibnitz-Wolfiſchen Begrif von Sinnlichkeit für verfälſcht hält! wußte nicht, daß dieſe Philoſophie nach der. Kr. d. r. V „den Unterſuchungen über die Natur und den Urſprung unſerer „Erkenntniſſe darum einen ganz unrechten Geſichtspunkt angewieſen, weil ſie den Begriff von Sinnlichkeit und Erſcheinung verfälſcht hat!„ das wußte er nicht, da doch das Wort Verfälſchung unmittelbar vor der von mir angeführten Stelle in einem Zuſammenhange ſtehet, der es ſo genau mit dem Anfange des Abſatzes der 44ten Seite durch das Wort daher verbindet. — Das wußte er nicht, und er wirft mir vor, „daß der gerügte Schreib- „und Gedächtnißfehler nicht der einzige ſey, der ſich „in meine Citaten aus der Kr. d. r. V. eingeſchlichen hat.„ Er iſt gar nicht vorhanden, und doch ſoll man dem Rec. auf ſein Wort glauben, daß dieſer nicht vorhandene Fehler nicht der einzige ſey, daß ich deren noch mehrere begangen habe.

Das Sonderbarſte iſt, daß der Rec. dieſen Fehler nicht für unbedeutend hält, daß er glaubt, Hr.

Hr. Kant werde vielleicht am wenigſten dagegen gleichgültig ſeyn. Ich muß ihn das bei dem Hrn. P. Kant zu verantworten überlaſſen; es enthält aber doch ein ziemlich deutliches Bekenntniß, daß er den Vorwurf der Verfälſchung, der auf einem Schreib- oder Gedächtnißfehler beruhen ſoll, für keine Kleinigkeit hält. Hingegen findet er, daß ich es ſehr genau nehme, indem ich in der, wie er meint, ſo wenig anſtößigen Behauptung: „das ſchlechthin, dem reinen Verſtande nach, Innerliche der Materie iſt „auch eine bloße Grille„ einen Ton gefunden habe, den man kaum in der unterſuchenden Philoſophie einer deutſchen Krit. d. r. V. erwarten ſollte. — Ich denke, daß ich nun berechtigt bin, es mit dieſer Behauptung gerade ſo genau zu nehmen, als ich es genommen habe; denn wer ſelbſt ein gutes Gewiſſen hat, darf es ſchon mit andern etwas genauer nehmen. Ich hätte es noch weit genauer nehmen können. Denn was würde man geſagt, wie würde man laut über Mißhandlung geklagt haben, wenn ich mir den Ausdruck erlaubt hätte: „die urſprünglichen reinen ſinnlichen Anſchauungen a priori ſind auch eine bloße Grille.„ Oder iſt das gegen einen Leibnitz erlaubt, was niemand ſich gegen Hrn. Kant erlauben darf? Glaubt der Rec., daß das philoſophiſche Publikum ein ſolches Maaß und Gewicht des wiſſenſchaftlichen Verdienſtes werde probemäßig finden? Sind die Pflichten der

Scho-

Schonung und der Achtung nicht allgemein verbindlich?

2. Ich habe gesagt: die Unterscheidung der Urtheile in analytische und synthetische, scheine dem Verf. der Krit. d. r. V. neu, da er doch nur behauptet, sie sey vernachlässigt. — Ich wiederhole hier das, was ich bereits in meiner vorläufigen Erklärung über diesen Vorwurf gesagt habe; ich überlasse das Wort ganzlich dem Rec., und streite nicht einen Augenblick darüber, ob man das Vernachlässigte soll neu oder nur erneuert nennen. Die einzige Kleinigkeit bemerke ich nur noch. Es soll eine Ironie, und zwar eine traurige seyn, daß ich mich wundere, wie der D. Crusius, der doch den Unterschied zwischen anal. und synth. nach Hrn. Schmidt, soll gekannt haben, gleichwohl ein Dogmatiker habe bleiben können. Diese Verwunderung ist mein voller Ernst, und ihre Aeusserung ist weder eine Ironie überhaupt, noch eine traurige. Sie kann daher weder auf Hrn. Kant, noch auf seinen Kommentator gehen; ich mache weder den einen, noch den andern verantwortlich.

3. Der dritte Grund ist schon etwas wichtiger, als die vorigen, er ist aber eben so leicht zu widerlegen.

Ich lasse Hrn. Kant behaupten, „alle Urtheile der Metaphysik seyen analytisch, und darum könnten

ſie uns nicht zu der Erkenntniß des höchſten Weſens führen.„ — Dieſes Darum greift der Rec. an, und begleitet ſeinen Angriff mit mehr als einer wirklichen Ironie, die insgeſamt ſehr luſtig ſind. Als: „ich beſchlieſſe das ſehr billig mit einem: !„ — Ferner: „Das hieße dann alſo Auseinandergeſetzt„ — Das ſoll nun die aus den Prol. eingerückte Kantiſche Stelle gar nicht bezeugen. Nun was behauptet Hr. Kant denn? — Hier ſind des Rec. eigene Worte: (S. 579.) „Kant leugnet nicht nur keinesweges, ſondern er behauptet ſogar bei jeder Gelegenheit, daß die Metaphyſik nur in ſo fern Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände ſey, als ſie ſynthetiſche Sätze enthalte.„ Und was laſſe ich Hrn. Kant anders ſagen? Iſt in des Rec. nur, nicht der verneinende Satz enthalten: ſo fern die Metaphyſik analytiſche Sätze enthält, iſt ſie keine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände? Iſt ſie dann eine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände? Nein! ſagt der kritiſche Idealismus. — Und warum nicht? Antwort: weil ſie zwar der Form nach ſynthetiſche Urtheile a priori enthält, die aber nicht erwieſen werden können, nicht apodiktiſch gewiß ſind. Alſo: alle apodiktiſch gewiſſe Sätze der Metaphyſik ſind analytiſche Sätze. Dieſe geben uns aber keine Erkenntniß von unſinnlichen Gegenſtänden, und alſo keine Erkenntniß des höchſten Weſens.

Nach

Nach der eigenen Zurechtweiſung des Rec. hätte ich alſo die Krit. d. r. V. nicht unrecht verſtanden; denn was ich ſage, iſt augenſcheinlich in dem, was er ſagt, enthalten; wie aus folgender Zergliederung unwiderſprechlich erhellet.

1. Die Metaphyſik iſt nur in ſo fern Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, (alſo des höchſten Weſens), als ſie ſynthetiſche Urtheile enthält;

2. Alſo ſo fern ſie analytiſche enthält, iſt ſie es nicht.

3. Nun aber enthält ſie keine apodiktiſch gewiſſe ſynthetiſche Urtheile; denn alle ihre apodiktiſch gewiſſen Urtheile ſind analytiſche, wie Hr. Kant in der angeführten Stelle der Prol. ausdrücklich ſagt;

4. Alſo iſt ſie darum keine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, weil alle ihre apodiktiſch gewiſſen Urtheile analytiſche ſind.

Ich fordere den Rec. auf, mir einen Fehler gegen die Logik in dieſer Schlußfolge zu zeigen, und ich will gern erkennen, daß ich die Krit. d. r. V. nicht verſtanden habe, und nie verſtehen werde. Es ſcheint zwar, ich hätte ſagen ſollen: Alle apodiktiſch gewiſ-

ſen Urtheile der Metaphyſik ſind analytiſche. Allein das ſcheint nur. Denn kann wohl von andern als apodiktiſch gewiſſen Urtheilen, bei der Wiſſenſchaft der überſinnlichen Gegenſtände die Rede ſeyn? Oder können die Sätze einer Wiſſenſchaft, wol andere als apodiktiſch gewiſſe ſeyn? Wenn ich alſo ſage: die Metaphyſik, d. i. die Wiſſenſchaft der überſinnlichen Gegenſtände, enthält blos analytiſche Urtheile, kann das etwas anders heiſſen, als: ihre apodiktiſch gewiſſen Urtheile ſind blos analytiſche? denn die nicht apodiktiſch gewiſſen ſynthetiſchen, ſind ja für unſre wichtigſten Angelegenheiten, zur Erkenntniß eines höchſten Weſens, und der Fortdauer der menſchlichen Seele unbrauchbar; dafür hält ſie ja Hr. Kant ſelbſt, und zwar mit Recht. Allein vielleicht ſoll nur die bisherige Metaphyſik keine apodiktiſch gewiſſen Urtheile enthalten, vielleicht haben wir noch künftig eine Metaphyſik mit apodiktiſch gewiſſen ſynthetiſchen Urtheilen zu erwarten. — Auch dieſe Erwartung iſt eitel; denn eine ſolche Metaphyſik iſt völlig unmöglich. Sie müßte eine Wiſſenſchaft unſinnlicher Gegenſtände ſeyn; von dieſen ſind aber keine ſynthetiſchen Urtheile möglich. Wären ſie möglich: ſo wäre aller Streit zwiſchen der Leibnitziſchen und Kantiſchen Vernunftkritik zu Ende; man hätte nur den alten Streit fortzuführen, welche unter den wirklichen und möglichen Metaphyſiken die wahre ſey.

Ha-

Habe ich alſo die Krit. d. r. V. unrecht verſtanden, indem ich ſie ſagen laſſe: alle Urtheile der Metaphyſik ſind analytiſch, und darum kann ſie uns nicht zur Erkenntniß des höchſten Weſens führen?

4. Der vierte Grund, aus welchem erhellen ſoll, daß ich die Krit. d r. V. nicht verſtanden habe, und welches allerdings der Hauptgrund iſt, ſoll darin liegen, daß ich behauptet habe: die ſynthetiſchen Urtheile ſind wahr, heiſſe nach dem kritiſchen Idealismus, Vorſtellungen ſtimmen mit Vorſtellungen überein. — Der Rec. leugnet, daß das die Meinung d. Kr. d. r. V. ſey, er behauptet vielmehr, ſie ſetze die Wahrheit der ſynthetiſchen Urtheile in ihre Uebereinſtimmung mit dem Gegenſtande; „es müſſe, ſagt er, nach der Krit. d. r. V. dem Subjekte eines ſolchen Satzes, ein vom bloßen Begriffe deſſelben verſchiedener Gegenſtand entſprechen, der nicht bloße Vorſtellung ſey.„ — Das habe ich die Kr. d. r. V. auch ſagen laſſen: „die ſynthetiſchen Urtheile, laſſe ich ſie ſagen, wenn ſie wahr ſeyn ſollen, müſſen einen Gegenſtand haben„, ſie müſſen mit einem Gegenſtande übereinſtimmen. Nun aber fragt es ſich: mit einem Gegenſtande, der ein Ding an ſich, oder der eine Erſcheinung iſt? Erſcheinung iſt Vorſtellung; alſo in dem letztern Falle, ſtimmte wieder Vorſtellung mit Vorſtellung überein. In dem erſtern

ſtern Falle frage ich: mit einem Dinge an ſich in der Vorſtellung oder außer der Vorſtellung? Nimmt man das erſtere an: ſo ſtimmt wieder Vorſtellung mit Vorſtellung überein. Nimmt man den andern Fall an, ſo kann man wiederum fragen: ob die Hauptbegriffe des wahren ſynthetiſchen Urtheils mit dem transſcendentalen Gegenſtande, oder dem Dinge an ſich, übereinſtimmen ſollen, ſo fern er die Form der Vorſtellung hat, oder nicht? Das erſtere iſt freilich nicht denkbar, und es würde auch wieder Vorſtellung mit Vorſtellung übereinſtimmen; alſo müſſen wir das Letztere annehmen, alsdann würde aber folgen, daß etwas von einem Dinge an ſich kann erkannt werden; denn es würde etwas in dem Gemüthe ſeyn, das nicht die Form einer Vorſtellung hätte, und mit dem transſcendentalen Gegenſtande, oder dem Dinge an ſich übereinſtimmte; dieſes Etwas hätte alſo objektive Gültigkeit, es wäre alſo Erkenntniß von einem Dinge an ſich. Dieſe Erkenntniß von einem Dinge an ſich, erklärt aber der transſcendentale Idealismus für unmöglich. Was blieb mir alſo übrig, als anzunehmen, die Uebereinſtimmung der Vorſtellung ſey Uebereinſtimmung mit Erſcheinung, alſo mit Vorſtellung? Alle Erläuterungen, die Hr. Kant in der Rec. zu dem Satze: die wahren ſynth. Urtheile müſſen einen Gegenſtand haben, hinzufügt, bringen mich ſchlechterdings aus dem Dilemma nicht heraus,

das

das mir das Reſultat aufdringt: Vorſtellungen müſſen mit Vorſtellungen übereinſtimmen, wenn die ſynthetiſchen Urtheile wahr ſeyn ſollen. Denn nach dieſer Erläuterung ſelbſt muß der Gegenſtand durch einen dem Gemüthe gegebenen Stoff repräſentirt werden, — der Stoff muß die Form der Vorſtellung annehmen — und dadurch eine Erſcheinung werden — mit dieſer muß aber das Objekt, das ſelbſt eine Erſcheinung und alſo eine Vorſtellung iſt, übereinſtimmen, denn mit dem tranſcendentalen Gegenſtande kann ſie nicht übereinſtimmen, weil ſonſt Etwas im Gemüthe wäre, welches nicht die Form einer Vorſtellung hätte, und mit einem Dinge an ſich übereinſtimmte, und wir folglich Dinge an ſich erkennten; alſo komme ich immer wieder dahin: wenn ſynthetiſche Urtheile wahr ſeyn ſollen, ſo muß die Vorſtellung mit der Vorſtellung übereinſtimmen.

Ich kann es nun völlig dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob Hr. Kant geſagt hat: „Die Modifikationen der Sinnlichkeit ſind Erſcheinungen.„ Das iſt wenigſtens gewiß, daß er ſagen muß: wenn die Sinnlichkeit modificirt wird: ſo iſt der Stoff dieſer, ihrer Modifikation kein Ding an ſich, und alſo eine Erſcheinung. Alſo der Stoff der Modifikationen der Sinnlichkeit iſt Erſcheinung, und alſo Vorſtellung *). Dieſe



*) S. Krit. d. r. V. S. 104. a. A. „Wir haben oben „geſagt: daß Erſcheinungen ſelbſt nichts als ſinnliche „Vor-

Vorſtellung ſoll nun zwar einen Gegenſtand ankündigen und verbürgen; aber wie ſoll die Vorſtellung mit dieſem Gegenſtande übereinſtimmen? in der Vorſtellung oder außer der Vorſtellung? ſofern er die Form einer Vorſtellung angenommen? — dann ſtimmt Vorſtellung mit Vorſtellung überein — oder ſofern er ſie nicht angenommen hat? — dann iſt Etwas in dem Gemüthe, das nicht die Form einer Vorſtellung hat und mit einem transſcendentalen Gegenſtande oder einem Dinge an ſich übereinſtimmt; dieſes Etwas hätte alſo objektive Gültigkeit, es wäre alſo Erkenntniß von einem Dinge an ſich.

Aus dieſem Labyrinthe ſehe ich keinen Ausgang, wofern man nicht reine Verſtandesbegriffe von den Dingen an ſich und die transſcendentale Gültigkeit der erſten Principien, nämlich des Satzes vom Widerſpruch und vom zureichenden Grunde zuläßt; und dann muß, — falls man einen Unterſchied zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen für nöthig hält — dieſer Unterſchied ſo beſtimmt werden, wie ich ihn in meiner angefochtenen Abhandlung beſtimmt habe. Das wird durch eine weitere Ausführung meiner Unterſuchungen über die anal. und ſynth. Urtheile, die ich

„Vorſtellungen ſind, die an ſich in derſelben Art,
„nicht als Gegenſtände (außer der Vorſtellungskraft)
„müſſen angeſehen werden.„

ich noch in dieſem Stücke hinzufügen werde, wie ich hoffe, zur Befriedigung eines jeden Unbefangenen, einleuchtend gemacht werden.

5. Die einzige Stelle, wo es ſcheinen könnte, als habe ich die Krit d. r. V. nicht verſtanden, iſt die, welche der Rec. S. 590. anführt. Ich vermuthe daſelbſt, Hr. Kant könne vielleicht unter ſynthetiſchen Urtheilen a priori ſolche verſtanden haben, deren Prädikate Attribute a posteriori erkannt werden. Daran habe ich allerdings völlig unrecht vermuthet; denn ſolche Urtheile können freylich nicht Urtheile a priori genannt werden. Ich laſſe daher dieſe Beſtimmung des Begriffes der ſyntheriſchen Urtheile gern fallen, die, wie geſagt, nichts als Vermuthung war; — denn ich ſage ausdrücklich: „Hr. Kant ſcheint u. ſ. w. — und eine Vermuthung, nach der ich blos herumtappte, um Hrn. Kants Theorie von anal. und ſynth. Urth. rechtfertigen zu können, nachdem mir einmal die Beziehung der ſynthetiſchen Urtheile a priori auf mögliche Erfahrung, als Wahrheitsgrund derſelben nicht denkbar war. — Ich muß aber über einiges, was der Rec. bey dieſer Gelegenheit ſagt, noch etwas bemerken.

1) Sagt er: Hr. Kant habe nicht, wie ich, „den Begriff von Wahrheit in den Begriff des blo-

„ſen ſynthetiſchen Urtheils eingemengt.„ — Man mag den Begriff von Wahrheit in den Begriff von ſynthetiſchen Urtheilen eingemengt nennen oder wie man ſonſt will, ſo iſt ſo viel ausgemacht, daß es ſynthetiſche Urtheile geben muß, die wahr ſind, denn ſonſt wäre die ganze Eintheilung falſch — wenn ſie wahr ſeyn ſollen, müſſen ſie ein Kennzeichen ihrer Wahrheit haben; das in der Krit. d. r. V. angegebene, welches in der Beziehung auf mögliche Erfahrung beſtehen ſoll, hielt ich nun für kein wahres, und ich mußte daher ein anderes angeben, und dadurch entſtand der Begriff von ſynthetiſchen Urtheilen, ſo wie ich ihn beſtimmt habe.

Hierzu kömmt noch der äußerſt merkwürdige Umſtand, daß die Uebereinſtimmung mit dem Satze des Grundes als Wahrheitskennzeichen in der Krit. d. r. V. bei den anal. und ſynth. Urtheilen gänzlich übergangen iſt; und gleichwol bedient ſich der Rec. derſelben bei den analytiſchen Urtheilen, indem er ſogar analytiſche Attribute annimmt. Ich erwarte zu hören, wie der Rec. dieſes nennen wird. Erſt iſt das Princip der analytiſchen Urtheile blos der Satz des Widerſpruches; ſobald ſie aber bei dieſem Princip ins Gedränge kommen, wird der Satz des Grundes zu Hülfe genommen.

2) Daß ich die Frage: ob es außer der Mathematik noch ſynthetiſche Urtheile gebe, in der angefochtenen Abhandlung vor der Hand noch ausgeſetzt, nennt der Rec. wohlbedächtig; und darin hat er Recht, nur nicht in ſo fern, daß dieſe Frage gar nicht bejahend könne beantwortet werden; ſondern blos in ſo fern ſie an dem Orte, wo ſie noch ausgeſetzt wurde, noch nicht unterſucht werden konnte. Sie iſt nun unterſucht, und ich ſehe der Beurtheilung dieſer Unterſuchung mit Verlangen entgegen.

3) Der Rec. fragt: „warum ich nicht wenigſtens ein ſynthetiſches Urtheil aus der Metaphyſik angeführet habe;„ er meint, ich müſſe keines haben finden können, und gleichwol theilt er ſogleich eines mit, das von mir iſt angeführt worden, welches er aber leider! für ein analytiſches erklärt. Es iſt der Satz: Alle nothwendige Wahrheiten ſind ewige Wahrheiten, der ſelbſt nach der Theorie der Kr. d. r. V. ſynthetiſch ſeyn müßte, weil in dem Prädikat ein Begriff enthalten iſt, der ſich auf die Anſchauung der Zeit bezieht. Was thut der Rec.? — Er bringt ſogleich den Begriff des Prädikats in den Begriff des Subjekts, macht dadurch das Urtheil identiſch, und folglich analytiſch. Statt: die nothwendigen Wahrheiten, heißt es nun, die auf keine Stelle in der Zeit eingeſchränkten, d. i. ewigen Wahrheiten, ſind ewige

Wahr-

Wahrheiten. Nach dieſer Methode kann ich aus allen Sätzen identiſche, und folglich analytiſche machen. Ich kann z. B. den Satz: Die drei Winkel eines Dreiecks ſind zwei rechten gleich, nach dieſer Methode in einen identiſchen verwandeln: Die zwei rechten Winkeln gleiche drei Winkel, ſind zwei rechten Winkeln gleich. Dann wird ſelbſt die ganze Mathematik eine Wiſſenſchaft von lauter identiſchen und folglich analytiſchen Wahrheiten. — Den zweiten Sinn den der Rec. dem Satze giebt: alle nothwendige Wahrheiten ſind ewige Wahrheiten, erkenne ich nicht für den meinigen, ich habe daher nicht nöthig, das, was der Rec. darüber ſagt, zu beurtheilen.



Digitized by Google

## II.

## Weitere Ausführung der Unterſuchung über die Unterſcheidung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche.

### Inſonderheit in Beziehung auf die Recenſion des 3ten und 4ten Stücks dieſes Magazins in der Allg. Litt. Zeit. 1789. No. 174. 175. 176.

---

Ich glaube nun hinlänglich gezeigt zu haben, daß ich die Krit. d. r. V. beſſer als der Rec. verſtanden habe; ich kann aber auch beweiſen, daß der Rec. meine Abhandlnng über die anal. und ſynth. Urtheile nicht verſtanden hat.

Ein Hauptgrund, wodurch der Rec. beweiſen will, daß ich die Krit. d. r. V. mißverſtanden habe, iſt, daß meine Definition eines ſynthetiſchen Urtheiles nicht einerlei, nicht gleichgeltend, nicht äquipollent mit der Kantiſchen iſt. Er ſagt: „Dies alſo „hät-

„hätte Kant durch ſynthetiſche Urtheile bezeichnen „wollen?„ u. ſ. w.

Er ſetzt alſo voraus: daß meine Definition der ſynthetiſchen Urtheile mit der Kantiſchen gleichgeltend ſeyn ſolle. Er hat mich alſo ganz und gar nicht verſtanden.

Aus meiner ganzen Abhandlung erhellet durch und durch, daß meine Definition gar nicht mit der Kantiſchen gleichgeltend ſeyn ſoll. Ich betrachte dieſe Letztere aus zwei verſchiedenen Geſichtspunkten. Einmal, als unbeſtimmt und dunkel. Die ſynthetiſchen Urtheile ſollen erweiternd ſeyn. Wodurch ſollen ſie den Begriff des Subjekts erweitern? — Es iſt gezeigt worden, daß dieſe Erweiterung auf mehr als Eine Art möglich iſt. Ich rathe herum, um diejenige zu finden, welche Hr. Kant meint. Da er zum Erkenntnißgrunde der Wahrheit der analytiſchen Urtheile den Satz des Widerſpruchs angiebt: ſo glaube ich, dieſer Erkenntnißgrund für die Wahrheit der ſynthetiſchen Urtheile werde der Satz des Grundes ſeyn müſſen, die Beſtimmungen, die von dem Subjekte des analytiſchen Urtheils prädicirt werden, werden weſentliche Stücke, ſo wie die, welche von dem Subjekte des ſynthetiſchen Urtheils ausgeſagt werden, Attribute ſeyn. Allein ich bemerke, daß das

nicht

nicht der Begriff der Krit. d. r. V. iſt; die ſynthetiſchen Urtheile ſind erweiternd, heißt hier, es müſſen zu den Begriffen ihrer Subjekte ſinnliche Anſchauungen, d. i. bildliche Merkmale, hinzukommen; mit dieſer Beſtimmung aber ſcheint ſie mir falſch; und das iſt der andere Geſichtspunkt, aus dem ich ſie betrachten muß. In der einen Geſtalt iſt mir alſo die Definition der ſynthetiſchen Urtheile des kritiſchen Idealismus dunkel und unbeſtimmt, in der andern iſt ſie mir falſch. Ich kehre alſo zu meiner Definition zurück: ſynthetiſche Urtheile ſind ſolche, deren Prädikate Attribute des Subjekts ſind. Dieſe kann und ſoll nun nicht einerlei, nicht gleichgeltend, nicht äquipollent mit der Definition der Krit. d. r. V. ſeyn: die ſynthetiſchen Urtheile ſind ſolche, zu deren Begriffe in dem Subjekte ſinnliche Anſchauungen, oder bildliche Merkmale hinzukommen; denn wenn ſie es wäre: ſo wäre ſie eben ſo falſch, als ich überzeugt bin, daß es dieſe iſt. Ich wiederhole es alſo: mein Begriff von ſynthetiſchen Urtheilen ſoll mit dem Begriffe der Krit. d. r. V. nicht einerlei, nicht gleichgeltend, nicht äquipollent ſeyn; nach dieſem wird zu der Wahrheit und apodiktiſchen Gewisheit dieſer Urtheile erfodert, daß zu dem Begriffe des Subjekts in demſelben ſinnliche Anſchauungen, oder bildliche Merkmale hinzukommen; in dem Meinigen nicht. Kann es nun ein Grund ſeyn,

daß

daß ich die Krit. d. r. V. nicht verſtanden habe, weil meine Definition der ſynthetiſchen Urtheile nicht mit der ihrigen einerlei iſt, mit der ſie nicht einerlei ſeyn ſoll?

Warum habe ich aber dann nicht die ganze Eintheilung lieber verworfen? — Ich antworte: darum nicht, weil ſie, ſo unnütz ſie mir auch für die Theorie der Wahrheit und Gewisheit der Urtheile ſcheint, doch zum Behuf der Theorie der Converſion der Urtheile unentbehrlich iſt; für dieſe iſt ſie aber, nach meinem Eintheilungsgrunde, nämlich, unter der Benennung der identiſchen und nicht identiſchen Urtheile, ſchon lange dageweſen. Das wird durch folgende Betrachtungen deutlicher werden.

1. So lange der Satz, den ich in der dritten Abh. des erſten Stücks über Raum und Zeit, in Rückſicht auf apodiktiſche Gewisheit, bewieſen zu haben glaube, nicht widerlegt iſt: daß der Grund der apodiktiſchen Gewisheit der ſynthetiſchen Urtheile, in den Begriffen derſelben, und, wenn dieſe ſinnliche Anſchauungen oder bildliche Merkmale enthalten, in den Begriffen von den unſinnlichen Gründen ihrer ſinnlichen Merkmale enthalten ſey (B. II. St. 2. N. I.) — ſo lange dieſer Satz nicht widerlegt iſt: ſo lange kann die Beſtimmung dieſes Unterſchiedes, wie ihn die Krit. d. r. V. angiebt,

giebt, für die apodiktiſche Gewisheit ſchlechterdings nicht von dem geringſten Nutzen ſeyn. Denn es giebt nun wahre und apodiktiſch gewiſſe ſynthetiſche Urtheile a priori aus Begriffen, und dieſe unterſcheiden ſich daher, in Anſehung dieſer Hauptquelle ihrer Wahrheit und Gewisheit, durch nichts von den analytiſchen; beide erhalten ihre Wahrheit und Gewisheit von ihren Hauptbegriffen, die ſynthetiſchen mögen übrigens Anſchauungen d. i. bildliche Merkmale enthalten, oder nicht.

Hier haben wir die ſehr natürliche Urſache, warum Wolf und Baumgarten den Kantiſchen Unterſchied zwiſchen analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheilen vernachläſſigten, und vernachläſſigen mußten; wenn das Vernachläſſigen heißt, dasjenige nicht gebrauchen, was keinen Nutzen hat.

2. Alſo Wolf und Baumgarten vernachläſſigten den Kantiſchen Unterſchied der Urtheile, in Rückſicht auf ihre apodiktiſche Gewisheit. Die Urtheile können aber noch zu einem andern Behuf nach ihren Prädikaten eingetheilt werden; nämlich zum Behuf der Theorie der Umkehrung oder Konverſion der Urtheile; je nachdem die Prädikate ein oder alle weſentliche Stücke, eigenthümliche oder gemeine Attribute ſind. Und dieſer Unterſchied iſt von ihnen nicht ver-

nachläſſigt worden. Man druckte ihn durch identiſche, zum Theil identiſche, reciprokable, und nicht reciprokable aus.

Da ich die Kantiſche Unterſcheidung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche, in Rückſicht auf Wahrheit und Gewisheit für unbrauchbar hielt: ſo blieb mir nichts übrig, als ſeiner Terminologie einen ſolchen Sinn unterzulegen, in welchem ſie konnten zum Behuf der Regeln für die Konverſion der Urtheile brauchbar ſeyn; und das habe ich in der Klaſſifikation gethan, die ich in dem dritten St. S. 322. u. 323 mitgetheilt habe, und die ich meine Leſer bitte, da ich nun ihren wahren Geſichtspunkt noch deutlicher angegeben habe, noch einmal durchzulaufen.

Nicht alſo darum, weil ich den Kantiſchen Eintheilungsgrund nicht verſtanden habe; ſondern darum, weil ich die Eintheilung nach dieſem Eintheilungsgrunde für falſch, und folglich für unbrauchbar halte, habe ich den Unterſchied nach einem andern Eintheilungsgrunde angegeben. Nach dieſen Anmerkungen fallen nun ſchon alle die Streitigkeiten weg, ob ein Urtheil analytiſch und ſynthetiſch ſey? wenn dabei blos von ſeiner apodiktiſchen Gewisheit die Rede iſt. Iſt der Satz: Alles Mögliche hat einen Grund, ein analytiſches oder ſynthetiſches Urtheil? für die apodiktiſche

Ge-

Gewisheit und ſeine allgemeine, auch transſcendentale, Gültigkeit, iſt das völlig einerlei. Ich halte ihn, nach meiner Klaſſifikation für ein ſynthetiſches reciprokables Urtheil; denn es iſt ein eigenthümliches Attribut alles Möglichen, daß es gegründet ſeyn muß. Es fallen ferner alle die Einwürfe gegen meine Klaſſifikation weg, die ich nun kürzlich beantworten will.

1. Meine Erklärung der ſynthetiſchen Urtheile, ſagt der Rec., ſey eine Tautologie. — Warum?

Erſtlich darum, weil in dem Ausdrucke eines Urtheils a priori ſchon liege, daß das Prädikat deſſelben nothwendig ſey.

Ich antworte: Wenn alſo in meinen Worten eine Tautologie liegen ſollte, ſo müßten ſie heißen: die ſynthetiſchen Urtheile *a priori*, wenn ſie nothwendige und ewige Wahrheiten ſind; „ Meine Worte ſind aber: „Die ſynthetiſchen Urtheile, (überhaupt, nicht die ſynth. „Urth. a priori) wenn ſie nothwendige und ewige „Wahrheiten ſind, u. ſ. w. „ — Ich bemerke nur noch, daß, was in dem andern liegt, deßwegen nicht mit dieſem Andern einerlei ſey. Die Anzahl der Winkel liegt auch bei den Figuren in der Anzahl der Linien, deswegen ſind drei Linien und drei Winkel nicht einerlei. Dieſe Bemerkung gehört zwar hier

nicht zu meiner Vertheidigung; aber die Zweideutigkeit des Wortes in Etwas liegen, kömmt öfterer vor, und giebt zu vielen Irrungen Gelegenheit; wir werden daher in der Folge noch mehrmal darauf kommen.

Zweitens darum: (S. 585. 586.) „weil es „schon in dem Ausdrucke synthetisch liegt, daß das „Prädikat als ein Attribut des Subjektes müsse ge„dacht werden. — Denn was nothwendig mit ei„nem Begriffe als verbunden gedacht wird, aber „nicht durch Identität, das wird durch das, was im „Wesentlichen des Begriffes liegt, als etwas anderes, „d. i. durch einen Grund damit nothwendig ver„bunden gedacht.„ Daraus würde also folgen, daß meine Definition mit der Definition d. Kr. d. r. V. einerlei sey. Wäre dann das ein Fehler? — Um es zu einem Fehler zu machen, nennt der Rec. diese Uebereinstimmung eine Tautologie. Wo in der Welt hat je ein Mensch, der sich bei dem, was er sagt, etwas Bestimmtes denkt, eine Definition eine Tautologie genannt, wenn sie aus einer andern kann hergeleitet werden? Meine Definition kann aus der Definition der Kr. d. r. V. hergeleitet werden, folglich ist sie eine Tautologie! Wenn der Rec. das nicht hat sagen wollen, wenn — meine Definition ist eine Tautologie — nicht heißen soll: sie ist mit der Kantischen

tiſchen einerlei: ſo muß es heißen: die Merkmale, woraus ſie beſtehen, ſind in dem Begriff des Subjekts enthalten, oder werden durch das Weſen deſſelben beſtimmt, ſie ſind nur der zergliederte Begriff des Subjekts. Wenn es das heißt: ſo iſt auch die Kantiſche, ſo ſind alle wahren Definitionen in der Welt Tautologien. — Iſt ſie dann aber wirklich mit der Definition der Kr. d. r. V. einerlei? Ich habe vorhin gezeigt, daß ſie es nicht iſt, und nicht ſeyn ſoll.

a. Wenn ſie auch aus der Definition der Krit. d. r. V. könnte hergeleitet werden; ſo würde ſie darum doch noch nicht mit ihr einerlei ſeyn. Denn die meinige druckt das bejahend aus, was die Definition blos verneinend ausdruckt, und eine bejahende Definition iſt beſſer als eine verneinende. Die Letztere heißt: deſſen Prädikat nothwendig mit dem Subjekt verbunden iſt, aber nicht durch Identität; wodurch dann? das beſtimmt die Krit. d. r. V. nicht; ich beſtimme es, und ſage als in dem Weſen oder in dem weſentlichen Stücke des Subjekts gegründet, eine ſolche Beſtimmung des Dinges iſt aber ein Attribut; alſo, deſſen Prädikat ein Attribut des Subjekts ausſagt.

b. Der Rec. ſagt ja ſelbſt, meine Definition ſey nicht einerlei mit der Definition der Krit. d. r.

B. „Dies alſo hätte Kant durch ſynthetiſche Urtheile bezeichnen wollen?„ — Alſo er wollte nicht durch ſynthetiſche Urtheile ſolche bezeichnen, deren Prädikate Attribute des Subjekts ausſagen! — Und warum nicht? — „Sie, „(nämlich meine Definition) iſt fürs erſte eine „bloße Tautologie!„ d. i. ſie iſt mit der Kantiſchen völlig einerlei. Alſo Hr. K. wollte meine Definition nicht, weil ſie mit der ſeinigen einerlei geweſen wäre. Er wollte alſo nicht das durch ſynthetiſche Urtheile bezeichnen, was ich damit bezeichne, alſo ſeine Definition ſollte mit meiner nicht einerlei ſeyn, — und warum nicht — weil die meinige eine Tautologie, d. i. mit der ſeinigen einerlei iſt. Erſter Widerſpruch!

c. Dieſe Definition, die der Rec. mit der meinigen für einerlei erklärt, nämlich: ſynthetiſche Urtheile ſind ſolche, deren Prädikat ein Attribut vom Subjekte ausſagt, muß ſich ſchlechtweg umkehren laſſen. Man muß alſo ſagen können: alle Urtheile, deren Prädikate Attribute vom Subjekte ausſagen, ſind ſynthetiſche. Allein einige Zeilen weiter heißt es, „dieſe Definition läßt ſich nicht ſchlechtweg umkehren, denn es giebt auch analytiſche Attribute,„ alſo einige Urtheile, deren Prädikate Attribute des Subjekts ausſagen,

gen, ſind keine ſynthetiſche. Zweiter Widerſpruch!

Drittens. Doch vielleicht ſoll das Wort Tautologie noch eine andere Bedeutung haben. Es ſoll vielleicht heißen: ſynthetiſche Urtheile, die zwar Prädikate hätten, die Attribute vom Subjekte ausſagten, ohne ſich auf eine Anſchauung zu beziehen, ſeyen bloße Tautologien, und eine Definition eines ſolchen ſynthetiſchen Urtheils, ſey ſelbſt eine bloße Tautologie. So erkläre ich mir die Worte: „Alſo iſt jene vermeinte „Entdeckung nichts als eine Tautologie, wo, indem „man die techniſchen Ausdrücke der Logik, (z. B. „ſynthetiſches Urtheil) den wirklich darunter gemeinten Begriffen, (Urtheil das ſich auf Anſchauung bezieht), unterſchiebt u. ſ. w.„ Wenn der Rec. das wirklich gemeint hat: ſo hat er vergeſſen, daß ich 1. die Unrichtigkeit dieſer Definition, und 2. die transſcendentale Gültigkeit des Satzes vom zur. Grunde bewieſen habe, daß er alſo die Ungültigkeit der ſynthetiſchen Urtheile von unſinnlichen Gegenſtänden, mir ohne petitio principii, nicht entgegen ſetzen kann.

2. Meine Erklärung habe den Fehler, daß ſie ſich nicht umkehren laſſe. — Das wäre nun freilich ein arger, und wenn man will, ein unverzeihlicher Fehler.

Läßt ſie ſich aber wirklich nicht umkehren? — Nein! denn der umkehrende Satz wäre: „Ein jedes Urtheil, das ein Attribut ſeines Subjekts ausdruckt, iſt ein ſynthetiſches. — Und der Satz wäre falſch! Ja! ſagt der Rec., denn es giebt auch analytiſche Attribute; Nein! ſage ich, denn es giebt keine analytiſche Attribute.

a. Ein Attribut iſt eine Beſtimmung, die in den weſentlichen Stücken zureichend gegründet iſt; ein weſentliches Stück eine innere Beſtimmung, die in keiner andern innern Beſtimmung des Dinges gegründet iſt; die Sätze, deren Prädikate weſentliche Stücke ſind, ſind analytiſche. Wenn alſo ein analytiſches Attribut, ein Attribut ſeyn ſoll, das in dem Prädikate eines analytiſchen Satzes dem Subjekte beigelegt wird: ſo iſt es, nach meinem Begriffe, ein viereckter Zirkel.

b. Das muß es aber ſelbſt nach der Kr. d. r. V. ſeyn Denn ſie ſagt ausdrücklich: „daher müſ„ſen wir den Satz des Widerſpruches als „das allgemeine und völlig hinreichende „Principium aller analytiſchen Erkenntniß gel„ten laſſen.„ †) Alſo können Attribute nicht in analytiſchen Urtheilen von dem Subjekte aus-

†) S. 151. a. A.

ausgesagt werden; denn sie sind Bestimmungen, die in dem Wesen des Dinges gegründet sind. Der Erkenntnißgrund der Wahrheit eines Urtheils, worin sie vorkommen, ist also der Satz des zureichenden Grundes. Hier ist ein Beispiel, welches beweiset, daß der Rec. da die Krit. d. r. V. nicht verstanden hat, wo ich sie vollkommen richtig verstanden habe.

c) Soll aber ein analytisches Attribut ein solches seyn, das einen bloßen logischen und keinen Realgrund hat, d. i. — nach seiner Erklärung — keinen solchen, der sich auf Anschauung bezieht: so antworte ich wieder, daß ich die transscendentale Gültigkeit des Satzes vom zur. Grunde bewiesen habe, daß also alle wahren logischen Gründe Realgründe sind; daß folglich alle wahren Attribute synthetische Attribute sind, d. i. solche, die den Dingen selbst zukommen. Hieraus folgt: daß wenn der kritische Idealismus die Definition der synthetischen Urtheile, sie sind solche, deren Prädikate Attribute des Subjekts aussagen, nicht schlechtweg umkehren kann, der Dogmatismus, der keine andern Attribute als synthetische kennt, zu dieser Umkehrung sich berechtigt glaubt, und daß mir also der Rec., ohne petitio principii, nicht vorwerfen kann, daß

ſich meine Definition der ſynthetiſchen Urtheile nicht ſchlechtweg umkehren laſſe. Denn ich habe die tranſſcendentale Gültigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde bewieſen; was alſo von einem Dinge an ſich oder einem unſinnlichen Gegenſtande als ein wahres Attribut gedacht wird, das iſt als ein ſolches in ihm. Ich habe ferner bewieſen, daß der Begriff der Krit. d. r. V. von ſynthetiſchen Urtheilen in Rückſicht auf ihre Wahrheit und apodiktiſche Gewisheit ein falſcher ſey. Nach dieſen Grundſätzen ſind dann alle ſynthetiſche Urtheile ſolche, deren Prädikat ein Attribut des Subjekts ausſagt, und alle Urtheile, deren Prädikate Attribute des Subjekts ausſagen, ſie mögen ſich auf eine Anſchauung d. i. auf eine bildliche Vorſtellung beziehen oder nicht, ſind ſynthetiſche Urtheile.

In dem Beiſpiele, womit es ſoll erläutert werden, daß auch analytiſche Urtheile Attribute, — aber freilich analytiſche — zu Prädikaten haben können, iſt die Theilbarkeit der Körper ein Attribut derſelben, und alſo der Satz: ein jeder Körper iſt theilbar, ein ſynthetiſcher Satz. Der Rec. erklärt ihn für einen analytiſchen, und er ſchließt daraus: „daß „die Eigenthümlichkeit eines Prädikats, durch welche „daſſelbe Attribut eines Subjektes heißt, keinesweges „ge-

„geſchickt ſey, das Merkmal des Unterſchiedes zwi„ſchen a. und ſ. Urtheilen abzugeben.„ Und warum nicht? weil es auch analytiſche Attribute giebt, d. i. Attribute, deren Begriff gar nicht denkbar iſt. Welches iſt dann aber dieſes Merkmal des Unterſchiedes der a. und ſ. Urtheile. Davon wird der

3. dritte Einwurf handeln. Meine Erklärung von ſynth. Urtheilen ſoll nämlich die leidige Verwechſelung des logiſchen mit dem Realgrunde unterhalten.

Ueber dieſe leidige Verwechſelung waſche ich meine Hände; ich weiß mich völlig unſchuldig daran. Ich unterſcheide ſehr gut, den Grund in meiner Vorſtellung (den logiſchen), von dem Grunde in dem Dinge (den Realgrund). Allein da ich mich überzeugt habe, daß die allgemeinen Principien der menſchlichen Erkenntniß transſcendentale Gültigkeit haben: ſo halte ich mich berechtigt, ſo lange mein Beweis von dieſer transſcendentalen Gültigkeit noch nicht widerlegt iſt, einen jeden logiſchen Grund auch für einen Realgrund zu halten; dafür zu halten, daß wenn die Unwiſſenheit der logiſche Grund des Irrthums iſt, er auch ſein Realgrund ſeyn müſſe; und wenn die Fehlbarkeit ein logiſches Attribut des eingeſchränkten Verſtandes iſt, es auch ein reales Attribut deſſelben

ſeyn

ſeyn müſſe. Dieſe Antwort iſt hinlänglich, die ganze Schwierigkeit zu heben, worin ſich der Rec. S. 587. u. f. f. verwickelt, und wird dem Rec. zeigen, daß ich die Erläuterungen, die H. Kant über den Satz des Grundes giebt, ſehr wohl verſtanden habe, da ich eben, weil ich ſie nur zu wohl verſtanden habe, die transſcendentale Gültigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde, und alſo, daß ein jeder wahrer logiſcher Grund auch ein Realgrund ſey, bewieſen habe, und daß alſo der Rec. wenigſtens in ſeinem Sprachvorrath einen weniger beleidigenden Ausdruck hätte ſuchen ſollen, als den: wenn H. E. die Erörterungen — verſtanden hätte, (denn dazu gehört ein ſo überſchwengliches Maaß des Verſtandes nicht), wenn er nicht lieber die ganze Zurechtweiſung weggeſtrichen hätte. Ich bin überzeugt, daß er dieſen verächtlichen von oben herabſprechenden Ton nicht aus den Aufſätzen, womit ihn der Hr. Prof. Kant verſehen hat, werde genommen haben, der, als ein wahrer Gelehrter, auch zu viel Anſtändigkeitsgefühl hat, als daß er ſich gegen den Herausgeber dieſes Magazins einen Ton erlauben ſollte, den ſich dieſer nie gegen ihn erlaubt hat. Die Anmerkung unter dem Texte wird der Rec. doch wenigſtens nicht als etwas dem Her. dieſes Mag. Unbekanntes anführen; denn ſie ſteht in jeder Logik, und

die

die Gründe zu den darin enthaltenen Regeln viel bestimmter in Baumgartens Metaphysik §. 27. 28. d. Uebers.

Es ist der Mühe werth, bey diesem Einwurfe noch etwas zu verweilen, da der Dogmatismus hier vielleicht die Kluft findet, die ihn von dem kritischen Idealismus trennt.

Erstlich sagt der Rec.: „wenn der Grund eines Prädikats in dem bloßen Begriffe (d. i. in dem Begriffe ohne sinnliche Anschauung oder ohne bildliches Merkmal) enthalten ist, in sofern ist der Grund blos logisch und das Urtheil analytisch.„

Warum ist alsdann der Grund blos logisch und kein Realgrund, d. i. nicht auch ein Grund in der Sache, dessen Folge auch in der Sache ist, wenn sie im Verstande erkannt wird? — Ist etwa der endliche Verstand nicht darum fehlbar, weil die Fehlbarkeit eine Folge der Unwissenheit ist?

Zuförderst liegt hier eine Zweydeutigkeit in dem Ausdrucke bloßer Begriff. Heißt bloßer Begriff ein Begriff, dem nichts in der Sache entspricht: so hat die Sache ihre völlige Richtigkeit: ein Grund, der in dem bloßen Begriffe, nicht auch in der Sache ent-

enthalten iſt: kann kein Realgrund ſeyn. Das hieße dann: ein Grund iſt kein Realgrund, weil er kein Realgrund iſt, eine Wahrheit, die niemand beſtreiten wird.

Es kann aber auch heißen: ein Grund in dem Begriffe, der keine ſinnliche Anſchauung, keine bildliche Merkmale enthält. Warum kann ein ſolcher kein Realgrund, kein Grund in der Sache ſeyn, woraus wir die Folge in der Sache erkennen? — Antwort: weil wir alsdann von einem Dinge an ſich etwas erkennen würden. Nun habe ich bewieſen, daß wir vermittelſt des Satzes vom Widerſpruche und vom zureichenden Grunde etwas von Dingen an ſich erkennen können, daß dieſe Prinzipien transſcendentale Gültigkeit haben. Der kritiſche Idealismus aber behauptet, daß ſie keine transſcendentale Gültigkeit haben können, weil wir von Dingen an ſich nichts erkennen, daß wir aber nichts von Dingen an ſich erkennen, das beweiſet er wieder daraus: weil der Satz des W. und des zur. Gr. keine transſcendentale Gültigkeit haben.

Alſo wird der Dogmatismus und der kritiſche Idealismus durch einen Zirkel im Beweiſen getrennt, womit der letztere die transſcendentale Ungültigkeit der erſten Erkenntnißgründe und die Nichterkennbarkeit

keit der Dinge an ſich immer die Eine durch die Andere beweiſet: ſo lange er aus dieſem Zirkel nicht herausgehet, kann ſich der Abgrund, der den Dogmatismus von ihm trennt, freylich nicht ſchließen.

So lange der Beweis von der transſcendentalen Ungültigkeit der erſten Erkenntnißgründe, aber auch nicht ohne dieſen Zirkel, auf den wir noch oft zurückkommen werden, geführt wird, ſteht ihre transſcendentale Gültigkeit feſt, und ein jeder wahrer logiſcher Grund iſt ein wahrer Realgrund.

Hieraus folgt:

1) daß alſo zur Erkenntniß eines Realgrundes nicht erfordert werde, daß der Begriff deſſelben eine ſinnliche Anſchauung oder ein bildliches Merkmal enthalte; er mag übrigens ein formaler oder materieller Realgrund ſeyn.

2) Daß die ſinnliche Anſchauung oder das bildliche Merkmal in dem Begriffe des Subjekts den Grund nicht zu einem Realgrunde mache, alſo dem Urtheile objektive Gültigkeit oder logiſche, objektive Wahrheit gebe.

3) Daß alſo von der ſinnlichen Anſchauung oder dem bildlichen Merkmale nicht die apodiktiſche Ge-

Gewisheit der Urtheile abhange, daß also die Kantische Bestimmung des Begriffs eines synthetischen Urtheils in Rücksicht auf seine apodiktische Gewisheit falsch sey; daß ferner diese Bestimmung zur Erforschung der Quellen der logischen oder objektiven Wahrheit und der apodiktischen Gewisheit völlig unbrauchbar sey. Daß sie es aber für die Regeln der Konversion der Urtheile seyn müsse, fällt von selbst in die Augen.

4) Daß es also falsch sey, daß „die synthetischen „Urtheile der theoretischen Erkenntniß nur durch „die Beziehung des gegebenen Begriffs auf eine „Anschauung möglich seyen,„ oder, wie es Hr. Kant in der aus der Krit. d. r. V. in der Abh. B. I. St. 3. S. 328. 329. angezogenen Stelle „durch die Beziehung auf eine mögliche Erfahrung wahr werde.„ Da ein jedes Urtheil durch die Bedingung, die der Begriff des Subjekts enthält, wahr ist: so ist seine Wahrheit und apodiktische Gewisheit von aller sinnlichen Anschauung und von allem Bildlichen in den Merkmalen des Begriffs des Subjekts völlig unabhängig.

Nach diesen Beweisen, daß ein jeder wahrer logischer Grund auch ohne sinnliche Anschauung oder bild-

bildliche Merkmale ein Realgrund ſey, können wir nun alle übrigen Zweifel gegen die ſynthetiſchen Urtheile ohne ſinnliche Anſchauung ganz kurz beantworten.

Nachdem der Rec. Grund und Folge definirt hat: ſo ſetzt er hinzu:

1. „Der Grund muß alſo immer etwas anders „als die Folge ſeyn.„

Allerdings! — Nur folgt daraus nicht, daß der Grund oder die Folge oder beydes ſinnliche Anſchauung oder bildliche Merkmale enthalten müſſe. Die Unwiſſenheit iſt etwas anderes als der Irrthum — denn nicht jede Unwiſſenheit iſt Irrthum — aber keines von beyden enthält eine ſinnliche Anſchauung oder ein bildliches Merkmal.

2. „Wer zum Grunde nichts anders anführen „kann, als die gegebene Folge ſelbſt, geſteht, er wiſſe „(oder die Sache habe) keinen Grund.„

a. Wie folgt daraus ohne petitio principii, daß alſo der Grund eine ſinnliche Anſchauung oder ein bildliches Merkmal haben müſſe? das ſetzt voraus, der Begriff jedes Grundes müſſe ſinn-

liche Anſchauung, oder bildliche Merkmale enthalten, — ein Satz, worüber eben geſtritten wird. — Iſt Unwiſſenheit nicht von Irrthum verſchieden; ungeachtet der Begriff der Unwiſſenheit ein völlig unſinnlicher Begriff iſt?

b. Iſt das einerlei, etwas hat keinen Grund, und ich weiß ſeinen Grund nicht? Seit wann kann ich ſagen: a non ſcire ad non eſſe valet conſequentia?

c. Selbſt in dem Syſtem des kritiſchen Idealismus folgt das nicht. Denn er ſagt ausdrücklich: die Erſcheinungen haben ihren Grund in den Dingen an ſich, wir erkennen nur nichts von dieſen Dingen.

Wenn daher der Rec. oder der Hr. Prof. Kant ſagt: „das ganze Kapitel von dem Weſen und den Attributen u. ſ. w., gehört ſchlechterdings nicht in die Metaphyſik — ſondern in die Logik; ſo muß ich nach obigen Vorderſätzen ihm geradezu widerſprechen. Das Kapitel von dem Weſen, Attributen u. ſ. w., gehört ſchlechterdings in die Metaphyſik, und nicht in die Logik. In die Metaphyſik gehört es, ſofern das Weſen und die Attribute Beſtimmungen von den Dingen ſind; in die Logik gehören nur die Begriffe

von

von dem Weſen und den Attributen, ſofern ſie beſtändige Merkmale der Dinge, und nothwendige Bedingungen der Wahrheit der Urtheile ſind.

Es iſt daher ein Unterſchied, der für die menſchliche Erkenntniß ebenfalls nicht zuzulaſſen iſt, wenn man das logiſche von dem Realweſen trennt. Und hier iſt wieder eine ſichtbare Zweideutigkeit in dem Worte Realweſen. Wenn man darunter z. B. alle innern Beſtimmungen verſteht, die zu der Individualität der letzten Gründe der Materie gehören: ſo kann freilich kein menſchliches Erkenntnißvermögen das Realweſen der Materie klar und deutlich erkennen; verſteht man aber darunter die erſten inneren allgemeinen Beſtimmungen, wodurch ſich jedes materielle Weſen von einem immateriellen unterſcheidet: ſo iſt es allerdings dem Verſtande erkennbar, und wer davon einen wahren Begriff hat, das logiſche Weſen der Materie kennt, der kennt auch ihr Realweſen.

4. Fragt der Rec., „wie man das nennen ſol„le, wenn ich meine ſynthetiſchen und von mir ſelbſt „nicht identiſchen genannten Urtheile auf den Satz „des Grundes, als ihr Princip zurückführe; einen „Satz, der nach meinem eigenen Geſtändniß ſelbſt „nur eine Folge von dem Satze des Widerſpruches

„ist, der schlechterdings nur identische Urtheile begrün„den kann?„

Wenn der Rec. auch mich fragt, wie man das nennen solle, so antworte ich: sehr konsequent soll man es nennen. Denn

1) Ist der Satz des Grundes darum mit dem Satze des Widerspruches nicht einerlei, weil er aus demselben hergeleitet wird. Die Uebereinstimmung mit dem Satze des Widerspruchs und dem Satze der Identität, ist zwar der Grund der Wahrheit aller wahren bejahenden Urtheile, das Prädikat derselben muß eine Bestimmung des Subjekts seyn, aber es kann bald ein wesentliches Stück, bald ein Attribut seyn; in dem erstern Falle ist der Erkenntnißgrund seiner Wahrheit der Satz der Identität, in dem andern ist es der Satz des Grundes. Der Satz: der endliche Verstand hat Schranken, ist dann ein analytischer; denn die Schranken gehören zu dem Wesen des endlichen Verstandes; und der Satz: der endliche Verstand ist fehlbar, ein synthetisches; denn die Fehlbarkeit ist in den Schranken des Verstandes gegründet.

Ich finde das aber beständig von dem Rec. verwechselt, und diese Verwechselung versteckt

sich

ſich unter dem Ausdrucke: in Etwas liegen. Das Merkmal liegt in dem Begriffe, und es wird durch die Definition entwickelt, die Folge liegt in dem Grunde, und ſie wird durch den Beweis daraus hergeleitet. Die Ausdehnung gehört zum Weſen des Körpers, es iſt ein weſentliches Merkmal in dem Begriffe deſſelben, das durch die Definition des Körpers entwickelt wird; die Theilbarkeit wird durch die Ausdehnung beſtimmt, daß ein Ding theilbar ſey, wird daraus bewieſen, daß es ausgedehnt iſt. (Man ſehe die Abh. II. B. 2 St. 2. S. 207.)

2) Bey den nicht identiſchen Sätzen muß ich, wenn ſie reciprokabel ſind, die Möglichkeit ihrer Reciprokation beweiſen. Bey den identiſchen Sätzen, wenn ſie können ſchlechtweg umgekehrt werden — und das können ſie, wenn ſie ganz identiſch ſind — iſt dieſer Beweis nicht nöthig. Es iſt alſo augenſcheinlich, daß die Unterſcheidung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche, nach den in der angefochtenen Abh. feſtgeſetzten Begriffen, oder nach der alten Terminologie in identiſche und nicht identiſche, für die Theorie der Konverſion der Urtheile ſehr nützlich iſt. Es iſt übrigens bekannt, daß die identiſchen Sätze

nicht deswegen identiſch heißen, weil ſie dem Satze der Identität gemäß ſind; denn dieſem müſſen die nichtidentiſchen — wenn ſie wahr ſeyn ſollen — auch gemäß ſeyn: ſondern weil ſie den Begriff des Subjektes ſelbſt, es ſey unzergliedert, oder durch eine Definition zergliedert, enthalten.

* * *

Zum Beſchluſſe muß ich noch etwas über die unrichtigen Citaten ſagen, deren mich der Rec. in dem Int. zur A. L. Z. S. 732. überwieſen zu haben glaubt. Es ſind deren zwei, die aber eigentlich in Einem zuſammenlaufen.

Ich habe geſagt: Hr. Kant habe behauptet, „Eine Erſcheinung ſey eine Modifikation der Sinnlichkeit.„ (Phil. Mag. B. I. S. 301.) Das ſteht aber, mit dieſen Worten, nicht in den zwei angezogenen Stellen. Iſt es alſo nicht ſeine Meinung? Behauptet er es nicht? — Darüber erklärt ſich der Rec. nicht, und das hätte er doch thun ſollen; denn ſo wüßten wir, worüber wir ſtritten. Ich habe geglaubt, ihm dieſe Behauptung beylegen zu müſſen, und zwar nach der Vergleichung mehrerer Stellen der Krit. d. r. V., die ich durch das Citat S. 20. 45.

und

und a. m. O., das heißt: und an mehrern Orten, angezeigt habe. Nun ſteht freilich an dem einen Orte nur: eine Erſcheinung heißt der unbeſtimmte Gegenſtand der empiriſchen Anſchauung. — Was für Gegenſtände ſind aber dieſe Gegenſtände? — „Sie ſind nicht Dinge an ſich ſelbſt, ſondern ſelbſt „nur Vorſtellungen.„ (Krit. d. r. V. S. 109. a. A.) — Was für Vorſtellungen? — Vorſtellungen des Verſtandes oder der Sinnlichkeit? — Vorſtellungen der Sinnlichkeit; denn wenn ſie Vorſtellungen des Verſtandes wären, ſo wäre ihr Gegenſtand ein Noumenon, ſie wären keine Phänomena, keine Erſcheinungen.

Eine Erſcheinung iſt alſo, nach der Krit. d. r. V., eine Vorſtellung der Sinnlichkeit. Eine Vorſtellung erklärt die Krit. d. r. V. aber ſelbſt für eine Modifikation des Gemüths. „Wie kommen „wir aber nun dazu, (heißt es daſelbſt S. 197.) „daß wir dieſen Vorſtellungen ein Objekt ſetzen, „oder über ihre ſubjektive Realität, als Modifika„tionen, ihnen noch, ich weiß nicht was für eine „objektive beylegen.„

Wenn wir die bisher angeführten Stellen der Krit. d. r. V. zuſammenfaſſen, ſo iſt alſo eine Erſcheinung eine Modifikation der Sinnlichkeit. —

Denn ſie iſt eine Vorſtellung, (S. 109.) eine Vorſtellung iſt eine Modifikation (S. 197.) und zwar der Sinnlichkeit. (S. 251. „Die Sinnlichkeit und ihr Feld die Erſcheinungen u. ſ. w.)

Aus dieſer Deduktion wird der Rec. ſehen, daß ich nicht aufs Gerathewohl geſagt habe, in der Krit. d. r. V. iſt eine Erſcheinung eine Modifikation der Sinnlichkeit; er wird ſehen, daß ich mir keine mühſame Vergleichung der Lehrſätze des kritiſchen Idealismus verdrießen laſſe. Was kann alſo ſeine Verſicherung helfen: daß dieſer Satz in keiner einzelnen Stelle ſtehe? er ſteht aber in mehrern zuſammen genommen, und untereinander verglichen. Konnte man von ſeiner Kenntniß des Kantiſchen Syſtems nicht erwarten, daß er dieſes wiſſen, und von ſeiner Wahrheitsliebe, daß er es ſagen würde? Und habe ich unrecht, es zu beklagen, daß er ſeine Sache wie einen Rechtsſtreit führe, worin man der Gegenparthei das nicht zu ſagen braucht, was ihr könnte vortheilhaft ſeyn?

Mein zweites falſches Citat ſoll auf eben der Seite ſtehen. „Es wird, ſagt der Rec., auf eben „der Seite vorgegeben, Kant behaupte, die Sinn„lichkeit wäre „das Vermögen, modificirt zu wer„den.„ Vorgegeben! Er hat es alſo nicht behauptet? — Nun was behauptet er dann? — „Er de„finirt

„finirt die Sinnlichkeit, als das Vermögen durch die „Art, wie wir von Gegenſtänden afficirt werden, „Vorſtellungen zu erhalten.„ — Alſo afficirt, nicht modificirt zu werden. — Iſt das aber hier von einander verſchieden? — Wenn es das iſt, ſo wünſche ich noch davon belehrt zu werden; denn bis jetzt bin ich es nicht. Hr. Kant ſelbſt hält beides für einerlei. Er nennt (S. 19. a. A.) die Empfindung „die Wirkung eines Gegenſtandes auf die Vorſtel„lungsfähigkeit, ſo fern wir von demſelben afficirt „werden; und dieſes Afficirtwerden nennt er an einem andern Orte Modification. Denn er ſagt (S. Krit. d. r. V. S. 320. a. A.) „Eine Percep„tion, die ſich lediglich auf das Subjekt, als die „Modifikation ſeines Zuſtandes bezieht, iſt Empfin„dung.„

Wenn durch dieſe augenſcheinlichen Beweiſe nicht ſchon hinlänglich dargethan wäre, daß ich dem gelehrten Verf. der Krit. d. r. V. nichts habe ſagen laſſen, was er nicht wirklich ſagt: ſo könnte ich mich noch auf die Autorität des Hr. M. Schmid ſtützen. Dieſer ſagt in ſeinem Wörterbuche gerade das, was ich geſagt habe. Erſcheinungen nennt er S. 181. und S. 225. Modifikationen der Sinnlichkeit, und er allegirt dabey die Krit. d. r. V. S. 20. 45. 108. 248. Ferner die Sinnlichkeit nennt er das Vermö-

gen von den Dingen modificirt zu werden. Warum ſoll das bey mir Untreue oder Unkunde ſeyn, was es doch bey einem Vertheidiger des kritiſchen Idealismus nicht iſt?

Die bisherigen Beweiſe von meiner Unrichtigkeit im Citiren ſollen übrigens nur vorläufige ſeyn. Man kann mit Recht annehmen, daß der Rec. die bündigſten werde vorangeſchickt haben. Wie dieſe beſchaffen ſind, habe ich meinen Leſern gründlich dargelegt, und ich überlaſſe Ihnen, was Sie von den übrigen, die der Rec. noch im Hinterhalte hat, erwarten zu müſſen glauben. Ich fordere ihn indeß auf, ſie mir, ſobald, als möglich, mitzutheilen.

Ich glaube nun die Rec. des dritten und vierten Stücks meines phil. Mag. hinlänglich beantwortet zu haben. Meine Antwort beweiſet, daß ich die Krit. der r. V. ſo habe verſtehen müſſen, wie ich ſie verſtanden habe; daß hingegen der Rec. weder mich, noch auch allemal die Krit. d. r. V. verſtanden habe.

Wenn er gleich Eingangs ſeiner Recenſion ſagt: daß ich über die Krit. d. r. V. abgeurtheilt habe: ſo erkläre ich, daß das ſchlechterdings meine Abſicht bey meinen Unterſuchungen nicht geweſen ſey, und auch nicht habe ſeyn können. Ein jeder Schriftſteller

iſt

iſt weiter nichts, als Sachwalter ſeiner Sache, das jetztlebende und künftige gelehrte Publikum, und — dieſes allein — iſt Richter.

Die Arbeiter an dieſem phil. Mag erklären endlich noch, daß ſie ihre Bemühungen, die gegenwärtigen Streitigkeiten in der ſpekulativen Philoſophie ruhig fortſetzen werden. Alle Belehrungen, die ſie erhalten, ſo wie alle Angriffe, die blos auf die Sache, nicht auf die Perſon gehen, werden ihnen höchſtwillkommen ſeyn. Sie bieten dazu ſelbſt den gelehrten Vertheidigern des kritiſchen Idealismus dieſes phil. Mag. an, wofern es ihnen gefallen ſollte, demſelben ihre Einwürfe oder Berichtigungen einverleiben zu laſſen. Dieſer freundſchaftliche Zuſammentritt würde vielleicht den Ton von Anſtändigkeit wieder in dieſen Streit zurückführen, der, wie es ſcheint, ſich daraus zu verlieren anfängt.

## III.

# Ueber den Unterſchied der Philoſophie und der Mathematik, in Rückſicht auf ihre Gewisheit.

Der kritiſche Idealismus legt, wie wir in einer der vorigen Abhandlungen geſehen haben, der Mathematik den Vorzug bey, daß ſie die einzige Wiſſenſchaft iſt, deren Wahrheiten durch Demonſtration können gewiß gemacht werden. Dieſen Vorzug erhält ſie dadurch, daß ihre Beweiſe intuitiv ſind *), und ſinnliche Anſchauungen, oder bildliche Merkmale enthalten, daß ſie folglich Urtheile enthalten kann, die Hr. Kant objektivgültige oder wahre ſynthetiſche nennt. Dieſen Urtheilen allein ſollen alſo, nach der Vernunftkritik dieſes Weltweiſen, wenn ſie wahr ſind, Gegenſtände entſprechen. Denn ihre Begriffe enthalten ſinnliche Anſchauungen oder bildliche Merkmale, aus welchen mit Hülfe der Kategorien oder der höchſten ontologiſchen Begriffe mannigfaltige Vorſtellungen in Eine Erkenntniß können zuſammengeſetzt werden. Er nennt

dies

*) Krit. d. r. V. S. 734. a. A.

dieſes Konſtruiren. Einen Begriff konſtruiren heißt: einen einzelnen Gegenſtand a priori hervorbringen und beſtimmen, der dem Begriffe gemäß iſt. Wir wollen bei dieſer Definition jetzt nichts über die Unbeſtimmtheit der Ausdrücke, einen einzelnen Gegenſtand, und einen Gegenſtand hervorbringen, bemerken. Es iſt indeß augenſcheinlich, daß der Verſtand, wenn er ein Viereck konſtruirt, er ſich kein einzelnes Viereck, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes Einzeln denkt; den das einzelne Viereck der Imagination iſt nur ein Zeichen des allgemeinen Vierecks des Verſtandes. Eben ſo augenſcheinlich iſt es, daß der Verſtand, wenn er ſich einen Gegenſtand denkt, nicht dieſen Gegenſtand, ſondern blos die Vorſtellung davon hervorbringt oder wirklich macht. Darüber alſo wollen wir nichts erinnern; denn wir ſehen wohl, daß das, was für den geſunden Verſtand verſchieden iſt, die Vorſtellung des Gegenſtandes und den Gegenſtand ſelbſt hervorbringen, für den transſcendentalen Idealismus einerley ſeyn muß. Wir fahren daher in der Darſtellung ſeiner Theorie über den Unterſchied der philoſophiſchen und mathematiſchen Erkenntniß ſelbſt fort.

Dieſen Unterſchied hat man bisher ſo beſtimmt, daß man unter der philoſophiſchen Erkenntniß die Erkenntniß der Beſchaffenheiten, unter der mathematiſchen hingegen die Erkenntniß der Größen verſteht. Hr. Kant

nimmt

nimmt einen höhern Eintheilungsgrund, und verſteht unter der erſtern die Vernunfterkenntniß aus Begriffen und unter der letztern die Vernunfterkenntniß aus Konſtruktion. Eine natürliche Folge aus der Beſtimmung dieſer beiden Erkenntnißarten nach einem ſolchen Eintheilungsgrunde iſt, daß alſo die philoſophiſche Vernunfterkenntniß gar keine objektiv gültige Wahrheit und Gewisheit hat; denn ihre analytiſchen Urtheile können zwar wahr und apodiktiſch gewiß ſeyn, ſie ſind aber leer und ihnen entſprechen an ſich keine Gegenſtände; ihre ſynthetiſchen Urtheile aber ſind nicht einmal wahr und gewiß, denn die Gegenſtände, auf die ſie ſich beziehen, ſind lauter transſcendentale, von denen uns, dem kritiſchen Idealismus zu folge, gar keine Erkenntniß möglich iſt.

Dieſe ganze Theorie beruhet darauf, daß durch Konſtruktion ein Gegenſtand hervorgebracht wird, zu einem Gegenſtande aber gehört Anſchauung; a priori aber, ſagt der kritiſche Idealismus, giebt es keine andere Anſchauung als R. und Z.; es giebt alſo keine andern Gegenſtände, als räumliche und ſucceſſive, als Erſcheinungen; Dinge an ſich ſind keine erkennbare Gegenſtände, einfache Subſtanzen, die unendliche Subſtanz ſind aber Dinge an ſich und folglich blos transſcendentale Gegenſtände.

Wir kommen alſo hier wieder an die Quelle des kritiſchen Idealismus, wobey wir ſogleich unſere

ganze

ganze Unterſuchung dieſes Syſtems angefangen haben. Giebt es keine andere reine Anſchauungen als Raum und Zeit? — Darauf kömmt alles an. Giebt es noch eine andere: ſo giebt es auch erkennbare Gegenſtände, die weder räumlich noch ſucceſſiv, die keine Erſcheinungen, die wahre Dinge, Dinge an ſich ſind.

Wir haben uns bereits in einem frühern Aufſatze zu zeigen bemüht, daß die Bilder des Raums und der Zeit, nur die einfachſten Merkmale unſerer ſinnlichen Erkenntniß ſind, daß es aber eine reine unbildliche Anſchauung für unſere unſinnliche Erkenntniß gebe, und das ſey die Vorſtellung *). Dabey haben wir uns noch immer nur im Allgemeinen gehalten, ohne die Parallele, welche der kritiſche Idealismus, zwiſchen dem Raume und der Zeit gezogen hat, genauer zu unterſuchen; gleichwol dürfte es nicht überflüſſig ſeyn, mit dieſer Unterſuchung etwas tiefer einzudringen. Die einfachſte bildliche Materie des äußern Sinnes, aus welcher wir deutliche Begriffe zuſammenſetzen können, iſt allerdings der Raum. Das druckt der kritiſche Idealismus ſo aus: der Raum iſt die Form der Sinnlichkeit für den äußern Sinn. Die Parallele zwiſchen Raum und Zeit erfordert nun, daß man ſage: die Zeit iſt die Form der Sinnlichkeit für den innern Sinn; und

das

*) Phil. Mag. St. 2. S. 169. 170. St. 3. S. 287.

das ſagt der kritiſche Idealismus. Das muß nun zu folge eben dieſer Parallele heißen: die Zeit iſt die einfachſte bildliche Materie des innern Sinnes, aus welcher wir deutliche Begriffe zuſammenſetzen können. Hier ſtoßen wir gleich auf eine merkwürdige Verſchiedenheit dieſer beiden Elementarmaterien der Sinnenerkenntniß. Der Zuſammenſetzungen der räumlichen Elemente ſind unendlich viel möglich, die ſich alle durch Unähnlichkeit und Ungleichheit unterſcheiden können; der gleichzeitig wirkenden Elemente des Zuſammengeſetzten können unendlich viel, und ihre Verbindungen unendlich mannigfaltig ſeyn. Daraus können unendlich mannigfaltige Materien und Geſtalten entſtehen. Dieſe Zuſammenſetzungen ſind bey der Zeit ſehr eingeſchränkt. Die überſehbaren und bemerkbaren Unähnlichkeiten und Ungleichheiten der Zeittheile ſind ſo wenig zahlreich, daß man ſie in der Theorie des Rhythmus, leicht erſchöpfen könnte; die Geometrie der Zeit, als reiner Anſchauung des innern Sinnes, wird nie eine ſo viel umfaſſende Wiſſenſchaft werden, als die Geometrie des Raumes.

Wenn alſo innere Verſchiedenheit in den Elementen der Zeit, als Anſchauung des innern Sinnes, d. i. als ſtätiges Aufeinanderfolgen der Veränderungen der Seele, ſeyn ſoll: ſo muß ſie in den Elemen-

ten

ten der konkreten Zeit ſeyn, und das ſind unſere Vorſtellungen. Wir müſſen alſo aus dem Bildlichen herausgehen, um auf eine einfache Materie unſerer Begriffe zu kommen, die das wahre Element aller Gegenſtände des innern Sinnes iſt.

Das unbildliche Element der Gegenſtände des innern Sinnes iſt Vorſtellung, nicht Zeit; dieſe iſt nur die ſucceſſive Reihe dieſer Vorſtellungen, in der ſie ſich in urſachlicher Verknüpfung entwickeln. Was die unbildlichen Elemente der Gegenſtände des äußern Sinnes ſey, iſt an mehrern Orten erörtert worden, worauf wir uns hier beziehen können.

Wenn nun Wahrheiten a priori, deren Begriffe ohne bildliche Merkmale ſind, philoſophiſche; ſolche hingegen, deren Begriffe bildliche Merkmale enthalten, mathematiſche ſeyn ſollen: ſo kann man ſich dieſen Eintheilungsgrund gefallen laſſen. Was wird er aber für einen Einfluß auf die Möglichkeit der apodiktiſchen Gewisheit haben?

Der transſcendentale Idealismus ſagt: die ſynthetiſchen Urtheile der Philoſophie können alſo keine apodiktiſche Gewisheit haben, weil ſie bloße Begriffe enthalten; nur die mathematiſchen Wahrheiten ſind einer ſolchen Gewisheit fähig, weil ihre

Begriffe bildliche Merkmale enthalten. Das kann nicht heißen: die Gründe ihrer Wahrheit und Gewisheit ſind in dem Bildlichen oder dem Subjektiven dieſer bildlichen Merkmale, nicht in den letzten objektiven und unbildlichen Gründen. (S. Phil. Mag. B. II. St. 2. S. 168. 185.)

Es muß alſo blos heiſſen: das Bildliche in den Begriffen erleichtert die Erkenntniß der Wahrheit in den mathematiſchen Sätzen. Das iſt eine völlig unbeſtrittene Bemerkung; die Mathematik hat in ihren Sätzen und Beweiſen einen Grad der Evidenz, den keine andere Wiſſenſchaft völlig erreichen kann; und dieſen Grad der Evidenz, ſo weit er reicht, hat ſie zum Theil dem Bildlichen in ihren Begriffen zu danken. Iſt aber dieſes Bildliche die einzige Urſach — ich kann nicht ſagen ihrer Gewisheit, denn die hängt gar nicht von dem Bildlichen ab — ſondern ihrer eigentlichen Evidenz, und wodurch iſt es ſie?

Daß das Bildliche in den Hauptbegriffen, nicht die Quelle der Wahrheit und der apodiktiſchen Gewisheit in der Mathematik ſey, ſcheint mir bereits hinlänglich dargethan zu ſeyn. Wir haben alſo hier höchſtens eine kleine Nachleſe zu dem, was wir darüber bereits geſagt haben, hinzufügen zu dürfen.

Da

Da der kritiſche Idealismus zu der apodikti-ſchen Gewisheit der Urtheile, ihre objektive Gültigkeit erfodert: ſo haben wir dieſe objektive Gültigkeit aller wahren allgemeinen Vernunfturtheile, auch aus ihrer Allgemeinheit ſelbſt, zu erweiſen geſucht. (S. Phil. Mag. B. II. St. 2. S. 141.) Wenn dieſe wahren Vernunfturtheile die allgemeinſten ſind, wenn ihre Hauptbegriffe die höchſten ſind: ſo hat, wie aus der eben angeführten Stelle erhellet, die Sache keine Schwierigkeit. Wie aber, wenn das Subjekt eines wahren allgemeinen Urtheils, ein ſolcher niedrigerer Begriff iſt, der das denkende Weſen nicht mit unter ſich begreift? — In dieſem Falle muß ihm das Prädikat um eben der Gründe willen, nothwendig und allgemein zukommen, warum es ihm in dem denkenden Weſen beigelegt wird. In dem denkenden Weſen wird es ihm nach dem Satze des Widerſpruches und des zureichenden Grundes beigelegt: nach eben dieſen Grundſätzen muß es ihm auch in dem Gegenſtande zukommen, da dieſe Grundſätze allgemeine objektive Gültigkeit haben. Die Wahrheiten: Alles Mögliche hat einen Grund, Alle Subſtanzen ſind einfach, Alle Geiſter ſind moraliſche Weſen, ſind alle apodiktiſch gewiß, denn ſie ſind wahre allgemeine Sätze, und ſolche ſind allgemein objektiv, und alſo auch transſcendental gültig.

Es iſt ebenfalls ſchon aus dem Begriffe des Bildlichen hinlänglich bewieſen, daß der Grund der apodiktiſchen Gewisheit der Urtheile, deren Hauptbegriffe dergleichen enthalten, nicht in dieſem Bildlichen liege. Aber auch hier wird eine kleine Nachleſe, die aber nur die ſymboliſche Konſtruktion betreffen ſoll, vielleicht nicht überflüſſig ſeyn.

Zu der apodiktiſchen Gewisheit eines Urtheils wird erfodert, daß es objektiv gültig ſey, oder daß dasjenige, was das Urtheil von einem Gegenſtande ausſagt, in dem Gegenſtande ſelbſt wirklich mit ihm übereinſtimme. Nun kann das augenſcheinlich bei der ſymboliſchen Konſtruktion nicht der Fall ſeyn.

Nach dem kritiſchen Idealismus giebt es eine doppelte Konſtruktion, eine oſtenſive für die Geometrie, und eine ſymboliſche für die Arithmetik und Algebra. Von beiden ſoll die apodiktiſche Gewisheit ihrer Wahrheiten abhangen, weil dieſe Wahrheiten, vermittelſt einer von dieſen Konſtruktionen, bildliche Merkmale enthalten, oder ſich auf Anſchauungen beziehen. Dieſe bildlichen Merkmale müſſen den Wahrheiten, in deren Hauptbegriffen ſie enthalten ſind, dadurch apodiktiſche Gewisheit mittheilen, daß ſie mit etwas in dem Gegenſtande übereinſtimmen. Bei den Wahrheiten der Arithmetik und Algebra, iſt dieſe

Ueber-

Uebereinſtimmung ſchlechterdings nicht denkbar. Die primitiven Zeichen dieſer Wiſſenſchaften ſind ganz willkührliche, nicht weſentliche Zeichen; nur die primitiven Zeichen der Geometrie ſind weſentliche. Die Linien, aus denen die Figuren derſelben zuſammengeſetzt ſind, haben eine Aehnlichkeit mit den Merkmalen, woraus die Begriffe dieſer Figuren beſtehen. Welche Aehnlichkeit oder Uebereinſtimmung haben aber die Zahlzeichen, die Buchſtaben eines Alphabets, die Zeichen der Addition, Subtraktion u. d. gl. mit den Gegenſtänden, die damit bezeichnet werden? Die ſymboliſche Konſtruktion eines Urtheils, deſſen Begriffe ſo völlig unſinnliche ſind, wie die Begriffe der Arithmetik und Algebra, kann alſo unmöglich demſelben apodiktiſche Gewisheit mittheilen, da das eigentliche Sinnliche oder Bildliche in den primitiven Zeichen deſſelben, mit nichts in dem Gegenſtande übereinſtimmt.

Das Bildliche in den Begriffen der Mathematik iſt alſo kein Grund der apodiktiſchen Gewisheit ihrer Wahrheiten.

Wodurch iſt das Bildliche in den Begriffen aber eine Urſach der Evidenz der mathematiſchen Wahrheiten? — Dieſe Frage iſt ſchon ſo oft beantwortet worden, daß ich das, was man darüber ge-

ſagt hat, nur in einigen kurzen Sätzen zu wiederholen brauche.

1. Der figürliche Ausdruck eines Begriffs iſt ein weſentlicher, das iſt, er iſt dem Begriffe in der Art der Zuſammenſetzung ähnlich; der äußere Sinn unterſcheidet darin, was der Verſtand in dem Begriffe unterſcheidet, und beide ſtellen es ſich in der nämlichen Ordnung vor. Das Bild eines ſichtbaren einzelnen Vierecks iſt das Bild, die Figur, das Zeichen, das Symbol des allgemeinen Vierecks des Verſtandes. Die Augen unterſcheiden darin die Theile, die der Verſtand als Merkmale des Begriffes unterſcheidet, und zwar in einerlei Ordnung. Das hat den zwiefachen Vortheil,

Erſtlich, daß die abſtrakte Erkenntniß, die ihrer Natur nach blos ſymboliſch ſeyn kann, und in der Sprache ſich willkührlicher Zeichen bedienen muß, in eine anſchauende verwandelt wird. Die Sinnen faſſen aber das leichter, was der Verſtand nur mit der größten Anſtrengung faſſen kann. Die Figuren der Geometrie können als bildliche Definitionen angeſehen werden, und daß der Verſtand mit ihrer Hülfe einen Begriff leichter erhält, als wenn er ihn ſich durch eine wörtliche Definition verſchaffen muß, iſt augenſcheinlich.

Hier-

Hiernächſt macht eine figürliche oder bildliche Darſtellung eines Begriffs, den Begriff ſelbſt beſtimmter, indem in dem Bilde die Unterſcheidungsſtücke, ſamt der Ordnung, wonach ſie nebeneinander ſind, ſinnlich gemacht wird. Daher kann es in den Wiſſenſchaften, denen ſolche Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, nicht ſo leicht Wortſtreite geben, als in denen, die ſie entbehren müſſen Man hat nie geſtritten, ob die Diagonale das Parallelogramm in zwei gleiche Triangel theile? wohl aber, ob es Naturgeſetze gebe? weil man weder die Natur noch ein Geſetz, wohl aber ein Parallelogramm und eine Diagonale in einem ſichtbaren Bilde darſtellen kann.

2. Der ſymboliſche Ausdruck durch Bilder und andere ſinnliche weſentliche Zeichen, erleichtern auch die Ueberſicht der Beweiſe, welches inſonderheit bei längern Beweiſen, die eine anhaltendere Anſtrengung der Aufmerkſamkeit erfodern, von großer Wichtigkeit iſt. Alle Vorderſätze müſſen in dem Gedächtniſſe behalten werden, wir müſſen uns der vorhergehenden bei den nachfolgenden erinnern, wenn wir von dieſen gewiß ſeyn wollen, und wenn ſie ihre Ueberzeugungskraft dem endlichen Schlußſatze ſollen mittheilen. Nun ſtellt ſich das ohne Mühe den Sinnen dar, was nicht ohne Anſtrengung durch das Gedächtniß könnte erneuert werden. Die bildliche Einklei-

dung der Beweiſe, es ſey in den geometriſchen Figuren, oder den algebraiſchen Symbolen, ſind alſo der Evidenz unleugbar zuträglich. Der einzige Unterſchied, der zwiſchen den Figuren der Geometrie, und den Zeichen der Arithmetik und Buchſtabenrechnung ſtatt findet, beſtehet blos darin, daß die einfachen Zeichen, und die Verbindungsregeln der Letztern willkührlich, daß hingegen die Linien und ihre Verbindungsart der erſteren ſelbſt weſentliche Zeichen ſind. In der Arithmetik und Algebra kommen nur die zuſammengeſetzten Zeichen mit den Begriffen überein, in der Geometrie ſind die einfachen ſowol, als die zuſammengeſetzten Zeichen den Begriffen ähnlich.

Man kann hier die Frage aufwerfen: warum ſucht man aber nicht der Philoſophie den Vortheil einer algebraiſchen Bezeichnungskunſt zu verſchaffen? Es würde nur darauf ankommen, daß man für einfache Merkmale gewiſſe einfache Zeichen, und für ihre Zuſammenſetzung gewiſſe Verbindungsregeln erfände. Man hat das wirklich für thunlich gehalten, man hat es gewünſcht, und auch verſucht; allein alle Verſuche ſind bisher noch immer fehlgeſchlagen. Eine vollſtändige Erörterung, warum das ſo hat kommen müſſen, würde uns am beſten die letzten Quellen der Evidenz in der Mathematik aufdecken helfen. Wir können es wenigſtens verſuchen, dieſer Spur ſo weit

nach-

nachzugehen, als ſie uns führen wird, vielleicht daß ſie uns dieſer letzten Quelle näher bringt.

Von allen ſinnlichen Qualitäten (qualitates ſenſibiles), können wir nur die Ausdehnung meſſen, das Meſſen der übrigen, der Farbe, des Lichtes, der Wärme u. ſ. w., müſſen wir durch einen Erfindungskunſtgriff, womit wir ſie auf die Ausdehnung in ihren Urſachen oder Wirkungen reducirt haben, möglich machen. Warum können wir aber von allen ſinnlichen Qualitäten nur die Ausdehnung meſſen, warum müſſen wir erſt die übrigen auf dieſe reduciren, wenn wir ſie meſſen wollen? — Wenn zu dem Meſſen erfodert wird, daß wir angeben, wie vielmal eine bekannte Größe bald in einer unbekannten enthalten iſt, bald aber, wie vielmal ſie die unbekannte in ſich enthält; kurz, wenn dazu gehört, daß man das Verhältnis der unbekannten Größe, die man deutlich erkennen will, zu einer bekannten angebe: ſo muß man zuförderſt einen bekannten, und alſo einen leicht unterſcheidbaren Maaßſtab haben, und dieſer Maaßſtab muß mit der unbekannten Größe gleichartig ſeyn.

Dieſe Eigenſchaften, die beide zu dem Meſſen unentbehrlich ſind, finden wir, unter allen ſinnlichen Qualitäten, nur bei der Ausdehnung. Von der

Größe der Ausdehnung können wir uns also deutliche Begriffe verschaffen, und zwar sofern ihre aliquoten Theile gleichartige und leicht unterscheidbare Merkmale des Begriffes des Ganzen sind. In dem bloßen Bildlichen und Sinnlichen würde also noch nicht einmal der einzige und letzte Grund der Evidenz der geometrischen Wahrheiten liegen; denn auch Farben, Licht und Warme, sind sinnliche Qualitäten, und doch können wir, ohne Reduktion derselben, auf die Ausdehnung, keine Wissenschaft evidenter Wahrheiten von ihnen erbauen.

Das Bildliche und Sinnliche würde also nicht einmal der einzige und letzte Grund der Evidenz der mathematischen Wahrheiten seyn; sie würden auch schon dadurch einen höhern Grades der Evidenz haben können, daß ihre Begriffe gleichartige und leicht unterscheidbare Merkmale enthalten. Diese Gleichartigkeit hat der Begriff der Ausdehnung daher, daß er der abgezogenste Begriff der ersten Grundbeschaffenheit des Körperlichen ist. Diese Qualität wird nämlich in der Mathematik ganz abstrakt, und ohne alle die verschiedenen Eigenschaften und Kräfte nebst ihren Modifikationen und Einschränkungen betrachtet, mit denen sie in dem Wirklichen ist, und die ihre Zergliederung und Vergleichung erschweren. Die Ausdehnungen, deren Gränzen gerade Linien, deren Begriffe

griffe alſo gleichartig und leicht zu unterſcheiden ſind, können auch leichter zergliedert und verglichen werden, und die Wahrheiten, die man von ihnen beweiſet, haben dadurch einen größern Grad der Evidenz, als diejenigen, welche von den krummlinigten Figuren bewieſen werden. Die Ausdehnung dieſer Letztern ändert in jedem Punkte ihre Direktion. Dieſe ſtäte Abänderung einer einzigen Einſchränkung ſchadet in unendlich vielen Fällen der Evidenz, indem ſie die Gleichartigkeit der Theile des Ganzen in Anſehung ihrer Direktion aufhebt. Wenn man dieſe gewiſſermaßen dadurch wieder herſtellen will, daß man, durch eine hevriſtiſche Erdichtung, die krumme Linie aus unendlich kleinen geraden zuſammengeſetzt denkt: ſo verliert ſich die Evidenz von der andern Seite dadurch wieder, daß dieſe Theile nicht mehr groß genug ſind, um leicht unterſcheidbar ſeyn zu können, und man muß zu andern Hülfsmitteln, zu der algebraiſchen Charakteriſtik, ſeine Zuflucht nehmen, um dieſen Abgang wieder zu erſetzen.

Hieraus ergiebt ſich ſchon, daß die Wahrheiten der allgemeinen Logik, in Anſehung der Evidenz, mit den mathematiſchen Wahrheiten, einen gleichen Rang behaupten können. Da ſie die Begriffe nur als Begriffe, nicht als Begriffe von gewiſſen Dingen betrachten, da ſie ſie nur als höhere und niedrigere, all-

allgemeine und beſondere, Subjekt und Prädikat behandeln, ſo findet ſich in ihren Begriffen die leichteſte Unterſcheidbarkeit mit der vollkommenſten Gleichartigkeit beiſammen. Das einzige, was dieſen Wahrheiten fehlt, iſt das Bildliche und Charakteriſtiſche, welches die Beweiſe der mathematiſchen Wahrheiten erleichtert. Es iſt ſeit geraumer Zeit ein lebhafter Wunſch der größten Weltweiſen geweſen, dieſes Mittel der Evidenz in der Mathematik auch in die Philoſophie überzutragen. Alle eifrigen Wünſche und alle reitzenden Hofnungen, ein ſo herrliches Werk vollendet zu ſehen, ſind aber noch immer unerfüllt geblieben; denn alle noch ſo viel verſprechende Bemühungen haben bisher nichts weiter als, zwar ſinnreiche, aber doch fruchtloſe, wenigſtens ſehr eingeſchränkte und unbrauchbare Verſuche hervorgebracht. Worin liegen die Urſachen, daß ein Werk, woran die größten Meiſter gearbeitet haben, nicht hat können vollendet werden? — Eine etwas ausführlichere Beantwortung dieſer Frage, wird uns in den Weg, von dem wir bisher etwas haben ausbeugen müſſen, wieder zurückführen, und uns die Punkte, worin ſich die Mathematik und die Philoſophie, in Anſehung ihrer Gewisheit, berühren, ſo wie andere, worin ſie ſich von einander entfernen, näher vor die Augen bringen.

Leibnitz ſpannte den Bogen zu hoch, er ſetzte ſein Ziel zu weit; — wie konnte auch eine ſo weit-

um-

umfaſſende, alles erobernde, in allen Reichen der Wiſſenſchaften geſetzgebende Geiſteskraft, wie die ſeinige, ſich, auf ein nahes Ziel einſchränken? Er wollte ſeine allgemeine Algebra, ſeine Algebra der Qualitäten in allen Theilen der Philoſophie einführen; dazu hätte eine weſentliche Charakteriſtik für alle deutlichen, wenigſtens alle unſinnlichen Begriffe erfunden werden müſſen; man hätte alle philoſophiſchen Begriffe, welche die gemeinen Sprachen mit Worten, d. i. mit willkührlichen Zeichen ausdrucken, mit zuſammengeſetzten weſentlichen Charakteren bezeichnen müſſen; man würde ſich, in der Philoſophie, ſtatt der beſondern Wortſprachen, einer allgemeinen Schriftſprache haben bedienen müſſen. Die Erfindung einer ſolchen allgemeinen Schriftſprache lag auch wirklich mit in ſeinem Plane. Dieſer Theil ſeines Planes iſt am meiſten verlacht worden, weil ihn die wenigſten verſtanden, und die meiſten zu verſtehen glaubten. Eine allgemeine Sprache einführen wollen! welche Chimäre! Freylich, was kann abentheuerlicher ſeyn, als die Hofnung, nur unter den gelehrten Nationen von Europa, Eine Wortſprache allgemein machen zu können.

Allein auch ſchon der Gedanke einer allgemeinen Zeichenſprache in der Philoſophie hat Schwierigkeiten, von denen man ſich wundert, daß ſie ein Leibnitz

nitz nicht geahndet hat. Indeß ein Leibnitz hat ein Recht zu hoffen, was wenig andere hoffen dürfen. Auch ein verunglückter Verſuch, den Er gewagt hätte, würde indeß noch belehrend geweſen ſeyn, er würde uns noch beſſer gezeigt haben, warum eine Unternehmung nicht glücken konnte, deren Ausführbarkeit wir jetzt nur nach allgemeinen Gründen beurtheilen können. Zu dieſen Gründen gehören nun zuförderſt die Nothwendigkeit alle zuſammengeſetzten Begriffe zu definiren, hiernächſt die ungeheure Menge der Zeichen und ihrer Verbindungsart. Die letztere würde den Gebrauch einer ſolchen Charakteriſtik vielleicht nur ſchwer; die erſtere gewiß unmöglich machen. Wenn man auch hätte hoffen dürfen, alle Begriffe, wenigſtens alle Hauptbegriffe der Philoſophie definiren zu können, wie ließ es ſich erwarten, daß man ſich über dieſe Definitionen, und zwar durch alle Geſchlechtsfolgen, allgemein vereinigen würde. Der gegenwärtige Zuſtand der Philoſophie berechtigt ſehr wenig zu einer ſo ſanguiniſchen Erwartung. Indeß der Plan, ſo unausführbar er ſeyn mag, beweiſet immer, daß der große Mann, der ihn zu faſſen Muth genug hatte, vollkommen wußte, worauf es ankomme, wenn die Weltweiſen, anſtatt über die Grundlage ihres Gebäudes ewig entzweyet zu bleiben, gleich den Mathematikern, endlich darüber eins werden ſollten, um alsdann mit vereinigten Kräften an ſeiner

Er-

Erweiterung und Erhöhung fortzuarbeiten. Das iſt nun nicht zu erwarten, und wir würden zu beklagen ſeyn, wenn wir es abwarten müßten. Allein, — ich glaube, daß ich ſagen darf — zum Glück wartet es der menſchliche Geiſt nicht ab, — und das tägliche Bedürfniß verſtattet auch keinen Aufſchub, er bauet, ſo feſt er kann, über der Erde an dem Gebäude ſeiner Kenntniſſe fort, und verläßt ſich darauf, daß es die unſichtbaren Zauberkräfte des geſunden Verſtandes tragen werden.

Alſo der große Plan einer allgemeinen Charakteriſtik iſt noch unausgeführt, und vielleicht auf immer unausführbar. Die ſich nach Leibnitz in dieſer Unternehmung verſucht haben, ſchränken ſich auf ein engeres Feld ein. Ihr Plan erſtreckt ſich blos auf die logiſche Bezeichnungskunſt, und zwar in dieſer allein auf die Bezeichnung der Vernunftſchlüſſe. Der eine Theil, unter denen Lambert der verdienteſte iſt, bedienet ſich dazu der Linien, und ihre Zeichen ſind daher den weſentlichen Zeichen der Geometrie am ähnlichſten; andere, als Plouquet, bedienen ſich der Buchſtaben, und anderer algebraiſchen Zeichen und ihre Methode iſt daher einer Art von Kalkul ähnlich.

Allein auch in dieſer ſo ſehr beſchränkten Geſtalt, hat die Charakteriſtik der Qualitäten kein Glück gemacht,

macht, und beide Methoden derſelben führen uns auf einen Unterſchied der Mathematik und der Philoſophie, der nicht überſehen zu werden verdient. Die algebraiſche Bezeichnungsart in der Logik, oder, wie man ſie genannt hat, der eigentliche logiſche Kalkul hat ſogleich eine Unbequemlichkeit, die ihn vor der Hand ganz unbrauchbar macht. Der Verbindungsbegriff wird durch das Zeichen der Gleichheit = angedeutet, ſo wie die Verneinung deſſelben durch das Zeichen des Größern und Kleinern >. Da das erſtere in der eigentlichen Rechenkunſt das Zeichen der Gleichheit iſt, und daher die Gleichungen von beiden Seiten gewechſelt werden können: ſo müßte dieſes auch der Fall in dieſem logiſchen Kalkul ſeyn können. Nun iſt das aber bei allgemeinen Sätzen nicht anders möglich, als wenn das Prädikat mit dem Subjekte von gleichem Umfange iſt. Es laſſen ſich alſo nur von den bejahenden allgemeine reciprokable Sätze bezeichnen; und dadurch geht gerade das Anſchauliche der Schlüſſe vom Allgemeinen auf das Beſondere verloren. Die Schwierigkeiten, die man bei der logiſchen Buchſtabenrechnung angetroffen hat, entſtehen alſo daher, daß man Zeichen, womit ſich die Gleichheit des Ganzen und ſeiner Theile ausdrucken läßt, hat gebrauchen wollen, das Enthaltenſeyn des Höhern in dem Niedrigern, und des Niedrigern unter dem Höhern darzuſtellen; und dieſe Bemerkung ſcheint denen,

wel-

welche dieſe Bezeichnungsart erfunden und empfohlen haben, entgangen zu ſeyn.

Dieſen Vorwurf kann man der Bezeichnungsart, die Lambert in ſeinem neuen Organon vorgeſchlagen hat, nicht machen. Sie ſtellt das Enthaltenſeyn und Widerſtreiten der Begriffe richtig und anſchaulich vor; allein dagegen iſt ſie auch ſehr eingeſchränkt. Sie hat von der Geometrie nichts weiter, als daß ihre Zeichen Linien ſind, und ſie leiſtet nichts mehr, als daß dasjenige, was die Regeln der Syllogiſtik ſchon an ſich ſelbſt ausgemachtes enthalten, durch ſichtbare Zeichen ſinnlich macht. Die Geometrie vergleicht Theile mit einem Ganzen, die Syllogiſtik vergleicht niedrigere Dinae mit ihren Höhern; denn die Gegenſtände der erſtern ſind Quantitäten, die Gegenſtände der Letztern ſind Qualitäten.

Der Unterſchied der Philoſophie und Mathematik ließe ſich demnach ſo angeben: In beyden iſt die Uebereinſtimmung mit dem Satze des Widerſpruchs, ein Kennzeichen der Wahrheit, in der Philoſophie vermittelſt des Schluſſes vom Allgemeinen auf das beſondere, (Dictum de omni et nullo) in der Mathematik vermittelſt des Schluſſes von den Theilen auf das Ganze (Dictum de partibus et toto). So wie nämlich in der Mathematik eine Größe auf eine ſolche Art in

ihre Theile muß zerlegt werden, daß ihr Verhältniß zu einer andern deutlich erkannt werden kann: ſo muß in der Philoſophie ein Begriff zergliedert werden, um, vermittelſt eines darin enthaltenen Mittelbegriffs zu erkennen, ob ihm ein anderer zukomme oder nicht zukomme.

Laſſen Sie uns nach dieſen Gründen nun die Punkte beſtimmen, worin die Mathematik und Philoſophie in Anſehung der Gewisheit übereinſtimmen und verſchieden ſind; laſſen Sie uns genauer angeben, wie weit darüber der kritiſche Idealismus und die dogmatiſche Philoſophie eins ſind.

1) Die Mathematik und Philoſophie ſtimmen darin überein, daß der Grund ihrer Gewisheit der Satz des Widerſpruchs, und, inſonderheit bey ihren direkten Beweiſen, der Satz der Identität iſt. So weit muß ihre Gewisheit gleich groß, ſo weit müſſen ihre Beweiſe gleich ſtark ſeyn, denn ſie beruhen in beyden auf gleichem Grunde.

2) Sie ſind aber zuförderſt darin von einander verſchieden, daß in der Philoſophie der Satz der Identität, vermittelſt des Schluſſes vom Allgemeinen auf das Beſondere, (Dictum de omni et nullo) in der Mathematik aber, vermittelſt des Schluſſes von den Theilen auf das Ganze (Dictum de partibus et

et toto) in den Beweiſen zum Grunde liegt. Dieſe Verſchiedenheit hat nicht den geringſten Einfluß auf die Gewisheit in beyden Wiſſenſchaften; denn beyde Schlußarten hängen gleich nothwendig und unmittelbar mit dem Satze der Identität zuſammen. In der Form ihrer Beweiſe iſt alſo kein Grund der Verſchiedenheit ihrer beyderſeitigen Gewisheit.

3) In Anſehung der Materie ihrer Beweiſe ſtimmen ſie wieder ſo weit mit einander überein, als ihre Begriffe gleichartig und leichtunterſcheidbar ſind. Da von dieſen Eigenſchaften der Begriffe die Evidenz der Sätze abhängt: ſo haben wenigſtens die Wahrheiten der allgemeinen Logik und der höchſten Ontologie auch gleiche Evidenz mit den Wahrheiten der Arithmetik und Algebra.

4) Sie ſind aber in Anſehung der Evidenz dadurch von einander verſchieden, daß die Zeichen der zuſammengeſetzten Begriffe in der Mathematik weſentliche ſind, es ſey durchgängig, wie in der Geometrie, oder in Anſehung der zuſammengeſetzten Zeichen, wie in der Arithmetik und Algebra; in der Philoſophie hingegen nicht.

Alſo müßte die Philoſophie blos in den beyden letzten Punkten der Mathematik nachſtehen. Alle Wahrheiten der erſtern wären mit der letztern von

gleicher Gewisheit, allein die wenigsten von gleicher Evidenz.

Der kritische Idealismus dehnt diesen Unterschied auch auf die Gewisheit selbst aus, und spricht sie den synthetischen Sätzen der Philosophie durchgängig ab. Diese, sagt er, kann schlechterdings keine wahren synthetischen Sätze zu Stande bringen; denn sie müßten Sätze a priori und aus Begriffen seyn, weil die Philosophie nur Vernunfterkenntniß aus Begriffen enthält; und wahre synthetische Sätze aus bloßen Begriffen sind nicht möglich. Solche Sätze sind daher keiner apodiktischen Gewisheit fähig; sie lassen keine Demonstration zu; denn Demonstrationen sind apodiktische Beweise, so fern sie intuitiv sind, das können sie aber nicht seyn, ohne Anschauungen oder bildliche Merkmale zu enthalten.

Diese ganze Theorie beruhet wiederum durchaus auf der Voraussetzung, daß nothwendig alle Prädikate, die das endliche Vorstellungsvermögen den Dingen beylegt, alle erkennbare Merkmale der Dinge, alles in den Vorstellungen, die es von ihnen hat, subjektive Gründe habe, oder in den Schranken der Vorstellungskraft gegründet sey. So lange dieses noch nicht unleugbar erwiesen ist: so lange dürfen wir wenigstens noch als möglich annehmen, daß wir uns

irgend

irgend etwas von einem Gegenſtande vorſtellen können, das nicht durch die Form der Vorſtellung abgeändert wird, daß der Gegenſtand alſo Beſtimmungen haben könne, die der Verſtand von ihm vorſtellt. (S. Phil. Mag. B. 1. St. 4. S. 410. 411.) Daraus folgt dann, daß allerdings an den Dingen an ſich etwas vorſtellbar ſey (S. Phil. Mag. B. 1. St. 3. S. 256. 285. u. ff.) — und wir haben gewieſen, daß dieſes ihre allgemeinen Beſtimmungen ſind — es folgt ferner, daß alſo etwas von Dingen an ſich objektiv wahr, und eben darum Urtheile aus bloßen Begriffen ohne ſinnliche Anſchauung apodiktiſch gewiß ſeyn können. So lange alſo dieſes alles noch nicht widerlegt iſt, dürfen wir den Satz: die Philoſophie enthält keine wahren ſynthetiſchen Urtheile noch nicht für ausgemacht halten.

# IV.

## Kurze Ueberſicht des Anfangs und Fortgangs der Bemühungen zur Abſchaffung des Sklavenhandels inſonderheit in England.

Ein Gegenſtand, der von ſo vielen Seiten mit dem Wohl und den Rechten eines beträchtlichen Theils des menſchlichen Geſchlechts zuſammenhängt, als die Sklaverey, kann unmöglich von dem Gebiete der Philoſophie ausgeſchloſſen werden, und es bedarf daher keiner Rechtfertigung, daß wir unſere Leſer mit den Schickſalen der Bemühungen, die thätige und erleuchtete Menſchenfreunde anwenden, dieſem Frevel an den Rechten der Menſchheit ein Ende zu machen, bekannt zu machen ſuchen. Die öffentlichen Zeitungen, die uns die engliſchen Parlementsverhandlungen mittheilen, können uns nur unvollſtändig davon belehren; und man hat oft Gelegenheit zu bemerken, daß ſelbſt die unterrichtetſten unſerer Mitbürger, deren Gefühl ſich für eine ſo wichtige Sache intereſſirt, nicht ganz richtige Begriffe davon haben. Eine ziemlich vollſtändige Sammlung aller Schriften, ſelbſt der kleinſten gedruckten Nachrichten, die die Geſellſchaft zur

Ab-

Abschaffung des Sklavenhandels, an einen hiesigen Gelehrten *) übersandt hat, so wie das Schreiben der Gesellschaft, womit sie diese Schriften begleitet hat, setzen mich in den Stand den Umfang und Fortgang dieser Bemühungen ausführlich mitzutheilen, insonderheit aber den Gesichtspunkt und den Plan der Gesellschaft in ein helleres Licht zu stellen.

Man glaubt gemeiniglich, die Absicht der Gesellschaft sey, die gänzliche Aufhebung der Sklaverey auf den Westindischen Inseln durch die Freylassung aller schwarzen Sklaven, vermittelst einer Parlementsakte zu bewirken. Das würde aber ein zu eigenmächtiger Eingriff in die Rechte des Eigenthums seyn, als daß man ihn, selbst bey einem so ungerechten Besitze, in England vorzuschlagen, wagen dürfte. Eine solche unmittelbare Aufhebung der Sklaverey könnte nur die Wirkung einer freyen Entschließung der Eigenthumsherren selbst seyn, die sich von den wenigsten unter ihnen mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen läßt. Die Gesellschaft kann also nur die Absicht haben, zu diesem heilsamen Zwecke auf einem zwar etwas längern, aber desto sicherern Weg zu gelangen. Nach welchen Gründen sie diese entfernte Wirkung ihrer Bemühungen berechnet hat, wird in



*) Den Hr. D. Snetlage, einen gelehrten Privatdocenten hiesiger Universität.

der Folge ins Licht geſtellt werden. Es wird nicht uninteressant ſeyn, den allmähligen Fortgang der Berichtigung des menſchlichen Gefühls und der Aufklärung des Verſtandes über die Rechte des Menſchen in einem ſo wichtigen Punkte zu verfolgen; und dem immer wiederkehrenden Schauſpiel zuzuſehen, wie der Menſch die Ueberreſte aus dem Stande ſeiner Rohheit nur nach und nach ablegt, und mit wie langſamen Schritten inſonderheit Grundſätze der Menſchlichkeit und Gerechtigkeit von ganzen Geſellſchaften angenommen werden, wenn ſich Vorurtheil und Eigennutz denſelben entgegenſetzen.

Die Sklaverey der Afrikaniſchen Schwarzen wurde bald nach der Entdeckung des vierten Welttheils auf die Empfehlung des berühmten Bartholomäus de las Caſas in dem ſpaniſchen Weſtindien an die Stelle der Sklaverey der amerikaniſchen Indianer geſetzt. Verſchiedene Schriftſteller, inſonderheit Abbt, haben ihm aus der Befreyung der Amerikaner ein groſſes Verdienſt gemacht; das kann man aber nur ſo lange, als man ſich nicht erinnert, daß er die Freyheit der Amerikaner mit der Knechtſchaft der Afrikaner erkaufen mußte. Man kann ſich wundern, wie die nämlichen Gefühle der Menſchlichkeit, die in dem Biſchofe von Chiapa ſo laut für die erſtern ſprachen, ihm nichts zum Beſten der letztern zu ſagen hatten. Allein

lein zu ſeiner Zeit war man nicht im Stande die Sache der Sklaverey aus den allgemeinen Gründen des Naturrechts anzuſehen, man mußte ſich begnügen in dem römiſchen und kanoniſchen Rechte einige zerſtreute Geſetze zu ihrer Einſchränkung zuſammen zu ſuchen; und dieſe waren den Afrikaniſchen Sklaven, die man für Kriegesgefangene hielt, nicht ſo günſtig, als den Amerikaniſchen Indianern, die man, nach der Eroberung ihres Landes für friedfertige Unterthanen der ſpaniſchen Monarchie anſehen mußte. Der erſte Engländer, der die ſchwarzen Sklaven auf den engliſchen Pflanzungen einführte, ſoll ein gewiſſer Hawkins geweſen ſeyn *).

Die erſten, welche ſich der Koloniesklaverey um die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts aus Gründen des menſchlichen Gefühls, der Vernunft und des Chriſtenthums entgegenſetzten, waren zwey ſehr ehrwürdige Mitglieder der Quakergemeine, Johann Woolman und Anton Bennezet. Ihre Namen verdienen auch unter uns bekannter zu werden; denn wir bedürfen der Beyſpiele einer ſo vielumfaſſenden thätigen Menſchenliebe, die vielleicht ſelbſt den Egoismus der Verfeinerung erſchüttern. Der erſtere durchreiſte den größten Theil von Nordamerika, um



*) S. J. *Ramſay* Eſſay on the Treatm. of the Afr. Slav. S. 34.

ſich mit den Gliedern ſeiner Sekte zu beſprechen, und ſie zu überzeugen, wie unchriſtlich es ſey, Menſchen, die ſie nie beleidigt haben, in einer gezwungenen Knechtſchaft zu halten; der andere hielt zu Philadelphia eine Freyſchule zur Erziehung der Schwarzen; ſchrieb verſchiedene Bücher gegen die Sklaverey, und vermachte ſein ganzes Vermögen ſeiner Schule, damit ſie auch noch nach ſeinem Tode möchte fortgeſetzt werden. Dieſe Bücher waren:

A Deſcription of Guinea, With an Inquiry into the Riſe and Progreſs of the Slave-Trade.

A Caution to Great-Britain and her Colonies in a ſhort Repreſentation of the calamitous State of the enslaved Negroes in the British Dominious.

außer einigen kleinern Schriften.

Die nächſte Wirkung dieſer wohlthätigen Bemühungen war, daß verſchiedene Glieder der Quakergemeine ihre Sklaven ſogleich in Freyheit ſetzten. Dieſe rühmlichen Beyſpiele wurden nach und nach durchgängig nachgeahmt; ſo daß die Abſchaffung der Sklaverey unter den Quakern endlich völlig allgemein ward. Sie nahmen ſich dieſer Sache mit ſo vielem

Eifer

Eifer an, daß ſie ſich vereinigten, niemand in ihrer Gemeinde zu dulden, der in dieſem Punkte die Geſetze der natürlichen Gerechtigkeit übertreten würde. Dieſe menſchlichen Entſchlieſſungen ſchienen Anfangs dem Eigennutze einige Aufopferungen zu koſten; indeß merkte man bald, daß durch freye Menſchen in kürzerer Zeit mehrere Arbeit verrichtet wurde, und daß, wenn auch ihr Unterhalt mehrere Koſten erfoderte, dieſe wiederum von Seiten der geringern Anzahl der Arbeiter, die man nöthig hatte, ſo wie von Seiten des Kapitals, das zur Ankaufung neuer Sklaven nöthig war, erſpart werden konnten.

Ein ſo ſchönes und glückliches Beyſpiel wirkte auch bald auf die übrigen chriſtlichen Gemeinen; — ſo unabſehlich weit umfaſſend ſind gute Handlungen auch ſchon als Beyſpiel! wohl dem Menſchenfreunde, der zuerſt ein Beyſpiel des Guten aufſtellt! — Verſchiedene von der anglikaniſchen und römiſchkatholiſchen Kirche, verſchiedene Presbyterianer und Independenten, ſchenkten ihren Sklaven die Freyheit; und die neueſten Nachrichten ſagen, daß die Freylaſſung der Sklaven, und die Bearbeitung der Pflanzungen daſelbſt, durch freye Menſchen täglich mehr Grund gewinnt.

So weit haben die menſchenfreundlichen Bemühungen der wahrhaftig chriſtlichen Quäker in den Nordamerik

amerikaniſchen Kolonien einen glücklichen Fortgang gehabt; nicht ſo glücklich ſind ſie bisher auf den Weſtindiſchen Inſeln geweſen; allein auch für dieſe haben ſie alles gethan, was in ihren Kräften geſtanden hat. Die Wurzel der Sklaverei dieſer Inſeln iſt in England ſelbſt; in England muß ſie alſo angegriffen werden. Auch daran haben es die Quaker nicht fehlen laſſen, ſie haben kein Mittel, welches die Religion und die Geſetze ihnen an die Hand giebt, unverſucht gelaſſen, um ein ſo großes Uebel aus dem Gebiete des Brittiſchen Reiches zu vertilgen. Sie haben in ihren gottesdienſtlichen Verſammlungen unausgeſetzt Nachfrage gethan, ob eines oder das andere ihrer Gemeinglieder bey dem ungerechten Afrikaniſchen Handel intereſſirt ſey; ſie haben eine Committee niedergeſetzt, welche über dieſen Gegenſtand alle Arten von Nachrichten zu erhalten ſucht: ſie haben ſich endlich vor ſechs oder ſieben Jahren mit Bittſchriften an das Parlament gewandt, um ihren heilſamen Zweck durch die Darzwiſchenkunft der geſetzgebenden Macht zu erreichen. Wir müſſen mit Betrübniß ſehen, daß ihre wohlwollenden Bitten unwirkſam geweſen ſind; und daß die Ausrottung eines Uebels, das an unpolitiſchen und unmoraliſchen Wirkungen gleich fruchtbar iſt, noch immer dem ununterſtützten Kampfe der Frömmigkeit, Menſchenliebe und Gerechtigkeit gegen den Eigennutz, die Gewaltthätigkeit und die Unterdrü-

ckung überlaſſen bleibt. Nur die Beſorgniſſe, einen ergiebigſcheinenden Handelszweig in einem durch Handel blühenden Reiche zu verlieren, kann es begreiflich machen, daß in dieſem Reiche, deſſen politiſche Grundfeſte die Freyheit iſt, die Sklaverey von der geſetzgebenden Macht kann begünſtigt werden.

Die Beförderer der guten Sache, mußten alſo, wenn ſie die geſetzgebende Macht für dieſelbe gewinnen wollten, die ganze Nation von der Tyranney und der Schädlichkeit des Sklavenhandels zu überzeugen ſuchen. Das hielten ſie daher für einen nothwendigen Schritt, wodurch ſie alle übrigen vorbereiten müßten. Zwey Männer, deren Namen auch außer ihrem Vaterlande verehrt zu werden verdienen, machten dazu den Anfang. Der erſte iſt James Ramſay, ein Geiſtlicher, Vikarius zu Teſton in Kent, der die Erfahrungen eines zwanzigjährigen Aufenthalts in Weſtindien, mit den Kenntniſſen verbindet, die ihm ein vierzehnjähriges Nachforſchen über den Zuſtand der Negerſklaven verſchaft hat. Er machte die Reſultate dieſer Erfahrungen und Kenntniſſe zuerſt im Jahre 1784 in folgendem Werke bekannt:

An Eſſay on the Treatment and Converſion of the African Slaves in the Britiſh Suger Colonies. By the Reverend James Ramſay, M. A. London. 1784. 8.

Die

Dieſem folgte bald ein anderes:

An Enquiry into the Effects of putting a Stop to the African Slave Trade and of granting Liberty to the Slaves in the Britiſh Sugar Colonies, by *James Ramſay*.

Die Vorſchläge, die in dieſen merkwürdigen Schriften enthalten ſind, gehen auf keine gänzliche unmittelbare Freylaſſung der Sklaven; Hr. Ramſay erkennt vielmehr ſelbſt, daß dieſe den Verluſt von einem unüberſehlich großem Vermögen der Pflanzer zur Folge haben würde. Wie groß dieſer Verluſt ſeyn würde, zeigt er an dem Beyſpiel der gar nicht großen Inſel St. Chriſtoph, wo der Kaufwerth der geſammten Sklaven, mäßig berechnet, ſich auf 1,300,000 Pf. St. beläuft, welche in dem Kapital von 4,000,000 Pf. St., als dem Werthe aller daſigen Pflanzungen enthalten ſind, die durch die Arbeit der Sklaven müſſen bezahlt und geltend gemacht werden. Die Mittel, die er vorſchlägt, ſind daher die Verbeſſerung des Zuſtandes der Sklaven, und die Abſchaffung des Handels mit den Afrikaniſchen Negern. Er zeigt ſehr bündig, daß ohne die erſtere keine Veredlung der Sklaven durch die Religion zu hoffen iſt; ein Geſchäft, das bisher nur darum einigermaßen dem wohlthätigen Eifer der mähriſchen Brü-

Brüdermiſſionen gelungen iſt, weil ſie die Sache der unterdrückten Neger bey der Regierung zu führen geſucht haben. Es iſt faſt gänzlich unmöglich, daß der Schutz der Obrigkeit dem Sklaven gegen ſeinen Tyrannen ſollte zu Statten kommen können, wenn er nicht einen Vertreter hat, der ihn der Mühe und Gefahr überhebt, gegen den Unterdrücker ſelbſt Beſchwerde zu führen. Je weniger Rechte einem Menſchen übrig bleiben, deſto weniger iſt er im Stande, auch nur dieſen geringen Ueberreſt von Rechten, gegen die Uebermacht eines gewiſſenloſen, hartherzigen, geitzigen und eigenſinnigen Herrn zu gebrauchen. Das ſcheint mir ein unbeantwortliches Argument gegen den Grundſatz der Naturrechtslehrer: daß man ſeine Freyheit auf ewig veräußern, und einem Menſchen ſich zu unbeſtimmter Arbeit gegen unbeſtimmten Lebensunterhalt gültig verpflichten könne. Alle Mittel, womit ſie den Sklaven zur Beſchützung dieſer unverwahrten Rechte ausrüſten, mögen in den Büchern eine recht anſehnliche Figur machen, in der wirklichen Welt ſind ſie ſo unanwendbar, und von ſo unſicherer Kraft, daß man es als einen Grundſatz des Naturrechts aufſtellen kann: daß der Vertrag,

wodurch ein Menſch ſo viel von ſeinen Rechten veräußert, daß er ſeine übrigen Rechte gegen keine Gewalt mehr ſchützen kann,

nur

nur der Vertrag eines Unſinnigen ſeyn könne. Wenn nun der Staat den Verträgen der Unmündigen keine Gültigkeit verſtattet, wie wird ſie können einen ſolchen Vertrag beſtehen laſſen? Wenn es indeß anderweitige Betrachtungen bedenklich machen, ihn durch einen Machtſpruch aufzuheben: ſo wird ſie wenigſtens alle Maaßregeln begünſtigen, wodurch die Bereitwilligkeit der Vertragſchlieſſenden ihn in einen wohlthätigern zu verwandeln, vorbereitet wird.

Dieſe Maaßregeln zu empfehlen, war das ganz eigentliche Geſchäft des zweiten und eifrigſten Beförderers der Vertilgung der Sklaverey auf den Zuckerinſeln, des Herrn Granville Sharp, gegenwärtigen Vorſtehers der Geſellſchaft zur Abſchaffung des Sklavenhandels. Dieſer vortrefliche Mann hatte bereits durch Thaten und Schriften ſich um dieſe Sache verdient gemacht, ehe er durch ſeinen letzten Schritt ſeinen wohlthätigen Bemühungen den höchſten Grad der Kraft und Feſtigkeit gab. Er machte verſchiedene Schriften bekannt, die zu ſeinem Ziele abzweckten, roovon inſonderheit eine: a Limitation of Slavery merkwürdig iſt. Er war in mehrern Klagen mit beträchtlichen Koſten, der Sachwalter der Sklaven geweſen, als: in dem Proceſſe des Negers Sommerſet, durch welchen es geſetzlich wurde, daß ein Sklave, ſobald er den Fuß auf engliſchen Boden ſetzt, unter

ter den Schutz der Brittiſchen Geſetze tritt, und folglich frey wird. Nicht weniger ehrenvoll trat er in dem grauſamen und ſchmachvollen Falle im Jahre 1781. auf, als hundert und zwei und dreißig Neger, um die Theilnehmer an der Schifsladung zu betrügen, bey ihrer Ueberfahrt nach den Kolonien, lebendig in die See geworfen wurden; obgleich ſeine frommen Bemühungen in dieſem Falle nicht ſo glücklich waren, als in dem vorigen.

Endlich brachte er die noch beſtehende Geſellſchaft zur Abſchaffung des Sklavenhandels, (Society inſtituted for the Purpoſe of effecting the *Abolition* of the *Slave-Trade*) zu Stande. Das geſchah im Jahr 1787. Dieſe ſo ehrwürdige Geſellſchaft hat in zwei gedruckten Reſolutionen, jede auf einen Bogen in Folio ihren Zweck und gegenwärtigen Zuſtand bekannt gemacht. Da ich dieſe vor mir habe, ſo will ich das wichtigſte davon in einem kurzen Auszuge mittheilen. Der Endzweck der Geſellſchaft iſt zunächſt blos die Abſchaffung des Sklavenhandels. Sie glaubt aber, daß die Abſchaffung dieſes ehrloſen und unmenſchlichen Handels, wo nicht die gänzliche Vertilgung der Sklaverey auf den Zuckerinſeln, wenigſtens eine beträchtliche Milderung oder vortheilhafte Veränderung derſelben, werde zu ihrer Folge haben. Sie erreichen auf dieſe Art mehrere ſehr heilſame Abſichten

zu gleicher Zeit. Zuförderſt erleichtern ſie das Elend der unglücklichen Sklaven in Weſtindien, hiernächſt vertilgen ſie die Quelle der Unmenſchlichkeiten, welche die afrikaniſchen Neger auf ihrer Ueberfahrt auszuſtehen haben, und endlich — ſo weit können ſich die Wirkungen wohlthätiger Handlungen erſtrecken — endlich können ſie hoffen, dem Verwüſten, Blutvergieſſen, und Menſchenrauben der afrikaniſchen Wilden, wovon der Sklavenhandel ſeine Nahrung erhalten muß, ein Ende zu machen, und dieſe unglücklichen Horden der Wohlthaten des Friedens und der Kultur empfänglich zu machen.

Die erſtere Abſicht glauben ſie dadurch zu erreichen, daß die Unmöglichkeit, den Abgang der Sklaven zu erſetzen, welche die Abſchaffung des Negerhandels nach ſich ziehen muß, die Eigenthümer nöthigen wird, auf die Erhaltung ihrer Sklaven bedacht zu ſeyn, für ihre Geſundheit mehr Sorge zu tragen, und durch eine mildere und menſchlichere Behandlung ihrer Kräfte und ihres Lebens zu ſchonen. Es iſt ſchon viel, wenn die Geſetzgebung nur von dem Menſchen erhält, ſeinen Eigennutz ohne Kränkung menſchlicher Rechte zu befriedigen; was kann ſie aber von der Pflicht losſprechen, ſie dazu zu nöthigen?

Nichts beweiſet die Unmenſchlichkeit der weſtindiſchen Sklaverey augenſcheinlicher, als die Nothwendig-

digkeit, die Plantationen ohne Unterſchied durch jährliche Schifsladungen von mehrern Hunderttauſenden zu ergänzen; ſchon das würde ein Argument ſeyn, das alle andere Beweiſe durch ſchreiende Beyſpiele der Grauſamkeit überflüſſig machte, wenn man nicht gegen die hartnäckige Gefühlloſigkeit des Eigennutzes zu kämpfen hätte. Die Ordnung der Natur erſetzt überall durch die Geburten den Abgang der Sterblichkeit; ſonſt könnte das menſchliche Geſchlecht nicht fortdauern. Der Grund der Nothwendigkeit des Sklavenhandels muß alſo in der unmenſchlichen Behandlung der Sklaven liegen. Es iſt bewieſen, daß in den erſten zwei Jahren nach ihrer Ankunft, worin ſie dem Trupp der Arbeitsſklaven die noch nicht einverleibt werden, und die man die Zeit der Gewöhnung (ſeaſoning) nennt an einigen Orten, als in Martinique und Guadaloupe nicht weniger als ein Viertheil, an andern aber, als auf St. Domingo, wo noch viel neues Land urbar gemacht wird, ein Drittheil aller eingeführten Sklaven ſtirbt *). Und um keinen Zweifel übrig zu laſſen, daß nicht blos das Klima, ſondern die grauſame Behandlung an dieſer großen Sterblichkeit Schuld ſey: ſo will nur folgende Bemerkung des Hrn. Ramſay anführen: „Wie „kömmt es, ſagt er, daß ſtille und gelaſſene verſchul„dete weiſſe Knechte mit gleicher, vielleicht größerer



*) S. An Eſsay on the Slavery and Commerce of the hum. Spec. by *Thom. Clarkſon.* London. 1786. S. 139.

„Grauſamkeit von ihren Nordamerikaniſchen Herren „behandelt werden, durch welche in einer Sklaverey „von fünf Jahren, nicht mehr als Einer von „fünfen am Leben iſt, der eine Wohnung und Fa„milie für ſich anbauen kann *)?„

Man ſieht hieraus, daß doch die Betrachtungen des Eigennutzes nicht ſtark genug ſeyn müſſen, um das Schickſal der Sklaven erträglich zu machen, und ihre Rechte ſo gut, als die Grundſätze der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit zu ſichern. Die Leidenſchaften, der Muthwille und die ſinnloſen Einfälle eines eigenwilligen Deſpoten, können oft die Gründe ſeines eigenen Vortheils, für den unbeſchützten Sklaven unwirkſam machen. Aber es iſt noch ein Fall möglich, und der iſt deſto ſchrecklicher, weil ſeine Wirkungen nicht von einer vorübergehenden und nur das Einzelne treffenden Laune, ſondern von einem überdachten, dauerhaften, und allgemeinen Plane abhängt. Die Berechnungen des Eigennutzes — wenn er durch keine Geſetze der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit eingeſchränkt wird — können es vortheilhafter finden, in einer kürzern Zeit ſein ganzes Sklavengeſinde durch Noth, Elend und Arbeit aufzureiben, und mit Erſparung ihres Unterhalts, und Erſchöpfung ihrer Kräfte einen großen Gewinn zu machen, mit dem es durch Ankauf

*) S. *Ramſay* Eſsay on the Treatment &c. S. 44.

kauf frischer Sklaven wieder kann erneuert werden, als durch mäßige Arbeit und erhaltende Nahrung ihre Kräfte und ihr Leben zu schonen, und sich so mit einem geringern Gewinne zu begnügen, ob er gleich durch die Ersparung der Kosten des neuen Ankaufs erhöhet wird. Kurz, es ist möglich, daß die Habsucht bey dem tödtenden Verbrauch der Sklaven besser ihre Rechnung finde, als bey ihrer belebenden Erhaltung. Und leider! ist es nicht blos möglich, es ist, dem unmenschlichen Vorurtheile nach, wirklich. Der Eigennutz der Pflanzer rechnet wirklich so, daß der in sechs Jahren durch Arbeit und Noth verbrauchte Sklave einträglicher sey, als der durch Schonung und Nahrung erhaltene.

Von dem Eigennutz ist also keine Schonung des Lebens der unglücklichen Neger zu erwarten; sie mußte also bey der Nothwendigkeit gesucht werden. Diese Nothwendigkeit die Sklaven zu schonen, ihr Leben zu verlängern, ihre Sterblichkeit zu vermindern, ihre Vermehrung durch Geburten und Erhaltung der Kinder zu begünstigen, — diese Nothwendigkeit kann nur die Folge von der Unmöglichkeit seyn, die Pflanzungen durch den Afrikanischen Menschenhandel zu bevölkern. Also: dieser unmenschliche Handel müßte abgeschaft werden. Dem stehen aber zwei Haupthinderniſſe entgegen. Zuförderst die Be-

Beſchäftigung und Unterhaltung der Matroſen, die er gebraucht, die für eine ſo große Seemacht, als die engliſche, von der größten Wichtigkeit iſt, und hiernächſt der Abſatz der Fabrikwaaren, die nach Afrika von Sklavenhändlern ausgeführt werden. Es iſt natürlich zu erwarten, daß die Rheder, die in dieſem Handel intereſſirt ſind, und die in Briſtol und Liverpool ihren Hauptſitz haben, dieſe überredenden Gründe werden geltend gemacht haben, die Entſcheidung der Geſetzgebung gegen den Sklavenhandel aufzuhalten.

Es iſt daher das vornehmſte Beſtreben der Geſellſchaft, die Geſetzgebung über dieſen Punkt zu belehren. Die darüber anzuſtellenden Nachforſchungen, die Verbreitung der durch dieſe Nachforſchungen erhaltenen zuverläſſigen Nachrichten, die Abhörung der von dieſen Nachrichten unterrichteten Augenzeugen vor der Comittee des geheimen Konſeils — alles dieſes verurſacht ſehr beträchtliche Koſten, zu deren Beſtreitung die Geſellſchaft ſchon eine anſehnliche Geldſumme zuſammengebracht hat. Die unabläſſigen Bemühungen derjenigen, die bey dem Sklavenhandel intereſſirt ſind, machen es nothwendig, durch dieſe koſtbaren Mittel den glücklichen Ausgang der Parlements-Berathſchlagungen vorzubereiten. Worauf die Geſellſchaft hiebei ihr Augenmerk zu richten habe,

läßt

läßt ſich am deutlichſten und vollſtändigſten aus der Berechnung erſehen, wonach noch ganz neuerlich die Intereſſenten des Sklavenhandels ſeinen Werth für England angeſchlagen haben. Der Hamburg. Korreſpond. liefert uns unter dem Artikel London (St. 64. dieſes Jahres) folgende Nachricht. „Die Intereſſenten beym Sklavenhandel haben eine Verſammlung in der London „Tavern gehalten, und für rathſam erachtet, den „Werth dieſes Handels, dabey ſie Reichthümer geſammlet, folgendermaßen zu berechnen: Die Ausfuhr von Afrika nach Weſtindien wird von ihnen „zu drittehalb Millionen angeſetzt; die Einfuhr zu „ſechs Millionen. Die Schiffe, die mit dieſem „Handel beſchäftigt ſind, haben ſie zu 300,000 Tonnen berechnet. Die Anzahl der Seeleute, die ſich „damit ernähren, zu 20,000. Die Revenuen, welche die Regierung davon ziehet, Prämien und „Rückzölle abgerechnet, zu einer Million 600,000 „Pf. St. — !!„

Dieſe Angaben ſind allerdings durchaus ungegründet, allein die Geſetzgebung muß von ihrer Grundloſigkeit durch unüberwindliche Beweiſe überzeugt werden, wenn ſie ſich nicht dem Geſchrey der Handelsintereſſenten bloßſtellen will; und dieſe Ueberzeugung ſucht die Geſellſchaft durch die Verbreitung ſolcher Schriften zu bewirken, die die Unrichtigkeit

dieſer Berechnungen in ihrer völligen Blöße darſtellt. Die vornehmſten derſelben ſind, außer dem bereits oben angeführten Werke Thomas Clarkſons,

1. On the Impolicy of the Slave Trade von ebendemſelben. *)
2. Letter to the Treaſurer of the Society inſtituted for the Purpoſe of effecting the Abolition of the Slave Trade from the Rev. Robert Boucher Nickolls, Dean of Middleham, IV. Ed. with conſiderable Additions. London 1788. 8.
3. Acount on the Slave Trade by Falconbridge. London. 1788. 8. *).

In dieſen Schriften ſind folgende Sätze völlig überzeugend ausgeführt: 1) daß durch eine menſchliche und gelinde Behandlung das Sklavengeſinde einer Plantation ſich völlig durch ſich ſelbſt erhalten kann. Das wird inſonderheit in Nicholls Briefe gezeigt, der in dem erſten Anhange S. 35. eine anſehnliche Anzahl Plantationen anführt, die ſeit zwanzig Jahren ohne allen neuen Ankauf, völlig vollzählig geblieben ſind. Hieraus würde alſo folgen: daß — um den Sklavenhändlern Abſatz zu verſchaffen, die grauſame Be-

*) Dieſe beyden Schriften ſind in H. Prof Sprengels Beytr. Th. 12. und auch beſonders Leipzig bey Weygand 1790. 8. deutſch herausgekommen.

Behandlung der Neger gefliſſentlich unterhalten werden müßte. Zugleich fällt hiedurch ein Artikel in der Berechnung der Vortheile der Sklavenhändler weg. Sie ſetzen den Gewinn der Regierung auf Eine Million 600,000 Pf. St. an. Wenn es mit dieſem auch ſo richtig wäre, wie es nicht iſt: ſo würde er doch nicht dem Sklavenhandel verdankt werden können; da er eigentlich aus der Einfuhr des Zuckers erhoben wird, deſſen Kultur, wie die angeführten Erfahrungen lehren, durch die Sklaven kann betrieben werden, ohne daß es nöthig iſt, ihren Abgang durch friſche Zufuhr zu erſetzen.

2) Setzen dieſe Schriften außer Zweifel, daß die Einfuhr von brittiſchen Waaren ſich bey weitem nicht auf ſechs Millionen Pf. St. beläuft, ſelbſt wenn man auch die fremden und inſonderheit Oſtindiſchen Waaren darunter begreifen wollte. Die ungeheure Summe der ſechs Millionen wird auch von andern Intereſſenten des Sklavenhandels auf die noch immer große Summe von drittehalb herabgeſetzt. Indeß wird zu dieſer Einfuhr der Sklavenhandel nicht nothwendig erfordert. Denn ſtatt der Neger könnten immer Färbeholz, Indigo, Baumwolle die von beſſerer Güte als die levantiſche iſt, eingetauſcht werden.

3) Die Ausfuhr aus Afrika, wenn ſie ſich auch auf drittehalb Millionen beliefe, würde doch nicht blos

aus Sklaven beſtehen. Denn, wenn man 40,000 Sklaven jährlich auf die engliſchen Plantationen rechnet, und jeden zu 20 Pf. St. im Durchſchnitt anſchlägt: ſo würde man doch nur auf die Summe von 800,000 Pf. St. kommen.

4) Endlich hat Clarkſon und Falkonbridge bewieſen, daß der Sklavenhandel, ſtatt zur Unterhaltung der Matroſen zu dienen, vielmehr die größte Verheerung unter ihnen anrichtet. Man kann nicht ohne Schaudern leſen, mit welcher Treuloſigkeit und Unmenſchlichkeit dieſe armen Seeleute von den Schifskapitäns der Negerſchiffe behandelt werden; und die Liſten, die Clarkſon mitgetheilet hat, beweiſen, daß von funfzig kaum fünf bis ſechſe von einer Reiſe zurückkommen.

So ſtarke Gründe hat die Geſellſchaft den Intereſſenten des Sklavenhandels entgegen zu ſetzen; und es wird ſich ausweiſen, wenn bey der nächſten Parlementsſitzung die Sache vorgenommen wird, ob ſie die gehörige Wirkung thun werden.

In der Parlementsſitzung des Sommers war ein Bill zu beſſerer Einrichtung des Sklavenhandels (for better Regulation of the Slave Trade) durch beyde Häuſer gegangen. Dieſe Einrichtung betraf

1) Die Beſtimmung der Schifsladungen, und dieſe beſtand darin, daß bey Schiffen von hundert Tonnen auf drey Tonnen nicht mehr als zwey Neger ſollten an Bord genommen werden; 2) die Ausſetzung von Preiſen für ſolche Schiffe, welche bey der Ueberfahrt von Afrika durch Weſtindien die geringſte Sterblichkeit würden gehabt haben; einen Preis von 100 Pf. St. worin die Sterblichkeit der Neger während der Ueberfahrt nicht über zwey vom Hundert geweſen wären, nebſt 50 Pf. St. für den Wundarzt; 50 Pf. St. für ein Schiff, deſſen Sterblichkeit drey von Hundert geweſen wäre, nebſt 25 Pf. St. für den Wundarzt. 3) Da die Akte von dem 10. Jun. an ihre Wirkung haben ſollte, eine Vergütigung für diejenigen, welche durch dieſe Zurückwirkung derſelben könnten Verluſt leiden *).

Dieſe Sitzung wurde damit geendigt, daß das Parlement auf die Motion des Hrn. Pitt, deſſen Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand, wie die Committee der Geſellſchaft ſagt, ihm als Menſch und als Miniſter Ehre macht, beſchloß, die Sache in der nächſten Seſſion wieder vorzunehmen; allein durch die Krankheit des Königs iſt dieſes gehindert worden. Man muß alſo hoffen, daß ſich das Parlement, nachdem es die glückliche Geneſung des Königes wieder in

*) S. Political Magaz. 1789. Febr. S. 105 - 128.

in Thätigkeit gesetzt hat, unverzüglich damit beschäftigen würde. Den bisherigen Aufschub hat die Gesellschaft indeß nicht unbenutz gelassen, indem sie durch Bekanntmachung verschiedener Schriften zu einer allgemeinern Erörterung der sich auf den Negerhandel beziehenden Fragen Gelegenheit gegeben hat.

Die Gesellschaft bestehet jetzt aus einigen tausend Gliedern, wovon vier und zwanzig eine Committee ausmachen, die den Hrn. Granville Sharp zum Vorsitzer, (Chairman) den Hrn. Samuel Hoare den jüngern zum Schatzmeister, und den Hrn. Johann Friedrich Garling zum Sekretär hat. Zu diesen ordentlichen Gliedern kommen noch zehn außerordentliche und correspondirende, worunter sich auch viere in Frankreich befinden; diese sind Hr. Stephan Claviere, der Marquis de la Fayette, der Chevalier de Ternant, und Hr. Brissot de Warville, insgesamt in Paris. Die Committee hat im vorigen Jahre eine Liste aller Glieder nebst ihren Beyträgen drucken lassen. Außerdem macht sie von Zeit zu Zeit ihre Resolutionen und Berichte bekannt, in denen zugleich die Nachrichten von ihrer Einnahme und Ausgabe enthalten sind. Nach dem ersten dieser Berichte vom 15. Jan. 1788. war die damalige Einnahme 1367 Pf. St. 8 Sch. 2 P. und die Ausgabe 514 Pf. St. 17 Sch. 10 P.; nach dem

dem zweyten vom 12. Aug. 1788. war die Einnahme 2760 P. St. 2 Sch. 7 Pf. und die Ausgabe 2131 P. St. 13 Sch. Der Kaſſenbeſtand war alſo 628 Pf. St. 9. Sch. 7 P.

Man ſagt, in Frankreich habe ſich eine ähnliche Geſellſchaft zuſammengethan. Ich kann das zwar nicht mit Gewisheit verſichern; indeß iſt es zuverläſſig, daß der Sklavenhandel unter einem großen Theil dieſer Nation viele erleuchtete Gegner habe. Schon der vortreffliche Turgot *) wollte nicht zugeben, daß ein Schiff, welches auf den Sklavenhandel ausgerüſtet war, ſeinen Namen führen ſollte; und aus den Heften (Cahiers) einiger Baillagen, deren die öffentlichen Zeitungen Erwähnung gethan haben, erhellet, daß verſchiedene Abgeordnete den Auftrag erhalten haben, die Abſchaffung des Sklavenhandels auf den Etats generaux in Vorſchlag zu bringen. Vielleicht ſind die vereinigten Bemühungen aller dieſer Menſchenfreunde ſo glücklich, die Sache der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit gegen allen Widerſtand des rohen und gefühlloſen Eigennutzes durchzuſetzen, und endlich auch bald in dieſem Stücke die Politik mit der Moral in Harmonie zu bringen.

Par-

*) S. Reflex. ſur l' Esclav. des Negres par M. *Schwarz*, Paſteur à Bienne. A Neufchatel 1788. 8. S. 70.

## Parlementsberathſchlagungen über den Negerhandel in der gegenwärtigen Sitzung.

Nach der Wiedergeneſung des Königs war der Negerhandel mit unter den Gegenſtänden, die vor das Parlement gebracht wurden.

Die Berichte der Committee des Geheimen Raths wurden im Monat May dem Unterhauſe mitgetheilt. Am 12. May verwandelte ſich das Haus in eine Committee und Hr. Wilberforce brachte eine Motion vor daſſelbe, die vor der Hand dahin ging, die Berichte der Committee des Geheimen Raths in Ueberlegnng zu nehmen. Er bereitete zugleich den Vorſchlag, den Sklavenhandel abzuſchaffen mit einer langen und gründlichen Rede vor. Dieſe enthielt: 1) die Grauſamkeiten, wodurch die Negec in Afrika zu Sklaven gemacht werden. Er erzählte davon ein auffallendes Beyſpiel in der berüchtigten Tragödie zu Calabar, wo zwey große Afrikaniſche Dörfer, die einige Zeit Krieg mit einander geführt hatten, einen Frieden machten, welcher durch wechſelſeitige Heyrathen begangen werden ſollte; dieſes wurde durch die grauſamen Ränke derjenigen gehindert, die in den Sklavenhandel intereſſirt waren, und fürchteten, daß er durch dieſen Frieden leiden möchte. Die Folge davon war, daß unſere Leute den Saamen der Zwietracht zwi-

zwiſchen beyden Dorfſchaften ausſäeten, die eine gegen die andere aufhetzten, bald der einen bald der andern beyſtanden, und am Ende die Einwohner von beyden niederhieben und zu Sklaven machten. 2) Das Elend in der Ueberfahrt, wobey er die Sterblichkeit von der Einſchiffung in Afrika bis zur Anſtellung bey der Arbeit in Weſtindien auf 50, 60 von Hundert angab, nemlich: 12½ v. H. im Durchſchnitt auf der Ueberfahrt, 4⅔ in dem Hafen, 33 v. H. während der Gewöhnung (ſeaſoning). 3) Das Elend auf den Plantationen ſelbſt, welche eine der Urſachen der großen Sterblichkeit daſelbſt iſt, und dieſe, nebſt der Unverhältnißmäßigkeit der beyden Geſchlechter, da immer nur 3 Weiber gegen 5 Männer im Durchſchnitt auf einer Plantation ſind, iſt die Urſach, daß ſie ſich nicht genugſam fortpflanzen, um aus ſich ſelbſt erhalten zu werden. Gegen den Grund, den man von der Unterhaltung der Seeleute hernimmt, bemerkte er mit Clarkſon, daß von 910 Seeleuten, die auf dem Afrikaniſchen Handel gebraucht werden, jährlich 216 ſterben, hingegen auf den Reiſen nach Oſt- und Weſtindien, St. Petersburg, Newfoundland nur 87 im Durchſchnitt. Lond. Chron. 1789. May 12-14.

V.

# V.

## Briefe über J. J. Roußeaus moraliſchen und ſchriftſtelleriſchen Charakter.

Dieſe Briefe wurden durch häufige freundſchaftliche Unterredungen mit einem jüngern Freunde ihres Verfaſſers veranlaßt. Es begann nach einiger Zeit allgemach beyden ein Bedürfniß zu werden, das, was ſie über einen beyden in gleichem Grade ſo intereſſanten Gegenſtand, als ihnen Roußeau war, mündlich ausgemacht zu haben glaubten, ſchriftlich aufzubewahren; und ſie faßten den Entſchluß dieſes Bedürfniß in einem ununterbrochnen Briefwechſel zu befriedigen. Dieſer Entſchluß würde indeß noch lange, und vielleicht auf immer ohne den glücklichen Zufall unausgeführt geblieben ſeyn, der ihnen die vortrefflichen Lettres ſur les Ouvrages et le Caractère de J. J. Rouſſeau der Frau von Stael in die Hände brachte, die ein edler Verehrer Roußeaus, der in dem Gefolge eines durch ſeinen Geiſt und Thaten nicht weniger als durch ſeine Geburt großen deutſchen Prinzen aus Frankreich zurückkehrte und dieſe Briefe aus den Händen ihrer Verfaſſerin — damals noch als ein Geheim-

heimniß — ſelbſt erhalten hatte, in ihren kleinen, auch mit einigen gefühlvollen Verehrerinnen Rouſſeaus gemiſchten Zirkel einführte. Der Verfaſſer der gegenwärtigen Briefe ließ ſich dieſelben abſchreiben, um nach und nach in einer deutſchen Ueberſetzung dieſes Magazin damit zu zieren. Da ihn ein anderer zuvorgekommen iſt, ſo muß dieſes unterbleiben, indeß muß er den Leſer zu bemerken bitten, daß er auf die Briefe der Frau von Stael beſtändig Rückſicht genommen hat, und daß ſeine Briefe ohne die ihrigen ſchwerlich durchgängig verſtändlich ſeyn möchten. Es bleibt ihm übrigens nur noch der Wunſch hinzuzufügen, daß ſein junger geiſtreicher Freund, Muße genug gewinnen möge, auch ſeine Gedanken auf das Papier zu werfen — ein Wunſch, durch deſſen Erfüllung das Vergnügen der Leſer Rouſſeaus nicht wenig gewinnen würde.

## Erſter Brief.

Der Charakter Rouſſeaus ſcheint ſelbſt bey denen eine Rechtfertigung zu bedürfen, die — doch ohne die Partheylichkeit der Begeiſterung — ſeinem Genie Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Das iſt bey den gewöhnlichen Schriftſtellern ſelten nöthig; man läßt ſich von dem gelehrten Schriftſteller unterrichten, und von dem witzigen beluſtigen, ohne ſich wegen

der Reinigkeit ſeiner Sitten und der Unſträflichkeit ſeines Lebens zu beunruhigen; man vergißt den Menſchen, und denkt nur an den Schriftſteller.

Sie wollen, daß Rouſſeau in dieſem Stücke eine Ausnahme machen ſoll, und ſie verlangen, daß die Flecken, welche die ſpähende Sehkraft ſeiner Feinde an dem glorreichen Gegenſtande Ihrer Anbetung entdeckt hat, verſchwinden ſollen. Das menſchliche Auge, wenn es die Waffen der Eiferſucht zum Beobachten ſchärfen, ſieht vieles, was ihm verborgen bleibt, wenn es ſich blos zum Genuſſe und zur Belebung ſeiner Gefühle öfnet. Die Sonne in ihrem Aufgehen und Untergehen wird ſtets mit Wohlgefallen genoſſen und mit Dankbarkeit verehrt werden, ohne daß das gerührte Herz an die Flecken denkt, welche die Aſtronomen auf ihrer Oberfläche entdeckt haben. — Doch ich merke, daß mein Inſtrument noch etwas von dem begeiſterten Klange des Ihrigen nachhallt; ich ſage alſo in meinem eigenen ruhigen Tone:

Wir könnten alles, was man in Frankreich gegen Rouſſeaus Charakter geſagt hat, dahin geſtellt ſeyn laſſen, ohne daß wir etwas von dem Vergnügen verlieren würden, das uns ſeine unſterblichen Werke gewähren. Das geben Sie zu; und ich geſtehe Ihnen wieder an meiner

Seite,

Seite, daß es auch intereſſant iſt, die widerſprechenden Erſcheinungen des menſchlichen Herzens in einem ſo auſſerordentlichen Manne zu beobachten. Es iſt ſelbſt für die richtigere Beurtheilung und Benutzung der Schriften des vortreflichen Rouſſeau nicht unnütz. Seine Schriften ſind ein zuſammenhängendes Syſtem von auffallenden, und für den, der ohne Schrecken keinen Schritt aus ſeinem Wege gehen kann, beleidigenden Paradoxen. Alle dieſe hangen an einem einzigen Paradoxe, das wiederum an einer Wahrheit hangt, die nur ſein Charakter übertrieben hat.

Und wie hat ſich dieſer Charakter gebildet? — Wenn wir bis zu der Beantwortung dieſer Frage vordringen könnten, ſo hätten wir den Schlüſſel zu Rouſſeaus Verſtande und Herzen; ſo würden uns ſeine Schriften verſtändlicher, ſo würden ſie uns nicht blos unſchädlicher, ſo würden ſie uns in einem höhern Grade nützlich werden; ſo würden wir ſeine getadeltſten Handlungen rechtfertigen können, ſeine gewagteſten Meinungen unſchuldig finden; jene würden uns nicht die Früchte einer boshaften Miſanthropie, und dieſe nicht das Werk einer hervorſtrebenden Affektation ſcheinen.

Sind Sie es zufrieden, daß wir verſuchen nach dieſem Plane Rouſſeaus Genie mit ſeinem Charakter

zu vereinigen, das Urtheil unſers Verſtandes über ihn mit ſich ſelbſt zu verſöhnen, den Wonnegenuß der Bewunderung der Schönheit ſeines Geiſtes, nicht durch die Betrachtung ſeiner Fehler und ſelbſt unſer Mitleid mit ſeinen Schickſalen, nicht durch den Schatten einer Schuld ſeines Herzens geſtöhrt zu fühlen. Sind Sie das zufrieden? Wolan! ſo laſſen Sie es uns verſuchen.

## Zweyter Brief.

Laſſen Sie uns erſt den Grund ſeines Charakters etwas genauer erforſchen; denn dieſer muß uns in der Entwickelung ſeiner Meinungen ſowol als ſeiner Schickſale, ſofern er ſich dieſe ſelbſt erſchaffen hat, Licht verſchaffen.

Der Grundzug dieſes Charakters war ohne Zweifel eine ſcharfe, feine, und gewiß zu ſcharfe, zu feine Empfindlichkeit. Eine vortrefliche Eigenſchaft, um den unterhaltenden, hinreiſſenden, bezaubernden Schriftſteller zu bilden! aber wie ungeſchickt zur Bildung des glücklichen Menſchen! Und doch wie oft wird beides als unzertrennlich gedacht! Der geiſtvollſte Schriftſteller ſcheint den meiſten auch der glücklichſte Menſch. Armer Rouſſeau! du ſtehſt gegen dieſes Vorurtheil als ein bleibendes warnendes Denkmal.

Wie viele haben deine ſehr wirklichen Leiden für erdichtet gehalten, weil ſie es ſich nicht denken konnten, daß man, ohne ſelbſt glücklich zu ſeyn, Andere durch ſeine Talente glücklich machen könne. Seine Empfindlichkeit mag ſich ſeine Leiden übertrieben, ſie ſich zugezogen oder gedichtet haben, ſie waren darum nicht weniger wirklich. Für die Empfindung iſt Wahrheit und Schein einerley; wer glücklich ſeyn ſoll, darf ſich nicht für unglücklich halten: denn wir hören unſere Vernunft, aber wir glauben unſerm Gefühl.

Die ſich in dem Beſitze einer reitzbaren Empfindlichkeit wohlgefallen, begehen ſelbſt mehrere Fehler in der Schätzung ihres Werthes. Sie überreden ſich — oder vielmehr ſie ſuchen ſich zu überreden — denn ſie fühlen, wie ſchwer es ſey, ſich von ihrer Herrſchaft loszumachen, und ſie wollen nicht außer den Leiden derſelben, auch noch die Schmach ertragen, ſich dieſen Leiden ohne Grund zu unterwerfen — ſie ſuchen ſich alſo zu überreden, daß, wenn ſie die Uebel des Lebens mit einer zu ſtarken Lebhaftigkeit fühlen, ſie auch durch die Gefühle des Guten deſto höher entzückt werden, daß alſo die Stärke ihrer Leiden in der Stärke ihrer Freuden einen Erſatz habe, deſſen Ueberſchuß immer noch die Wage ſo ſehr zu ihrem Vortheil neigt, daß ſie weder die Apathie der Vernunft, noch das Phlegma des Temperaments zu beneiden brauchen.

Rouſſeau und mit ihm alle Opfer einer kränkelnden Empfindlichkeit beweiſen, wie unſicher eine ſolche Rechnung ſey. Die Freude hat, wie die Sinnenluſt, ihre Gränzen, wo ſie aufhört, mit Bewuſtſeyn und Wohlgefallen genoſſen zu werden. Durch ihre Stärke und Dauer zerſtört ſie ſich ſelbſt; ſie verſinkt entweder in Ohnmacht und Betäubung, oder geht in Schmerz über. Das Gefühl des Wohlbehagens erfodert einen Ton der Mäßigung in dem Geſange unſers Lebens, eine gewiſſe Ruhe und Sanftheit der Bewegung, die die Wogen des Gefühls weder zu hoch erhebt, noch zu tief herabſinken läßt. Wo die Gewäſſer bald in den Abgrund ſinken, bald himmelan ſteigen, da iſt Sturm in der Seele, und mit dieſen Seelenſtürmen kann weder die Sicherheit noch die Annehmlichkeit der Reiſe durch das Leben beſtehen.

Allein, was noch ſchlimmer iſt, die Empfindlichkeit verſtärkt nicht allein die Uebel des Lebens; ſie giebt den meiſten unter ihnen erſt den Stachel, ohne den ſie nicht ſchmerzen würden. Sie haben gewiß, ſo gut wie ich, mein Theureſter! die zarteſten Perſonen, inſonderheit von dem andern Geſchlechte, mit einer rührenden und bewundernswürdigen Geduld, die langwierigſten körperlichen Schmerzen ertragen geſehen; Sie haben bemerkt, daß ihnen dieſe körperlichen

chen Leiden nichts von ihrer innern Ruhe, nichts von ihrer Heiterkeit, nichts von der Sanftheit ihres Gemüthes nehmen, um nichts ihre geſellige Theilnehmung ſchwächen konnten; dieſen nähmlichen Perſonen, die unter dem Gewichte des Gefühls einer nur unzärtlichen Begegnung zu erliegen ſchienen.

Die unausbleibliche und gewiß auch nie ausbleibende Folge dieſes beleidigten zarten Gefühls, iſt dann Zurückziehen in ſich ſelbſt, Mistrauen gegen Andere, Fliehen und Entwöhnen aller menſchlichen Geſellſchaft, und das bey dem liebendſten, wohlwollendſten Herzen, bey einem Herzen, das der Liebe der Menſchen zu ſeinem Wohlſeyn nicht entbehren kann, und ſich um ſeines Wohlſeyns willen zu dieſem Entbehren verdammen zu müſſen glaubt. So — wunderbares unerforſchliches Labyrinth des menſchlichen Herzens! — ſo wird aus der zarteſten, reinſten Menſchenliebe, indem ſie den Windungen des Kanals der Empfindlichkeit folgt, die unheilbarſte, — nicht Menſchenfeindſchaft, — nein! ſich ſelbſtpeinigende Menſchenſcheu. Das Moraliſche alſo in unſern Leiden, das iſt es, was ihnen ihren ſpitzigſten Stachel giebt: mit dieſem dringen ſie tief und verwunden uns an der Quelle des Lebens.

Wir fühlen es ſelbſt, wir, die wir entweder nicht ſo reitzbar geboren ſind, oder uns ſchon von

der kranken Reizbarkeit erhohlt haben, daß uns der größte Verluſt an unſerm Vermögen nur wenig ſchmerzt, wenn wir ihn mit der Treuloſigkeit eines Freundes vergleichen; und dieſes Verhältniß wird immer weiter, je edler die liebende Seele von den Menſchen und Dingen denkt, je gleichgültiger ſie gegen die Güter der Erde, und je empfindlicher ſie gegen die Freuden des Herzens iſt, die ohne einen lebhaften Geſchmack an ſittlicher Schönheit, an Wahrheit, ſchonender Menſchenliebe, zuvorkommender Sympathie, in keiner Seele wohnen können.

So entſprang Rouſſeaus Menſchenſcheu aus ſeiner zarten Empfindlichkeit, womit ſein Wohlwollen und ſeine Begeiſterung für das Gute und Edle ſich ſeine Leiden ſchuf. Wenn ein Leidender ein geheiligtes Weſen iſt: ſo iſt es im größten Maaße ein ſolcher. Und dieſen Märtyrer ſeines Herzens verwundeten durch ihren kalten Spott die hartherzigen Glücklichen, — dieſen Unglücklichen, der ſo leicht zu verwunden war; und das alles mit den hohen Tugendſprüchen der tragiſchen Schaubühne ihrer Nation in dem Munde. — Doch wir werden dieſe Herren noch näher kennen lernen.

## Dritter Brief.

Laſſen Sie uns den herrſchenden Grundzug von Rouſſeaus Charakter noch weiter durch ſein Verhalten

ten im geſelligen Leben verfolgen, und wir werden finden, daß es nichts als dieſe Empfindlichkeit war, die ihn eben ſo ungeſellig, als unglücklich machte.

Wer den Menſchen gefallen will, dem müſſen die Menſchen gefallen, das iſt für alle, die es in der beliebten Kunſt der Allgefälligkeit zu etwas bringen wollen, eine unerläßliche, aber auch eine ihre Wirkung nie verfehlende Bedingung. Dazu gehört aber eine gewiſſe Uebereinſtimmung mit den Geſinnungen der Geſellſchaft, der man gefallen ſoll, oder eine gewiſſe ſittliche Gleichgültigkeit, die für das Herz, die Unempfindlichkeit, und für den Verſtand die Gedankenloſigkeit iſt, welche am längſten und beſten vor aller Beleidigung des moraliſchen Gefühls ſichert. Das innigſte Wohlwollen, die wärmſte Menſchenliebe kann den Mangel dieſer Unverletzlichkeit des moraliſchen Gefühls nicht erſetzen; alles Herablaſſen zu der gemeinern Empfindungsart, alles Ertragen der Beleidigungen ſeines ſittlichen Geſchmackes, ſetzen den Menſchen von ſeinem Gefühl nicht auf Eine Linie mit ſeiner groborganiſirten Geſellſchaft; alle ſeine Kunſt iſt vergeblich angewandt; man fühlt, daß man nicht mit ihm im Einklange iſt, man ahndet in ihm einen ſtrengen und ſcharfſichtigen Richter, der nur ſeine Urtheilsſprüche in dem Innern ſeines Herzens verſchließt; man fühlt ſich gezwungen mit ihm, und die

Bürde dieſes Zwanges vereitelt alle ſeine Bemühungen zu gefallen. Sein ſittlicher Werth mag Ehrfurcht gebieten; aber Ehrfurcht iſt ein läſtiges Gefühl, das den Stolz demüthigt, und der Freyheit der Laune beſchwerliche Feſſeln anlegt. Und wie will der gefallen, der ſolche Empfindungen erregt?

Die Sache wird noch ſchlimmer durch die Zurückwirkung des geſellſchaftlichen Kreiſes auf den Märtyrer ſeiner erkünſtelten Gefälligkeit. Die Vereitelung ſeiner Bemühungen macht ihn bitter; er berechnet ſeiner Geſellſchaft jede Herablaſſung, jedes Nachlaſſen von der Strenge ſeiner Grundſätze, jede Aufopferung ſeiner Empfindungen, und er berechnet ſie vielleicht zu hoch. Da er nicht mehr hoffen kann, ſo fängt er an, ungerecht zu ſeyn; Die geringſte Erkenntlichkeit, die geringſte Aufmunterung, womit man ſeine Bemühungen belohnt hätte, würde ihn geſelliger gemacht haben; das Mistrauen, die Kälte, womit man ihm begegnet, zerſchneidet die ſchwachen Bande, womit er noch an der Geſellſchaft hing, ganz, und er glaubt ſich nun gezwungen und berechtigt, völlig mit ihr zu brechen, und ſich völlig in ſich ſelbſt zurück zu ziehen.

Dieſes Zurückziehen in ſich ſelbſt iſt der Geſellſchaft nichts weniger als vortheilhaft. Der ungeſtörte Genuß ſeiner würdigern Gedanken und Empfindungen gewährt ihm eine Ruhe, die für ihn ſo anziehend

iſt,

iſt, daß alle Vergnügen der Eitelkeit, des leichtſinnigen Scherzes, der Schmeicheley und der Schmähſucht in der Vergleichung mit ihr verlieren müſſen. Die Selbſtgeſpräche, womit die gekränkte Empfindlichkeit ihre Einſamkeit unterhält, die Strenge, womit ſie hier die Glücklichen, die ſie zurückgeſcheucht haben, richten darf, und zu richten geneigt iſt, ſtärken ſie immer mehr und mehr, und vergrößern die Kluft, die ſie von den Menſchen trennt, mit jedem Tage.

Ich wüßte in keinen andern Grundriß, als in dieſen die verſchiedenen ſonderbaren Züge einzupaſſen, die die ſcharfſinnige Verfaſſerin von Rouſſeaus Charakter anführt. Ich erinnerte mich ihrer erſt, nachdem ich meine Zeichnung bereits auf das Papier geworfen hatte, und daß ſie an meine Hauptlinien ſo genau anſchließen, das beſtärkt mich in der Ueberzeugung, daß es ihr nicht an Einheit, Haltung und Wahrheit fehle. „Bisweilen, ſagt ſie, liebte er ſie noch, wenn „er ſie verließ; wenn ſie aber ein einziges Wort geſagt „hatten, welches ihm mißfallen konnte, ſo erinnerte er „es ſich, prüfte es, übertrieb es, dachte acht Tage „daran, und zerfiel am Ende mit ihnen; und das machte „es beynahe unmöglich ihn von ſeinem Irrthume zurück zu bringen.„

Die Fortſetzung künftig.

VI.

## VI.

## Recapitulation der Hauptsätze, die bisher in diesem phil. Mag. sind bewiesen worden.

1.

Die ersten Grundsätze der Erkenntniß, der Satz des Widerspruchs und des zureichenden Grundes haben transscendentale Gültigkeit. Bd. I. St. 2. Nr. II. S. 163.

Der dagegen gemachte Einwurf in der A. L. Z. 1789. Nr. 90.: daß wir nichts von Dingen an sich, oder von unsinnlichen Gegenständen erkennen, beruhet auf einer petitio principii. Bd. II. St. 1. Nr. II. S. 29.

2.

Die Behauptung: daß alle Vorstellung eines Dinges an sich ein Unding sey, ist falsch. Bd. II. St. 2. Nr. III.

3.

Es ist etwas von Dingen an sich, oder von unsinnlichen Gegenständen durch den Verstand erkenn

kennbar, nämlich ihre allgemeinen Beſtimmungen. Bd. I. St. 3. Nr. II. und III.

4.

Die Leibnitziſch-Wolfiſche Philoſophie hat den Unterſchied zwiſchen Verſtand und Sinnlichkeit richtig angegeben; nach ihrem Inhalt ſind nämlich die Vorſtellungen der Sinnlichkeit Vorſtellungen von den individuellen Beſtimmungen, die Vorſtellungen des Verſtandes hingegen Vorſtellungen von den gemeinen Beſtimmungen; nach ihrem Urſprunge: die Sinnlichkeit erhält ihre Ideen durch die Empfindung, der Verſtand durch Abſtraktion und Zuſammenſetzung der Vernunft. Bd. I. St. 3. Nr. III.

5.

Die unſinnlichen Gründe der Bilder des Raumes und der Zeit werden von dem reinen Verſtande und der Vernunft erkannt. Bd. I. St. 4. Nr. I.

6.

Reine Anſchauungen a priori oder allgemeine bildliche Vorſtellungen von einem Raume und einer Zeit ohne Schranken ſind unmöglich; die Kantiſchen Beweiſe in der transſc. Aeſthetik müſſen alſo unzureichend ſeyn. Bd. II. St. 1. N. 3. Bd. I. St. 2. N. II.

7.

7.

Der Grund der Wahrheit und der apodiktischen Gewisheit keines Satzes, auch nicht der geometrischen Sätze, kann in dem Bildlichen seyn, auch bey den geometrischen Sätzen liegt er in den unsinnlichen Gründen (n. 4.) des Raumes. Ebend.

8.

Daß Beziehung der Begriffe auf Anschauung in einer möglichen Erfahrung nicht der höchste Grundsatz aller synthetischen Urtheile sey, erkennt der transsc. Idealismus selbst in wesentlichen Stücken seines Lehrgebäudes. Bd. II. St. 2. Nr. II.

9.

Die synthetischen Urtheile können sich daher nicht von den analytischen Urtheilen dadurch unterscheiden, daß der Grund ihrer Wahrheit in ihrer Uebereinstimmung mit einer sinnlichen Anschauung oder einer bildlichen Vorstellung liege. Bd. I. St. 3. Nr. IV. Bd. II. St. 2. Nr. I. und II.

10.

Dieser Eintheilungsgrund der anal. und synth. der von dem Grunde ihrer Wahrheit und apodiktischen Gewisheit hergenommen und in ihrer Uebereinstimmung mit einer sinnlichen Anschauung oder einer bild-

Digitized by Google

bildlichen Vorſtellung liegen ſoll, iſt daher falſch, Bd. II. St. 3. Nr. II.

11.

Die Eintheilung der Urtheile in anal. und ſynth. iſt daher nur zum Behuf der Theorie der Converſion der Urtheile brauchbar, und zu dieſem Behuf liegt er ſchon in der Eintheilung der Urtheile in identiſche und nicht identiſche und ihren Untereintheilungen. Ebend.

12.

Die ſogenannte Antinomie der reinen Vernunft enthält keine Widerſprüche der Vernunft mit ſich ſelbſt; ſondern Widerſprüche der Sinnlichkeit mit ſich ſelbſt, oder mit der Vernunft. Bd. I. St. 4. Nr. 6.

13.

Die Mathematik unterſcheidet ſich nicht von der Philoſophie durch die Gründe ihrer apodiktiſchen Gewisheit. In den kathegoriſchen Vernunftſchlüſſen beyder beruhet dieſe auf dem Satze der Identität, dem das Dictum de Omni et nullo und de partibus et toto untergeordnet iſt; wovon der erſte der Grund der Wahrheit und Gewisheit der kathegoriſchen Vernunftſchlüſſe in der Philoſophie, der andere in der Mathematik iſt. Bd II. St. 3. Nr. III.

# VII.

## Antikritik.

Der Hauptvorwurf, welchen mir der Verf. der Recenſion meiner fragmentariſchen Beiträge u ſ w., die ſich in der Allg. Litteraturzeitung 1789. Nr. 3. S. 18 — 22. findet, macht, beſteht darin, daß alle meine gegen die Kantſchen Behauptungen in Abſicht auf den Begriff und Grundſatz der Cauſalität gerichtete Einwendungen ſich auf die von mir unrichtig aufgefaßten Begriffe von Erſcheinung und Ding an ſich ſelbſt zurückführen laſſen. Wäre dieſer Tadel auch wirklich vollkommen gegründet, ſo würde ich wenigſtens die Verſündigung an der Kantſchen Kritik, deren ich mich durch das Mißverſtehen derſelben ſchuldig gemacht hätte, nicht blos mit manchen andern Gegnern der Kantſchen Philoſophie, ſondern ſelbſt mit einem der berühmteſten Epitomatoren und Vertheidiger der K. Kritik, mit Herrn D. Jakob (S. 20. der Recenſ.), gemein haben; und es möchte wol eben deswegen nicht ſehr unwahrſcheinlich ſeyn, daß der Grund des Misverſtehens nicht blos ſubjektiv, ſondern zum Theil wenigſtens objektiv ſey Allein ich habe Urſache, an der Bündigkeit des Beweiſes, durch welchen der Rec. die Leſer von der Richtigkeit

keit der obigen Behauptung zu überführen ſucht, eben ſo ſehr, als daran zu zweifeln, ob er meine Ideen durchaus richtig aufgefaßt habe. Ich glaube daher, ſowohl dem Rec. ſelbſt, von dem ich vorausſetzen zu dürfen glaube, daß er nicht andere Dinge mehr als die Wahrheit liebe, als dem Theile des Publikums, für welchen die Recenſion meiner Schrift beſtimmt ſeyn mag, ein Zeichen meiner Achtung zu geben, und zugleich zur vollſtändigeren Erreichung des Hauptzwecks meiner Abhandlung beyzutragen, wenn ich einige der Bedenklichkeiten, welche mir bey der Prüfung der von dem Rec. gemachten Erinnerungen aufgefallen ſind, freymüthig zur öffentlichen Beurtheilung vorlege.

I. Angenommen, daß alle in meiner Schrift vorkommende Einwürfe, welche auf die Beſtimmung der Begriffe von Erſcheinung und Ding an ſich ganz oder zum Theil beruhen, auf ein Mißverſtändniß hinaus laufen; ſo kann doch daraus nach keiner mir bekannten logiſchen Regel geſchloſſen werden, daß auch diejenige meiner Einwendungen gegen die Kantſche Cauſalitäts-Theorie, welche von der Beſtimmung jener Begriffe unabhängig ſind, auf daſſelbige Mißverſtändniß zurückgeführt werden können. Nun finden ſich in meinen fragm. Beyträgen (wie jeden, der ſelbſt ſehen mag, der Augenſchein lehren wird) mehrere Einwendungen von der letzteren Art. So hängen z. B. die Einwürfe, die S. 112 — 118. 122 f. 126 — 136 163 — 172. vorkommen, größtentheils von der Beſtimmung des Begriffs von Ding an ſich gerade ſo wenig, als von der Beſtimmung des Begriffs von Hypomochlion ab.

Selbſt das Weſentlichſte der Einwendung, die S. 20. als Probe ausgezeichnet wird, beruht auf Nichts weniger, als auf dem Sinn des Worts: Ding an ſich. Denn das Weſentlichſte derſelben beſteht darin, daß der reine Verſtandsbegriff von Urſache nach Leibnitz und Wolf ſo beſtimmt werden könne, daß durch denſelben ohne Einmiſchuug der Zeitbedingung die Urſache von der Wirkung unterſchieden werden könne, und daß alſo Kant Unrecht habe, wenn er behaupte, daß von dem Begriffe der Urſache, wenn man die Zeit weglaſſe, in der reinen Kategorie Nichts weiter gefunden werde, als daß es ſo etwas ſey, woraus ſich auf das Daſeyn eines andern ſchließen laſſe. Wie aber dieſe Einwendung auf einen bloßen Wortſtreit zurückgeführt werden könne, bin ich eben ſo wenig im Stande einzuſehen, als wie die Beſtimmung des Unterſchiedes zwiſchen Urſache und Wirkung in Abſicht auf intelligible Gegenſtände durch die praktiſche Vernunft zu Stande gebracht werden ſoll. Der Rec. iſt alſo in jedem Fall in Abſicht auf den gröſſeren Theil meiner Einwürfe gegen die Kantſchen Behauptungen in Beziehung auf den Begriff und Grundſatz der Cauſalität den Beweis noch ſchuldig, daß ſie ſich auf den miſſverſtandenen Begriff von Ding an ſich (S. 19.), oder überhaupt auf einen bloßen Wortſtreit (S. 21.) gründen.

II. Aber ſelbſt in Anſehung derjenigen Einwürfe, welche von der Beſtimmung jenes Begriffs ganz oder zum Theil abhängen, fühle ich mich durch die Bemerkungen, die S. 21. f. gemacht werden, noch nicht überzeugt, daß ſie ſich alle auf unrichtig aufgefaßte Begriffe von Erſcheinung und Ding

an

an ſich zurückführen laſſen. Eine vollſtändige Entwicklung meiner Gründe dagegen, die ich vielleicht bey einer andern Gelegenheit mittheilen werde, würde hier am unrechten Orte ſtehen, und für Leſer, die bloße Zuſchauer ſind, alſo für die Leſer, für welche der Rec. geſchrieben hat (S. 21), vermuthlich zu dunkel und langweilig ausfallen. Ich ſchränke mich daher auf folgende kurze Bemerkungen ein. 1) Wenn man unter einem bloßen Scheine das verſteht, welchem in den wirklichen von der bloßen Vorſtellung verſchiedenen Gegenſtänden Nichts korreſpondirt (und genau dies habe ich mir unter einem bloßen Scheine gedacht): ſo iſt es doch wohl wahr, was ich S. 73. (der fragm. Beitr.) behauptet habe. 2) Daß alle Vorſtellung eines von der bloßen Vorſtellung verſchiedenen wirklichen Gegenſtandes ſchlechterdings unmöglich ſey, läßt ſich aus dem S. 21. f. geführten Beweiſe nach meinen Einſichten nicht folgern. Denn nur dieß folgt daraus, wenn man nicht das Unerwieſene und Zweifelhafte ſchon als erwieſen vorausſetzen will, daß keine dem auſſer dem Gemüthe vorhandenen Gegenſtande, nach ſeiner durchgängigen Beſtimmung betrachtet, vollkommen entſprechende Vorſtellung für uns möglich ſey. (vergl. den Zuſatz zu S. 76. der fragm. Beytr.) 3) Beſtimmt man den Begriff von Ding an ſich willkürlich ſo, wie ihn der Rec. am Ende beſtimmt; ſo iſt freylich die Frage, was iſt ein Ding an ſich? für uns ſchlechterdings unbeantwortlich, und der Saz: Wir können von Dingen an ſich gar Nichts wiſſen, ſo einleuchtend, als es jeder analytiſche Satz iſt, und eben deßwegen vermuthlich auch noch von keinem vernünftigen Menſchen

bezweifelt worden. Allein jener Begriff kann auch (vergl Ulrichs *Instit. Log & Met* S. 291. 236. Schmids Wörterbuch II. Aufl. S. 136. Jakobs Metaph. S. 78.) so bestimmt werden, daß die Frage: Welche von denen Prädikaten, die in unserer Vorstellung vorkommen, können einem Ding an sich beygelegt werden? allerdings aufgeworfen und beantwortet werden kann. Und so muß er bestimmt werden, wenn die von Kant selbst in der Moral und Moraltheologie gemachte Anwendung der Begriffe von Ursache u. s. w. auf Dinge an sich möglich, und wenn es wahr seyn soll, was Kant in einer Stelle, in welcher man eine deutliche Erklärung zu suchen, vorzüglich berechtigt ist (Bemerk. bey D. Jakobs Prüfung u. s. w. S. LIX.) ausdrücklich behauptet, daß Verstand, Wille, Seligkeit ꝛc. Eigenschaften der Dinge an sich seyen. Legt man aber eine solche Bestimmung des Begriffs von Ding an sich zum Grunde, so ist gar nicht einzusehen, wie durch das, was Rec. sagt, auch nur dies bewiesen seyn soll, daß alle diejenige meiner Einwürfe, welche mit jenem Begriffe wirklich in Beziehung stehen, auf ein bloßes Mißverständnis zurückgeführt werden können. Am allerwenigsten begreife ich, mit welchem Rechte dies in Absicht auf die S. 149. ff. der fr. Beytr. vorkommende Einwendung behauptet werden könne, welche der Rec., so wie die meisten übrigen, aus Schonung für die Leser, mit Stillschweigen zu übergehen sich verbunden geglaubt hat. 4) Wenn durch die praktische Vernunft der Idee von der Gottheit, objektive Realität beygelegt werden soll; so muß nicht nur die Uebereinstimmung der für die praktische

Ver-

Vernunft nothwendigen Ideen mit dem Objektiven (S. 128. ff der fragm. Beytr.), ſondern auch die objektive Gültigkeit irgend eines auf das Intelligible anwendbaren Princips der Cauſalität vorausgeſetzt werden. Nun iſt nach Kants Grundſätzen die theoretiſche Vernunft nicht befugt, dieſe Vorausſetzung zu machen. Denn Kant belehrt uns (Krit. der reinen Vern. II. Aufl. S. 353.), daß es eine bloße, ob zwar unvermeidliche Illuſion ſey, die ſubjektive Nothwendigkeit einer gewiſſen Verknüpfung unſerer Begriffe für eine objektive Nothwendigkeit, der Beſtimmung der Dinge an ſich ſelbſt, zu halten, und erklärt eben deßwegen auch den Saz: Alles Bedingte ſezt etwas Unbedingtes voraus, für ein blos regulatives Princip. Wie aber die praktiſche Vernunft, ſofern ſie als unabhängig von der theoretiſchen betrachtet wird, jene Vorausſetzung aus ſich ſelbſt ſchöpfen könne, iſt gar nicht einzuſehen, und weder von dem Rec. noch von irgend einem andern Kantianer gezeigt worden. Folglich iſt es eine nur bittweiſe angenommene leere Behauptung, daß die objektive Realität der Idee von Gott, ohne Widerſpruch mit Kants übrigen Grundſätzen, von der praktiſchen Vernunft abgeleitet werden könne. So lange aber dieſe Behauptung nicht bewieſen iſt, hat man allerdings Urſache zu zweifeln, ob die Art, wie K. das Daſeyn Gottes zu retten ſucht, für das Bedürfniß eines vernünftigen Menſchen als eines ſolchen hinreichend ſey.

Ich denke genug geſagt zu haben, um zu zeigen, daß ich Grund habe zu behaupten, daß das Verfahren, deſſen ſich der für mich übrigens achtungswerthe Recenſ. meiner Schrift bedient hat, eben nicht die

ſchärfſte Kritik aushalte; und ich glaube es verantworten zu können, wenn ich noch hinzuſetze, daß es gar nicht ſchwer ſeyn würde, nach dieſer Methode (die allerdings bey Leſern, welche unter der Vormundſchaft gewiſſer Recenſenten ſtehen, mit Vortheil gebraucht werden mag) darzuthun, daß alle Kantiſche Einwürfe gegen die Leibnitziſche Theorie auf einem einzigen Mißverſtändniſſe beruhen.

J. F. Flatt,
Profeſſor der Philoſophie
zu Tübingen.

## Inhalt.


I. Beantwortung der Recenſion des dritten und vierten Stücks dieſes Magazins in der Allg. Litt. Zeit. N. 174. 175. 176. S. 257.

II. Weitere Ausführung der Unterſuchung über die Unterſcheidung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche. Inſonderheit in Beziehung auf die Recenſion des dritten und vierten Stücks dieſes Magazins in der Allg. Litt. Zeit. 1789. No. 174. 175. 176. S. 285.

III. Ueber den Unterſchied der Philoſophie und der Mathematik, in Rückſicht auf ihre Gewisheit. S. 316.

IV. Kurze Ueberſicht des Anfangs und Fortgangs der Bemühungen zur Abſchaffung des Sklavenhandels inſonderheit in England S. 342.

V. Briefe über Rouſſeaus moraliſchen und ſchriftſtelleriſchen Charakter S. 368.

VI. Recapitulation der Hauptſätze, die bisher in dieſem phil Mag. ſind bewieſen worden. S. 380.

VII. Antikritik von Hrn. Prof. Flatt. S. 384.


## Druckfehler.

S. 135. Z. 7. nach: Philoſophie l. aufzuklären.

Digitized by Google

# Philosophisches Magazin.

Herausgegeben

von

Johann August Eberhard.

Zweiten Bandes viertes Stück.

Halle,
bey Johann Jacob Gebauer.
1790.

Digitized by Google

I.

Was heiß,

# in Euklids Geometrie möglich?

erläutert

von

A. G. Käſtner.

---

1) Euklids Foderungen, αἰτήματα, ſind: Von jedem Punkte nach jedem Punkte eine gerade Linie zu ziehen, jede begranzte gerade Linie, ſo weit man will, zu verlängern, um jeden Mittelpunkt mit jedem Halbmeſſer einen Kreis zu beſchreiben.

Das iſt alles, was er als möglich annimmt, ohne zu beweiſen, daß es möglich iſt.

2) Noch gehört zu ſo etwas Angenommenen der berüchtigte XI. Grundſatz, daß zwo gerade Linien

zuſammenſtoßen, wenn ſie mit einer dritten innere entgegengeſetzte Winkel machen, deren Summe weniger als zween rechte beträgt, und daß ſie auf der Seite der dritten Linie zuſammenſtoßen, wo ſich dieſe beiden Winkel befinden.

3) Nun nimmt Euklid nichts weiter als möglich an, von allem, das in ſeiner Geometrie ferner vorkömmt, beweiſt er: es ſey möglich.

Und dieſes dergeſtalt, daß er zeigt, wie man das Ding, davon die Rede iſt, machen kann, wenn die angenommenen Möglichkeiten zugeſtanden werden.

4) So der allererſte Satz der Elemente: Ein gleichſeitiges Dreyeck zu machen. Euklid nimmt nicht an: Drey gleiche gerade Linien laſſen ſich ſo zuſammen fügen, daß ſie einen Raum einſchlieſſen; ſondern er beweiſt: man könne ſie ſo zuſammen fügen.

5) Einen Winkel einer geraden Linie zu halbiren, braucht Eutlid im 9. 10. Satze, das gleichſeitige Dreyeck. Das gleichſchenklichte würde eben das leiſten, aber Euklid hat an dieſen Stellen noch nicht gezeigt, unter was für einer Bedingung ein ander Dreyeck möglich iſt, als das gleichſeitige. Er braucht

braucht alſo nicht eher ein anderes, bis er im 20. Sa-
tze dieſe Bedingung dargethan hat, daß nämlich jede
zwo Seiten zuſammen, mehr betragen müſſen, als
die dritte. Erſt dann lehrt er im 22. Satze, daß
drey gegebene Linien in dem Umfange eines Dreiecks
zuſammen zu fügen, allemal möglich iſt, wenn bey
ihnen dieſe Bedingung ſtatt findet.

6) Euklids Aufgaben haben nicht eigentlich die Abſicht, derentwegen handwerksmäßige Feldmeſſer geometriſche Aufgaben lernen, zu zeichnen, ſinnliche Bilder der geometriſchen Begriffe ſo genau zu machen, daß ihre Striche dem Auge ohne Breite und Dicke, ihre Tüpfelchen ohne Ausdehnung zu ſeyn ſcheinen. Der Sand, der alten Geometern pulvis eruditus, geſtattete wohl keine ſo feinen Züge. Aber in ihn lieſſen ſich Geſtalten graben, die, ſo grob ſie auch waren, dem Verſtande in ſeinen Schlüſſen zu Hülfe kamen. Dieſe Figuren leiſteten allemal den Dienſt die Möglichkeit einzuſehn. Und das iſt die Abſicht der euklidiſchen Aufgaben, für den Verſtand, den ſogenannten praktiſchen Nutzen unbeſchadet.

Dieſe Bemerkung über zweyerley Anwendung der Geometrie, hat ſchon Ariſtoteles gemacht. Eth. Nicomach. L. 1. c. 7. Der Zimmermann und der Geometer, bekümmern ſich unterſchiedlich um den rech-

ten Winkel; Jener, in so fern er solchen zu seiner Arbeit braucht, dieser, als Wahrheitsforscher, was der rechte Winkel ist, und wie er beschaffen ist. Hausen hat in der Vorrede zu seinen Elementis Geometriae, den doppelten Gebrauch der geometrischen Figuren dargestellt, und des Aristoteles Worte griechisch beygefügt. Sie stehen aber nicht im VIII. Cap., wie dort ein Schreib- oder Druckfehler angiebt, sondern VII. der Ausgabe Op. Arist. Aureliae Allobrogum 1606., auch in Blancani Aristotelis loca mathemat.

Ein einleuchtendes Beyspiel, wie der theoretische Geometer, nur auf Möglichkeit für den Verstand sieht, nicht auf Leichtigkeit der Ausübungen der Darstellung eines sinnlichen Bildes, ist des XI. B. 12. S. durch einen gegebenen Punkt einer Ebene, auf sie ein Loth zu setzen, soll man erst auf sie ein Loth herablassen, und diesem durch den Punkt eine Parallele ziehen. So hängt alles durch zuvor angewiesene Möglichkeiten zusammen. Wer würde aber in der Ausübung dies Verfahren statt des doppelten Winkelhakens brauchen?

7) So heißt beym Euklid möglich: I. was man als möglich annimmt (1); II. was aus diesem angenommenen Möglichen, auf Arten, deren Möglichkeit man annimmt, oder darthut, entsteht.

8)

8) Vielleicht findet ein Logiker in meiner Erklärung der erſten Gattung von Euklids Möglichen einen Cirkel. Der Ausdruck läßt ſich leicht ändern. Man ſage nur: Eine gerade Linie von einem Punkte zu einem andern zu ziehen, ſie ſo lang zu ziehen als man will; eine gerade Linie in einer Ebene um einen feſten Punkt zu drehen, das alles ſind Verbindungen von Begriffen, wo kein Widerſpruch iſt, weder zwiſchen den Begriffen, noch in der Art ſie zu verbinden.

9) Aber woher weiß man nun, daß kein Widerſpruch vorhanden iſt? Sicherlich iſt dazu nicht genug, daß man keinen ſieht. Denn, ein Cirkelquadrirer, der die Verhältniß des Durchmeſſers zum Umkreiſe rational angiebt, ſieht den Widerſpruch in ſeiner Angabe nicht, und iſt gewöhnlich ſo blöden Geſichts, daß man ihm mit aller Mühe, den Widerſpruch nicht ſichtbar macht.

10) Es müßte bewieſen werden, daß man keinen Widerſpruch ſehen kann, daß keiner da iſt. Dazu müßten wol die Begriffe, von gerader Linie, Punkte, drehen in einer Ebene mehr entwickelt werden, als Euklid ſie entwickelt hat: Man müßte in der Geometrie weiter rückwärts gehen, als er gegangen iſt. Das mag verſuchen wer da will, bisher haben

ſich die Geometer beſſer dabey befunden, weiter vorwärts zu gehen.

Die den XI. Grundſatz erweiſen wollten, beſtrebten ſich, weiter rückwärts zu gehen. Was bis auf 1763 von dergleichen Bemühungen bekannt war, hat Hr. Pr. Klügel, welcher damals hie in Göttingen ſtudirte, auf mein Anrathen durchgezählt, und die Unzulänglichkeit gezeigt. In neuern Zeiten iſt die Unternehmung einem und dem andern einſichtsvollen Geometer mißlungen; Neben ihnen haben ſich mehrere damit beſchäftiget, als jemand, dem ſeine Zeit etwas werth iſt, nachzählen mag, ignotis perituri mortibus.

Dieſe angeblichen Beweiſe führen gewöhnlich auf etwas bekanntlich Falſches, wenn man in ihren Vorderſätzen krumm ſtatt gerade ſchreibt, und in den Vorderſätzen liegt nichts, was dieſe Verwechſelung hinderte. Das heißt: Dieſe Sätze reden von der geraden Linie nach ihrem blos klaren Begriffe, enthalten nicht einen deutlichen, der dieſe Verwechſelung verbieten würde.

Klare und deutliche Begriffe, heißen bey mir, was Wolf ſo nennt.



Digitized by Google

11) Euklid ſetzt bey ſeinen Lehrlingen einen klaren Begriff von einer geraden Linie zum voraus, denn weder aus ſeiner Definition, noch aus irgend einer andern, wird jemand eine gerade Linie kennen lernen, der noch kein ſolches Ding, davon der Geometer den Begriff einer geraden Linie abſtrahirt, geſehen oder gefühlt hat. Auch von Bewegung braucht er nur den klaren Begriff, den die Sinne geben. Und nun hat bisher noch niemand gezweifelt, daß dieſe klaren Begriffe ſich ſo mit einander verbinden laſſen, wie Euklides Heiſcheſätze erfodern. Ob das nun heißt dieſe Möglichkeit annehmen, oder empfinden oder wie man es ſonſt nennen will, das laſſe ich unentſchieden.

12) Von allen andern geometriſchen Begriffen wird die Möglichkeit erwieſen. Es wird nicht angenommen, daß ein Quadrat über einer gegebenen Seite möglich iſt, ſondern bewieſen, daß dergleichen Quadrat entſteht, wenn man auf die gegebene Linie eine gleiche ſenkrecht ſetzt, und durch jeden Endpunkt, den ſie mit der andern nicht gemein hat, der andern eine Parallele zieht (1. B. 46. S.). Und dieſe Vorſchrift, ein Quadrat über einer gegebnen Linie zu machen, ſteht unmittelbar vor dem 47. Satze, dem pythagoriſchen Lehrſatze, weil derſelbe von Quadraten der Seite des rechtwinklichten Dreyecks redet.

Wäre nicht über jeder Linie ein Quadrat möglich, ſo gölte der pythagoriſche Satz nur von ſolchen rechtwinklichten Dreyecken, über deren jede Seite ein Quadrat möglich iſt. Alſo dient der 46. S., daß man den pythagoriſchen von allen rechtwinklichten Dreyecken ſagen kann. Den Gebrauch behielte er noch, wenn Bleyſtifte, Tuſche, und Reißfedern nicht in der Welt wären, wenn nie andre Quadrate gezeichnet wären, als mit einem Stabe in Sand.

13) Vor Euklids erſtem Buche ſtehen eine Menge Erklärungen. Mit denſelben will er nicht ſagen, daß ſolche Dinge möglich ſind, wie er da erklärt, ſondern nur, daß er die Worte in der angezeigten Bedeutung nimmt. Die Erklärungen ſtehen am Anfange des Buchs beyſammen, damit ein Leſer, dem die Bedeutung eines Worts nicht ſogleich beyfällt, weiß, wo er ſie ſuchen ſoll; ſie ſind alſo eine Art von Wörterbuch. Ob den Wörtern Begriffe zukommen, oder ob es leere Töne ſind, laſſen ſie eben ſo unentſchieden, als ein Wörterbuch, das neben Syderoxylon ſetzte: Ein hölzernes Eiſen. In der Folge aber wird gewieſen, wie ſich das alles machen läßt, was iſt erklärt worden, und ſo gerechtfertigt, daß Euklid Dinge erklärt hat, nicht Undinge.

Nämlich: Euklid hat ſich erſt verſichert, es gebe ebene Figuren, in vier gleiche Seiten eingeſchloſſen,

ſchloſſen, die vier rechte Winkel machen. Dieſe Figuren hat er dann Quadrate genannt. Er kannte die Sache, ehe er den Namen für ſie machte.

Euklids Erklärungen ſind, was Wolf Wort-erklärungen nennt.

Eine alte logiſche Regel ſagt: Die Bedeutung der Wörter ſey willkührlich.

Sie ſetzt doch wohl voraus: dieſe willkührliche Bedeutung ſey eine Bedeutung, das Wort ſey kein leerer Ton.

Cruſius giebt, ſo viel ich mich erinnere, die Vorſchrift: Man müſſe Erklärungen beweiſen. Das ſcheint eine wichtige Neuigkeit, voriger Regel entgegenſtehend, iſt aber, wie manche Lehren Cruſens und anderer Philoſophen, aus ihrer olympiſchen Sprache in die menſchliche überſetzt, weiter nichts, als Befehl des gemeinen Menſchenverſtandes: Man müſſe darthun, daß die Erklärung möglich ſey, welches Euklid allemal geleiſtet hat, oder: Wenn das Wort auch von andern Menſchen gebraucht wird; daß die Erklärung dem Sprachgebrauche gemäß ſey; welches Wolf in ſeiner Philoſophie immer zu leiſten geſucht hat.

14) Was alſo Euklid als möglich beweißt, iſt nothwendig möglich; In einem Verſtande, der alle Kentniſſe der Elementargeometrie faßt, iſt der Begriff davon; Er kann ſeyn, wäre zu wenig geſagt. Und weil ſich die ganze Geometrie eigentlich im Verſtande des Geometern befindet, ſo heißt bey ihr wirklich ſeyn, im Verſtande ſeyn; Folglich iſt bey ihr alles Mögliche wirklich.

Im Verſtande des Anfängers, den Dreyecke und Vierecke ſchon zur Ermüdung beſchäftigen, befindet ſich freylich noch kein Icoſaeder; Aber wer deswegen ſagen wollte, es ſey in der Geometrie nicht wirklich, der müßte auch ſagen, die Jupiterstrabanten ſeyn vor Marius und Galiläus nicht wirklich geweſen. Die Geometrie iſt eine Welt für den Verſtand, in ihr iſt ſchon alles, wenn es auch gleich noch kein menſchlicher Verſtand gedacht hat, wie in der ſinnlichen Welt ſo vieles iſt, was noch kein Menſch empfunden hat.

15) Man unterſcheidet dabey, wie ich ſchon erinnert habe, Begriffe und Bilder derſelben; Geometriſch iſt ein Quadrat, das die mittlere Weite der Sonne von der Erde zur Seite hat, ſo wirklich, als ein Quadratzoll, obgleich jenes noch nie iſt gezeichnet worden, wenn nicht etwa die Engel ſolche Quadrate zeichnen.

16)

Digitized by Google

16) Möglich in der Bedeutung: kann ſeyn, kann auch nicht ſeyn, kennt die Geometrie nicht. Oft freylich läßt der eingeſchränkte Verſtand des Geometern unentſchieden: ob etwas ſeyn kann? Dieſes zu entſcheiden, macht er ſich alsdann vielleicht zur Aufgabe.

17) Aus dem Begriffe einer Gattung (genus) alle Arten (ſpecies) herzuleiten, iſt eine bekannte logiſche Vorſchrift: Was in dem Begriffe der Gattung unbeſtimmt iſt, auf ſo vielerley Weiſe als man kann, zu beſtimmen.

Die Zahl, wie vielerley ſolche Beſtimmungen ſich machen laſſen, zeigt an: es ſeyen nicht mehr Arten möglich, aber nicht: es ſeyen ſo viel möglich. Es könnten nämlich manche Beſtimmungen dem Begriffe der Gattung widerſprechen. Ob ſo viel möglich ſind? entſcheidet der Geometer dadurch, daß er verſucht, ob ſich die Gattung machen läßt.

Es ſind nicht mehr als fünf ordentliche Körper möglich, weil ſich Winkel eines und deſſelben ordentlichen Vieleckes, auf nicht mehr als fünf Arten zuſammenfügen laſſen, daß ſie einen körperlichen Winkel einſchlieſſen.

Die-

Dieſes kann man jedem Anfänger begreiflich machen.

Aber: ſind fünf ordentliche Körper möglich?

Die Bejahung dieſer Frage, endigt Euklids Geometrie.

18) Ob außer der Geometrie die Möglichkeit einer Sache ſich a priori ſo darthun lieſſe, daß man zeigt, es ſey in ihrem Begriffe kein Widerſpruch, das laſſe ich unentſchieden. Wolf glaubte auf dieſe Art die Möglichkeit des vollkommenſten Weſens bewieſen zu haben: Euklid würde von Wolfen verlangen: Ein vollkommenſtes Weſen zu machen. Nämlich in eben der Bedeutung, in welcher Euklid das Icoſaeder macht, im Verſtande; Nicht ein vollkommenſtes Weſen außer ſich ſchaffen, denn auch das Icoſaeder braucht nicht außer dem Verſtande zu ſeyn.



Digitized by Google

## II.

# Ueber den mathematiſchen Begriff des Raums,

von

A. G. Käſtner.

1) Wer ſieht und fühlt, weiß, was das Wort Körper ſagen will, wenn er es nur einigemal bey Sachen, von denen es gebraucht wird, hat nennen hören, wenn ihm nur geſagt wird: Er habe ſelbſt einen Körper, deſſen Theile er nach und nach befühlen, und ſehen kann, käme er auch, ſie zu ſehen, nur vor einen Spiegel, oder an ſtillſtehendes Waſſer.

2) Begriffe vom Körper, wie die menſchlichen ſind, haben, ſetzt Sinne zum voraus, und zwar einen der beyden genannten, oder beyde. Beym Geſchmacke iſt das Gefühl auch merklich, ob aber ein Geſchöpf, das ſich und ſeine Theile nicht bewegte, blos Gehör und Geruch hätte, dadurch einen Begrif vom Körper dem unſrigen ähnlich bekommen könnte, laſſe ich unentſchieden.

3) Selbſt von einem und demſelben Körper, geben uns Geſicht und Gefühl, zweyerley ganz unterſchiedene Begriffe, die uns Sehenden und Fühlenden nur deswegen einer ſcheinen, weil wir angewöhnet ſind ſie immer zuſammenzudenken, wie bey Joſeph II. römiſchen Kaiſer und König in Ungarn.

4) Geſicht und Gefühl zeigt uns, daß jeder Körper, den wir betrachten oder behandeln können, an mehrern Stellen aufhört, wenn wir Hand oder Auge an dieſen ſeinen Gränzen herunter führen.

5) Innerhalb dieſer Gränzen empfindet das Auge nichts, wenn ſie nicht durchſichtig ſind, die Hand, wenn ſie innerhalb derſelben kommen kann, fühlt Widerſtand, aber mehr oder weniger, nachdem innerhalb eben der Gränzen, das oder jenes wäre, in einem und demſelben Behältniſſe, nur Luft, oder Waſſer, oder Queckſilber oder gar dichtes Eiſen.

6) Alſo kann innerhalb eben der Gränzen, bald das, bald jenes ſeyn, und wenn man ſich nicht darum bekümmert, was eigentlich innerhalb ihrer iſt, wenn man zwiſchen ihnen das denkt, was Allem, das man zwiſchen ihnen denken kann, gemein iſt, ſo hat man den Begrif vom geometriſchen Körper.

7)

7) Allem dieſem gemein, iſt doch nichts weiter, als eben den Raum einnehmen; Und ſo entſteht der Begrif des geometriſchen körperlichen Raumes, deſſen Gränzen nachdem Flächen, Linien und Punkte ſind. Widerſtand fällt weg, weil ein Widerſtand allen Widerſtänden aller Dinge, die zwiſchen eben den Gränzen liegen, gemein, keine Größe haben kann, ſonſt wäre es ein beſtimmter Widerſtand einer gewiſſen Gättung von Dingen gehörig; So erhellet auch, wie man von dem, was der natürliche Körper dem Gefühle darſtellt, auf den geometriſchen kömmt.

8) Wie man nun dieſen Begrif vom geometriſchen Raume nennen will, ob bildlich oder unbildlich, ſtelle ich dem frey, der die Bedeutung dieſer Wörter beſtimmt. Mir iſt er von ſinnlichen Vorſtellungen abſtrahirt.

9) Dieſer Begrif entſtehet ſo ſicher von ſinnlichen Vorſtellungen, daß der Begriff eines und deſſelben geometriſchen Raumes, gewiß bey andern ſinnlichen Vorſtellungen anders iſt. Zur Probe, daß dieſer Satz für Wahrheit erkannt wird, dient die bekannte Frage des *Molyneux*: Ob ein Blinder, der Kugel und Würfel durchs Gefühl gekannt hatte, ſie auch durchs Anſehen kennen würde, wenn er plötzlich das Geſicht bekäme? Herr Merian hat von ihr Anlaß

laß zu gelehrten und tiefſinnigen Aufſätzen genommen, die ſich in den Nouveaux Memoires der K. Preuß. Akademie befinden, der achte, im Jahre 1780. Die Erfahrung iſt auch angeſtellt worden, nicht mit Kugel und Würfel, ſondern mehr populär mit Hund und Katze. Der Blinde, dem Cheſelden zum Geſichte verhalf, hatte ſonſt oft mit ihnen geſpielt, und wußte ſie doch durchs Anſehen nicht zu unterſcheiden, bis er ſie mehrmals zugleich beſehen und betaſtet hatte. (Smith, Lehrbegriff der Optik, 1. B. 5. Kap. 40. Seite meiner deutſchen Ausgabe.)

10) Eigentlich alſo hat ein Blinder von der Geometrie, die wir Sehende und Fühlende haben, nur die Hälfte, die ſich fühlen läßt. Sieenthält freylich eben die Sätze, aber daß die drey Winkel eines Dreyecks zuſammen zweene rechte ausmachen, iſt für ihn nur eine fühlbare Wahrheit, wie es für uns, die wir dabey zu fühlen keine Veranlaſſung haben, nur eine ſichtbare iſt.

11) Ich brauche wohl nicht zu ſagen, daß ich fühlbar und ſichtbar nicht ſo verſtehe, wie Rüdiger und Hoheiſel ſich einbildeten; man beweiſe die mathematiſchen Sätze durch Anſehen, Abmeſſen und Abwägen, welches Körber in ſ. Archimedes defenſus, erſte Probe (Halle 1731) widerlegt hat. Sehr rich-

richtig iſt im philoſ. Magaz. II. B. 2. St. 164. Seite, auch wider Humes Ungereimtheiten, erinnert worden, daß die geometriſchen Figuren nicht für die Sinne, ſondern für den Verſtand ſind.

12) Die erſten geometriſchen Begriffe, ſtellen alſo begränzten Raum dar.

Wie nahe beyſammen, wie weit von einander die Gränzen ſeyn ſollen, läßt die allgemeine Darſtellung unentſchieden. Iſt alſo ein Körper durch Ebenen begränzt, ſo kann man dieſe Ebenen, ſo weit man will, auseinander rücken, Ebenen nach allen Seiten erweitern, gerade Linien, ſo weit man will, verlängern. Das iſt das Unendliche, das die alte Geometrie kennt.

13) Soll von einem gegebenen Punkte, auf eine gerade Linie, deren Lage gegeben iſt, ein Perpendikel gefällt werden, ſo muß die Linie lang genug ſeyn, daß das Perpendikel ſie trift, und daß ſie ſelbſt noch über die Stelle, wo das Perpendikel ſie trift, hinausgeht. Das heißt beym Euklid I. B. 12. Satz: εὐθεῖα ἄπειρος, lateiniſch: recta infinita; deutſch werde ich nicht ſagen: unendliche gerade Linie, ſondern unbegränzte, oder noch beſſer: von unbeſtimmter Länge.

14) Wenn ein Vater ſeinem Sohne einen offenen Wechſel auf die Reiſe gäbe, ſo hieße das doch wol: der Sohn kann darauf ſo viel Geld nehmen als er braucht, nicht: er kann darauf unendlich viel Geld nehmen.

15) Die alten Geometer brauchen nie das Wort unendlich in der anſtößigen Bedeutung, in welcher es Neuere oft gebraucht haben, ſie machen keine ſolchen Schlüſſe, wie neuerlich mit dem Gebrauche dieſes Wortes gemacht worden ſind. Eben ihre Weitläuftigkeit wollte man durch den Gebrauch des Unendlichen abkürzen, und Mathematiker, die an die alte Sprache gewöhnt waren, widerſprachen deswegen dieſem Gebrauche.

16) Der Raum, den die alte Geometrie braucht, iſt Raum, deſſen Schranken ſo weit man nöthig findet, aus einander können geſetzt werden: Die Ebene eines Quadranten bis an den Sirius erweitert, wenn man die Höhe des Sirius nimmt, die Axe von Herſchels Teleskope, bis an den Stern erſtreckt, den Herſchel kaum durch das Teleſkop wahrnimmt.

17) Von einem Raume ohne Schranken (phil. Mag. II. B. 1. St. 86 S.) hat mein Verſtand

ſtand auch keinen unbildlichen Begriff, das weiß ich, daß Leute ſich davon bildliche Begriffe zu haben einbildeten.

Robert Fludd Hiſtoria utriuſque Coſmi Tomus I. (Oppenheim 1617. fol). will die materiam primam bey der Schöpfung abbilden 26. S. Ein ſchwarzer Fleck, $5\frac{1}{2}$ Pariſer Zoll ins Gevierte, an jeder Seite ſteht: Et ſic in infinitum. Das wäre alſo ein unendliches Quadrat. Nun iſt ein Quadrat eine Figur, und eine Figur Raum, der Schranken hat; Alſo ein unendlicher Raum, der Schranken hat. Und ſo wird jeder ſich betrügen, der von einem unendlichen Raume einen bildlichen Begriff zu haben glaubt. Er wird ſich was ſehr Großes bilden, nicht was Unendliches.

18) Ich erkenne auch die Erinnerung phil. Mag. 2. B. 1. St. n. 2. 86. S. für richtig. Giebt es einen Begriff von unendlichem Raume, ſo können ſich Bilder des Raums zu dieſem Begriffe nicht wie Theile zum Ganzen verhalten, nur wie niedrige Begriffe zu einem höhern.

19) Man kann jede begränzte gerade Linie ins Unendliche theilen. Ich will die Theilung nennen, die ſich am leichteſten denken läßt, halbiren.

Die Meinung iſt: Man kann der Linie Hälfte nehmen, und die Hälfte der Hälfte, und die Hälfte des Viertheils, und die Hälfte des Achttheils, und ſo fort, ohne je auf einen Theil zu kommen, von dem ſich nicht ferner die Hälfte denken ließe.

20) Was würde erfodert, dieſe Linie rückwärts aus dieſen unendlichen Theilen zuſammen zu ſetzen?

Ohne Zweifel den Theil, auf den man nie kommt, zu verdoppeln, dieſes Doppelte wiederum zu verdoppeln, und ſo unendlich viel Verdoppelungen zu machen.

Kann man die jemals gemacht haben? So viel man ihrer gemacht hat, deren Menge iſt gewiß zählbar, endlich, ſo groß auch ihre Zahl wird. Man hat alſo nie die ganze Linie aus unendlich viel Theilen zuſammengeſetzt. Eine ſolche Zuſammenſetzung, finge von einem Theile an, auf den man nie kömmt, ſie hätte alſo keinen Anfang, man hat auch die Verdoppelung nie unendlich vielmal wiederholt, und ſo hat auch die Zuſammenſetzung kein Ende.

21) Mich deucht, es iſt nicht überflüſſig, dieſes ins Licht geſetzt zu haben: daß Theilung ins Unendliche, nicht Zuſammenſetzung aus unendlich viel Theilen darthut, ſondern widerlegt.

22)

Digitized by Google

22) Wer aus endlichen geraden Linien, die unendliche zuſammenſetzen wollte, müßte ihrer unendlich viel nehmen. Da nun die Menge derer, die er genommen hat, allemal endlich iſt, ſo kömmt die unendliche nie zu Stande.

23) Wenigſtens, wenn er die unendlich vielen nach und nach an einander ſetzen will. Kann er aber die unendlich vielen alle auf einmal an einander denken; ſo wünſche ich ihm zu einem Vermögen Glück, das kein Mathematiker beſitzt: Denn deswegen lernen wir im Anfange der Arithmetik Brüche aufheben, weil wir es ſchwer finden, uns die Menge der Theile, die das Ganze haben ſoll, vorzuſtellen, wenn der Nenner eine große Zahl iſt: Alſo unendlich viel Theile denken, iſt unendlich ſchwer.

Dieſes zur Beſtätigung des Satzes, daß unendlicher Raum und begränzter Raum nie ſich nicht verhalten können wie Ganzes und Theile. Nie wären der Theile genug für das Ganze.

24) Indeſſen zeigt doch die Rechenkunſt Ganze, deren Theile ſie nie alle darſtellt, an den Irrationalzahlen. Das iſt wahr, aber ſie giebt Gränzen an, zwiſchen welche jedes dieſer Ganzen fällt, und Gränzen, die man ſo eng als man will zuſammen

bringt. Die Rechenkunſt giebt nie an, wie groß die Quadratwurzel der 3 iſt. Aber ſie verſichert, dieſelbe ſey größer als 1,7320508; und kleiner als 1,7320509. Das heißt: ein endliches Ganze, deſſen Theile, wie ſie immer kleiner und kleiner werden, ſich nie alle angeben laſſen, ins Unendliche fortgehen. Daß man nicht rückwärts aus dieſen unendlich vielen Theilen das Ganze zuſammenſetzen kann, erhellt wie in (20). Und ſo zeigen Irrationalen, Verhältniß des Durchmeſſers zum Umfange, unendliche Reihen, die ſich nähern, nichts für den unendlichen Raum als ein Ganzes aus begränzten Theilen.

25) Im philoſ. Mag. II. B. 1. St. 89. S. wird als Urſache, warum dem bekannten 11. Grundſatze Euklids, die Evidenz eines Grundſatzes fehle, angegeben: Weil in ihm der Begriff von einem unendlichen in Anſehung ſeiner Schranken unbeſtimmten Raume enthalten ſey, den Sinne und Einbildungskraft nicht darſtellen können.

26) Genau zu reden, ſcheint es mir nicht, als ob dieſer Begriff im Axiome läge. Es iſt wahr; von den beyden Linien, die mit einer dritten zweene innre Winkel machen, deren Summe kleiner iſt als zweene rechte, ſagt Euklid: ἐκβαλλόμεναι αἱ δύο ἄνται

ἄνται ἐυθεῖαι ἐπ' ἄπειρον συμπεσοῦνται ἀλλήλαις; Aber dieſes ins Unendliche verlängert, heißt nichts anders, als: ſo weit als nöthig; eben wie bey der Linie, auf welche ein Perpendikel fallen ſoll (13). Euklid ſagt nur: Man kann die Linien allemal ſo weit verlängern, daß ſie zuſammenſtoßen. Der bildliche Begriff von einem Paar ſolcher Linien ſtellt ſogleich das dar: Wenn der beyden Winkel Summe näher an zweene rechte kömmt, ſo müſſen die Linien weiter hinaus gehen, ehe ſie zuſammen kommen, und das Axiom ſagt nur: Sie können allemal zu dieſer Abſicht weit genug hinaus gezogen werden.

27) Im Magazine a. a. O. ſteht: ſie durchſchneiden ſich, wenn ſie ins Unendliche fortgezogen werden. „

Den Worten nach iſt das richtig überſetzt, aber der Grieche hat bey dem Worte, das wir ourch unendlich geben, nicht das gedacht, was wir bey dem deutſchen Worte denken, oder zu denken glauben.

Denn, wenn zum Durchſchneiden der Linien nöthig iſt, daß ſie ins Unendliche (in der neuern Bedeutung des Worts) fortgezogen werden, ſo ſchneiden ſie einander nicht, ſondern ſind gleichlaufend.

„Parallelen sagt Hauſen El. Geom. def. 9., ſind Linien in einer Ebene, die nie zuſammenſtoßen, wenn man ſie auch nirgends begränzt denkt, das iſt in der Sprache der Geometern: Wenn ſie auch ins Unendliche verlängert werden.„

28) Man ſagt: Parallelen ſchneiden einander im Unendlichen; In welcher Bedeutung dieſes geſagt wird, zeige ich in meinen Anfangsgründen der Geometrie 12. S. 12 Zuſ. Läßt ſich dieſer Ausdruck vertheidigen, ſo muß er gewiß ſoviel ſagen als: Sie ſchneiden einander nie.

29) Wenn die beyden Linien (26) einander ſchneiden, ſo machen ſie mit der dritten, an welcher die beyden Winkel liegen, ein Dreyeck, alſo eine Figur, die begränzter Raum iſt. Euklids Ausdruck: „ſie ſchneiden einander, wenn ſie ins Unendliche fortgezogen werden,„ nimmt das Wort unendlich nicht anders, als wie ich (26) erklärt habe.

30) Der Grund, warum man in dieſem Axiome nicht die Evidenz der übrigen findet, iſt nicht der unendliche Raum in der neuen Bedeutung dieſes Worts, ſondern: daß man von der geraden Linie nur einen klaren Begriff hat, nicht einen deutlichen, wie ich in dem Aufſatze erinnert habe: Was in Euklids Geometrie möglich heißt.

Wenn

Wenn ein Paar gerade Linien, beyde in einer Ebene, auf einer dritten ſenkrecht ſtehen, ſo ſtoßen ſie nicht zuſammen. Das giebt der klare Begriff der geraden Linie, denn, weil auf einer Seite der dritten alles iſt, wie auf der andern, ſo müßten ſie auf der andern Seite auch zuſammenſtoßen, wenn ſie auf der einen zuſammenſtieſſen, und zweymal können ſie das nicht.

Das lieſſe ſich wohl als ein Grundſatz annehmen, oder als eine ſehr leichte Verbindung des 8, 10, 12. Grundſatzes Euklids.

31) Nun aber, wenn von zwo geraden Linien eine ſenkrecht auf die dritte iſt, die andere mit der dritten, nicht rechte Winkel macht, ſtoßen ſie da zuſammen? und auf welcher Seite der dritten.

Das iſt ein Theil, des nicht evidenten 11. Grundſatzes und wenn man dieſen Theil zur Richtigkeit gebracht hätte, hätte man auch den ganzen.

32) Der Mangel der Evidenz kömmt nicht darauf an, daß man vom unendlichen Raume keinen bildlichen Begriff hat; denn wenn (30) evident iſt, ſo hat man ja davon einen Begriff, daß

bildlich oder unbildlich zwiſchen den beyden nicht zuſammenſtoßenden geraden Linien, ein Streifen ebenen Raums iſt, der unbegränzt bleibt, und in dieſem Streifen will (31) Etwas begränzt haben, wofern die Linien in (31) zuſammenſtoßen ſollen. Alſo iſt die Evidenz gerade beym Unbegränzten, und mangelt beym Begränzten.

33) Die Frage iſt dieſe: In der ſchiefen geraden Linie (31) kann man fortgehen, ſo weit man will: Kömmt man dadurch gewiß einmal in die ſenkrechte?

Und die Schwierigkeit dieſe Frage zu bejahen, kömmt darauf an:

Man kann ſich ſtatt der ſchiefen geraden Linie, eine krumme Linie vorſtellen, deren Aſymptote die ſenkrechte gerade Linie wäre, z. E. einen Schenkel einer Hyperbel.

In einer ſolchen krummen Linie kann man auch fortgehen ſo weit man will, und kommt doch nie in die ſenkrechte gerade.

Warum ſoll nun bey der ſchiefen geraden etwas nothwendig ſtatt finden, das nicht eben ſtatt finden muß, wenn man ſtatt ihrer eine krumme ſetzt?

34) Alſo beruhet die Schwierigkeit auf dem Unterſchiede zwiſchen geraden und krummen Linien. Krumme Linie heißt: Von der kein Theil gerade iſt. Dieſer Begriff von der krummen Linie iſt deutlich, weil der von der geraden klar iſt; aber unvollſtändig, wenn der von der geraden nur klar iſt.

35) So erhellet, daß die Schwierigkeit bey dem Grundſatze nicht auf unendlichen Raum ankömmt, ſondern auf Undeutlichkeit und Unvollſtändigkeit der Begriffe.

36) Mit ihrer Aſymptote, kömmt eine krumme Linie, nie zuſammen, das Sonderbare dabey iſt, daß ſie ſich der Aſymptote immerfort nähert. Eine kleine Ueberlegung zeigt: Nicht zuſammenkommen, und ſich immer nähern, könne nur alsdann beyſammen ſtehen, wenn die Näherung immer weniger und weniger beträgt. Alſo muß die ſchiefe gerade Linie (31) ſich gewiß immer gleich viel nähern, wo nicht gar immer mehr und mehr. Da das erſte genug iſt, ſo dürfte man nur dieſes beweiſen, wenn man das Schneiden darthun wollte. Das iſt auch verſucht worden, aber ebenfalls verunglückt, weil es ſich aus dem blos klaren Begriffe nicht bewerkſtelligen läßt.

37) Uebrigens heißt in der alten Geometrie, Aſymptote nichts weiter als eine gerade Linie, den

eine krumme ſich immerfort nähert, ohne ſie zu erreichen. Die neuere ſagt: die krumme Linie werde von der Aſymptote im Unendlichen berührt, ſelbſt werden ein Paar ſolche Berührungspunkte um zweymal eine unendliche Linie von einander abſtehend, für einen genommen; Und mehr ſolche Paradoxen, die alle darauf ankommen, daß die einfältige deutliche Proſe der Alten, dichteriſch eingekleidet wurde. Auch die Aſymptoten, verlangen nichts weiter, als Raum, in dem man immer weiter und weiter fortgehen kann.

38) Bey Ioſeph Raphſon Analyſis aequationum vniverſalis, zweite Ausg. London 1696. 4. findet ſich ſeine Abhandlung de Spatio reali, ſeu ente infinito, conamen mathematico metaphyſicum. Im 3. Kap. nennt er das Unendliche der Mathematiker, wie es bey Reihen, Aſymptoten u. ſ. w. vorkömmt infinitum potentiale, ſagt: es ſey *actu finitum*, aber interminabile, quod ad *infinitum* ſemper ſemperque progrediens, nullum unquam progreſſionis illius finem conſequuturum eſt, unde nomen *infiniti* vulgo ſortitum eſt, et non incommode definiri queat: *finitum interminabile*; Es könnte nie infinitum actu werden; Ferner: Hujusmodi infinitum non datur a parte rei, ſed tantum a parte cogitantis, omne enim ens actu exiſtens, eſt id quod eſt, et tantum (ut loquuntur

tur Scholaſtici) actualitatis, quantum entitatis habet, unde rationem illam per quam dicitur *infinitum*, ſcilicet ejus *interminabilitatem* in cogitante ſolum exiſtere non in re manifeſtum eſt.

Raphſon ſagt eben das, was ich vorhin geſagt habe. Da ich mich auf den Raum einſchränke, wie ihn die Geometrie betrachtet, ſo gehören ſeine übrigen Sätze nicht zu meiner gegenwärtigen Abſicht, darüber ich ſonſt noch ſo denke, wie Leibnitz und Wolf mich denken lehrten.

39) Daß der Grund der Wahrheit und Gewißheit nicht in dem Bildlichen des Subjekts, ſondern in dem Intelligiblen, in dem Verſtandsbegriffe von den Gründen des Bildes liege. Philoſ. Mag. II. B. 1. St. 91. S.

Das dächte ich, wäre von geometriſchen Lehren jedem offenbar, der derſelben Beweiſe zu faſſen fähig iſt. Nie ſchließt man da aus dem Bilde, ſondern aus dem, was der Verſtand bey dem Bilde denkt. Ich glaube mich darüber zulänglich in dem Aufſatze geäußert zu haben: Was in Euklids Geometrie, möglich heißt.

## III.

# Ueber die geometriſchen Axiome.

(Phil. Mag. II. B. 2. St. S. 153. u. f. w.)

von

## A. G. Käſtner.

---

1) Beym Euklid heißen die Axiome: κοιναὶ ἔννοιαι, zu Latein communes notiones; folglich: Lehren des gemeinen Menſchenverſtandes; Ob es Definitionen ſind, oder aus Definitionen hergeleitet, iſt dem Geometer gleichgültig, genug für ihn, wenn jeder Menſch mit ſeinem natürlichen Verſtande auf dergleichen, ſo gar ſelbſt kommt, ohne einmal es von ſonſt jemand gelernt zu haben. Ich vermuthe, die griechiſchen Putzmacherinnen haben auch vorgegebene Muſter nachgeſchnitten wie die deutſchen, ohne daß eine vom Thales, oder Schülern deſſelben gehört hat; τὰ ἐφαρμόζοντα ἐπ' ἄλληλα ἴσα ἀλλήλοις ἐστί.

2) Wie es natürliche Logik, Metaphyſik und Moral giebt, ſo giebt es auch natürliche Mathematik, und in jeder

jeder dieſer Wiſſenſchaften heißt die gelehrte Abhandlung, nur Entwickelung, genauere Beſtimmung, fernere Anwendung deſſen, was der natürliche Menſchenverſtand einzuſehen und wo er es braucht, anzuwenden anfängt.

3) Selbſt wird ein ſolcher Satz von dem, der ihn braucht, oft leichter erfunden, als in dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Ausdrucke verſtanden, welches mich veranlaßt hat, in meinen Anfangsgründen der Rechenkunſt, die arithmetiſchen Grundſätze, erſt zu erzählen, nachdem ſie ſchon oft ſind gebraucht worden.

4) Axiom nennt *Wolf* Comment. de Methodo Mathematica §. 30. (El. Math. T. I.) Behauptung oder Verneinung, die aus einer einzigen Definition fließt; Erinnert aber §. 32. Euklid habe unter die Axiomen Sätze gerechnet, die ſich erweiſen laſſen, weil er die Begriffe von Gleichheit, Decken, gerader Linie u. d. g. nicht entwickeln könne. Indeſſen ſetze er nichts zum voraus, davon die Gewißheit nicht auch allenfalls durch höchſt undeutliche Erinnerung deſſen, was wir ſonſt erfahren haben, oder durch Erfahrungen, die wir ſogleich anſtellen können, dargethan werde. Begreiflich verſteht Wolf nicht Gebrauch der Erfahrungen, wie in der Phyſik ſtatt findet, ſondern ſinnliche Darſtellung,

bey

bey welcher der Verſtand ſogleich das Allgemeine wahrnimmt.

5) Euklids Axiome ſind alſo Sätze, die man ſogleich zugiebt, ſobald man ſie verſteht.

Verſtehn aber kann man, denke ich, einen Satz, wenn man auch gleich von ſeinem Subjekte und Prädikate, nicht eben die ſchärfſten Definitionen hat, denn iſt das unentbehrlich, ſo zweifle ich, ob jemand den Satz verſteht: Alle Menſchen müſſen ſterben.

6) Zum Verſtehen iſt zulänglich, von Subjekt und Prädikat klare, wenn auch undeutliche Begriffe zu haben. Dieſem gemäß kann jemand das Axiom wahr finden, wenn allenfalls auch ein Anderer dieſe Begriffe zur Deutlichkeit bringt und es ſo erweiſet. So iſt bey Wolfen ein Lehrſatz: Das Ganze iſt gröſſer, als ſein Theil (El. Ar. §. 84.). Freylich enthält die Demonſtration nichts, was nicht jeder, der den Satz als Grundſatz annimmt, auch dabey denken würde, nur von Wolfen ein wenig mehr auseinander geſetzt.

7) Nicht allemal wird durch Beweiſe der Axiomen viel gewonnen. Noch von meinem jugendlichen philoſophiſchen Fleiße her erinnere ich mich, daß der Satz des zureichenden Grundes, von Leibnitzen aus

kla-

klaren, von Erfahrungen abſtrahirten Begriffen hergeleitet, mir viel einleuchtender war, als die Schlüſſe, die ihn demonſtriren ſollten.

8) Euklids Axiome von der geraden Linie, beruhen alle nur auf klaren Begriffen, weil man keine Erklärung der geraden Linie hat.

9) Wolfs Erklärung: Jeder Theil einer geraden Linie ſey der ganzen ähnlich, iſt durch das Wort Ganze einer Chicane ausgeſetzt. Was heißt die ganze gerade Linie? Der Kreis iſt ein Ganzes, aber die gerade Linie nie, weil ſie immer kann verlängert werden. Richtiger wäre der Ausdruck, den er im Zuſatze zu dieſer Erklärung El. Geom. §. 18. braucht: Theile einer geraden Linie ſind nur durch die Größe unterſchieden. Uebrigens iſt, wenn man die gerade Linie noch nicht kennt, ſchwer zu verſtehen, worauf die Aehnlichkeit eines Theiles mit dem andern ankömmt. Freylich zeigt W. §. 29, daß dazu immer einerley Richtung des Punktes, der ſie beſchreibt, erfordert werde; Aber wer hat einen Begriff von Richtung ohne die gerade Linie zu denken, durch welche die Richtung angegeben wird? Alſo ſagt Wolfs Erklärung: Eine gerade Linie wird von einem Punkte beſchrieben, der ſich immer in gerader Linie bewegt.

10) Daß alſo Wolf eigentlich eine Erklärung der geraden Linie gegeben habe, an der jemand ſie kennen konnte, der ſie noch nicht kannte, das glaube ich nicht. Allemal aber iſt es nützlich, wie ich bey der 6. Erklärung meiner Geometrie erinnert habe, ſolchergeſtalt Aufmerkſamkeit auf das zu erregen, was gerade vom ungeraden unterſcheidet. Auch hat Wolf ſeinen Begriff gebraucht, zu zeigen, daß gleiche gerade Linien einander decken, und durch zweene Punkte nur eine gerade Linie geht, El. Geom. 168. 169. alſo Euklids 11. Axiom zu erweiſen. Daß aber deßwegen der Anfang der Geometrie nicht ſchärfer beym Wolf vorgetragen iſt, als beym Euklid, erhellet ſchon daraus, weil Wolf da vom Winkelmeſſen durch Kreisbogen handelt, welches ſich an dieſer Stelle mit euklidiſcher Schärfe nicht thun läßt.

11) Daß die gerade Linie in der Ebene der kürzeſte Weg zwiſchen zween Punkten iſt, läßt ſich allerdings erweiſen, wie Euklid gethan hat. Archimed nimmt es im Anfange des Buchs von der Kugel und Rundſäule, ſo viel ich ſehe, als einen Satz an, den derjenige zugeben ſoll, der ſein Buch leſen will; Ob der Satz ſich erweiſen laſſe, bekümmert er ſich eben nicht, und fügt ſogleich einen andern Satz bey, der gewiß einen Beweis verträgt, und auch vom Eutokius erhalten hat: Daß alle Linien in einer Ebene zwi-

zwiſchen dreien Endpunkten, die von der geraden unterſchieden ſind, ungleiche Länge haben.

12) Leibnitz an dem im Phil. Mag. II. B. 165. S. angeführten Orte (Oeuvres philoſophiques de *Leibnitz*. . . par *Raſpe* Amſt. 1665 in Nouveaux Eſſais ſur l' Entendement Humain L. IV. ch. 12. p. 418. Suiv.) erinnert, daß Archimed doch voraus ſetze, die gerade Linie, von der er redet, ſey ebendieſelbe, von der Euklids Grundſätze reden, das beſtätiget, was ich vorhin geſagt habe. Archimed und Euklid brauchen beyde nur den klaren Begriff einer geraden Linie.

13) Wie Leibnitzens angeführter Aufſatz, ein ununterbrochener Commentarius über Locks Buch vom menſchlichen Verſtande iſt, der Locken von Capitel zu Capitel folgt, ſo iſt auch in erwähnter Stelle die Hauptabſicht zu zeigen, daß die Axiomen nicht blos als Induktionen aus Exempeln wahr ſind (man ſ. der Oeuvres 416 Seite). Wäre das, ſo hätte Locke recht, wenn er behauptet, die Erkenntniß ſchreibe ſich nicht von Grundſätzen her; (4. B. 12. Ch. 1. §. 684. S. in Lockens Verſ. v. menſchl. Verſt. überſ. und mit Anm. verſ. von Poley. Altenburg 1757).

14) Im Grunde aber verhält es ſich hier mit dem Streite zwiſchen Leibnitzen und Locken, wie mit den meiſten philoſophiſchen Streitigkeiten, daß es auf Wörter, und Mißverſtand derſelben ankömmt.

15) Heißt Induktion etwas bey einzelnen Fällen wahrnehmen, und daraus einen allgemeinen Satz machen, ſo muß man alle einzelne Fälle durchzählen können, und zeigen, daß das, was man behauptet, bey jedem ſtatt findet. So habe ich in meiner Geometrie S. 4. dargethan, daß in zwey Dreyecken alles einerley iſt, wenn die Seiten einerley ſind, und im 21. S. daß der Winkel am Umfange eines Kreiſes halb ſo groß iſt, als der am Mittelpunkte.

16) Dieſe Induktion ſagt eigentlich nichts Neues, ſie faſſet nur in einen allgemeinen Satz zuſammen, was eine Menge beſonderer ſagt, iſt alſo auch nicht weiter zuverläſſig, als in ſofern jeder der beſondern Sätze wahr iſt.

Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter, und Saturn, nebſt ihren Begleitern, haben jeder ihr Licht von der Sonne Die Induktion: Alle Planeten haben ihr Licht von der Sonne, iſt nicht anders ſicher, als wenn man den einzelnen Satz von jedem Planeten weiß, den man kennt, oder kennen lernt.

Hat

Hat der, welchen Herſchel entdecket hat, eignes Licht, wie Hell glaubt, ſo iſt die Induktion nicht geſtattet.

17) Eine andere Induktion iſt ſo beſchaffen: Unterſchiedene Fälle werden einer aus dem andern abgeleitet; Man kann zeigen: Was in irgend einem ſtatt findet, muß auch in dem nächſtfolgenden ſtatt finden; Alsdann iſt genug, von dem erſten, zweiten, dritten Falle, kurz von einigen der erſtern darzuthun, was man von allen, vielleicht ohne Ende fortgehenden behauptet.

18) Ich lernte dieſe Methode zuerſt von Hauſen kennen. Sie iſt in ſeinen El. Arithm. Prop. XXIII. gebraucht, bey den Reihen der Figurzahlen; Hauſens Verfahren iſt, ſoviel ich weiß, Jakob Bernoullis ſeinem nachgeahmt (*Iacobi Bernoullii* Ars Conjectandi Baſ. 1713. Pars II. cap. 3. pag. 87.) Sie iſt ſehr nützlich, von Geſetzen, die man durch Erfahrung in einzelnen Fällen wahrgenommen hat, darzuthun, daß ſie allgemein ſind. So habe ich ſie in meinen Anfangsgründen der Analyſis ſehr häufig gebraucht, auch in der angewandten Mathematik, z. E. beym Hebel, Anfangsgr. der Stat. 33. §.

19) Weil man hier vom nten Falle auf den n(+ 1)ten fortgeht, nannte ein guter Freund von

mir in Leipzig M. Orchliz, das im Scherze: Die n + 1 Methode.

Man kann ihr aber einen edlern Namen geben. Wenn in einem Geſchlechtregiſter, irgend einer der Vorfahren, von Adel iſt, ſo ſind es doch alle, rechtmäſſig von Ihm abſtammende. Alſo iſt es auch die Ahnenmethode und geht ſelbſt die Herren von an, die von den Nepern, l' Hoſpitals, Tſchirnhauſen viel zu weit unterſchieden ſind, etwas von n und n + 1 zu wiſſen.

20) Aber keine dieſer Induktionen iſt der Weg, durch den man auf die mathematiſchen Axiomen kommet. Dieſer Weg iſt die Abſtraktion. Ein Paar Stangen, kreutzweis über einander gelegt, ſind für den Verſtand ein Bild, an dem er erkennt, daß ein Paar gerade Linien einander nur einmal ſchneiden können. Dieſe Wahrnehmung beruhet auf dem Vermögen des Verſtandes zu abſtrahiren, etwas bey den Stangen zu denken, das er ſelbſt bey Balken, ſo gut denken würde, als bey quer übereinander geſpannten Fäden, oder gezogenen feinen Strichen.

Dieſes Vermögen des Verſtandes raiſon commune, beym Leibniz p. 416. macht, daß man das Axiom wie L. ſich ausdrücket, implicitement erkennt,

ob

ob man es gleich nicht alſobald abſtrakt ausdruckt. Das Axiom, ſagt er, iſt den Exempeln inkorporirt.

21) Locke fragt 4 B. 12 Ch. 4 §. Ob es klärer ſey, daß, wenn man einen Zoll von einer ſchwarzen 2 Zoll langen Linie, und einen Zoll von einer rothen auch 2 Zoll langen Linie wegnimmt, die überbleibenden Theile beyde gleich ſind; oder: daß, wenn man Gleiches von Gleichem abzieht, auch das Uebrige gleich iſt?

Dieſe Frage hat Leibnizen zu vorerwähnter Erläuterung veranlaßt. Locke verwechſelt hier: Einen Grundſatz an einem Exempel wahrnehmen, und ihn, abſtrakt in Kunſtwörtern ausgedruckt verſtehn. Wer dieſen Unterſchied nicht einſieht, dem empfehle ich ſchon in meinem 1. §. die Belehrung der deutſchen Putzmacherinnen, wenn er etwa die griechiſchen nicht verſtände.

22) Daß Euklids Axiome nicht Sätze ſind, wie ſeichte Lehrer der Geometrie aus der Figur annehmen, erinnert Leibniz in der Folge a. a. O. geſteht aber auch, Euklid müſſe dergleichen von der geraden Linie annehmen, weil er von ihr keine Definition habe.

23) Ob es Geiſter giebt, die eine Definition von der geraden Linie haben, und daraus Euklids Axiomen herleiten können, entſcheide ich nicht; Ich befriedige mich mit der Geometrie für Menſchen, und daß wir dieſe Geometrie nicht hätten, wenn man nicht weiter hätte gehen wollen, bis die Axiomen demonſtrirt wären, ſagt auch Leibniz p. 420.

24) Das aber iſt mir wahrſcheinlich: Die Geometrie eines Geiſtes, der die gerade Linie definirt, verhält ſich zu der unſrigen ohngefähr, wie Newtons Vorſtellung vom Regenbogen, zur Vorſtellung des Kindes, das den Regenbogen mit beyden Schenkeln auf dem Felde aufſtehen ſieht, wie Harmonie, die Euler berechnet, zu der, mit welcher ſich ein Mädchen, das die Regel Detri nicht kann, auf dem Flügel ergötzt.

War es unſer Gott, von dem Plato lehrte: Er übe beſtändig Geometrie, ſo ſagte Plato nur eine ſehr erhabene Antropopathie. In dem göttlichen Verſtande iſt unſre Geometrie nur auf die Art, wie es unſre allgemeinen Begriffe ſind, worüber ich mich zu andrer Zeit erklärt habe.

## IV.

## Wie weit ſtimmt die Leibnitziſche und Kantiſche Vernunftkritik überein?

Wir können vielleicht nach dem, was bisher in der Unterſuchung der Gründe der ſpekulativen Philoſophie von beyden Seiten geſchehen iſt, einen Verſuch machen, dieſe Frage zu beantworten. In dieſem Verſuche werden wir die Summe von denjenigen Punkten ziehen, in welchen beyde Vernunftkritiken eins ſind; und dieſe wird uns dann leichter das überſehen laſſen, was noch zwiſchen ihnen ſtreitig bleibt. Es würde verwegen ſeyn, dem Urtheile der Leſer vorzugreifen, und jetzt ſchon mit Zuverſicht zu entſcheiden, daß die zurückbleibende Differenz nur ein Wortſtreit ſey. Es könnte doch gleichwol ſeyn; um alſo gewiß zu werden, müſſen ſich beyde Theile zu verſtändigen ſuchen.

Die Hauptfrage, über welche ſich beyde Theile widerſprechen, iſt: Erkennen wir etwas von den Dingen an ſich? Die Leibnitziſche Vernunftkritik ſagt ja! wir erkennen etwas, die Kantiſche nein! wir erkennen nichts von ihnen.

Der Gegenſatz beyder Behauptungen liegt alſo in den Worten Etwas und Nichts; und in der That, was könnte einander mehr entgegen ſcheinen? — Inzwiſchen geſteht doch die Kantiſche Vernunftkritik:

1. Daß uns die Erſcheinungen Dinge an ſich verbürgen. Sie hat ſich nicht erklärt, was ſie unter verbürgen verſtehe. Nimmt man indeß das Wort in der gewöhnlichen Bedeutung, ſo kann es nichts anders heißen: als gewiß machen. Wenn ſich ein reicher und rechtſchaffener Mann für eine kleine Schuld verbürgt: ſo ſind wir gewiß, daß ſie uns werde bezahlt werden. Die Erſcheinungen verbürgen uns Dinge an ſich, heißt alſo: aus den Erſcheinungen können wir mit Gewißheit ſchließen, daß es Dinge an ſich gebe. Anders lehrt die Leibnitziſche Vernunftkritik nicht.

2. Die Kantiſche Vernunftkritik geht der Leibnitziſchen noch einen Schritt entgegen. Sie erkennt — wenigſtens einer ihrer tiefſinnigſten Erweiterer erkennt: daß das Daſeyn der Gegenſtände außer uns eben ſo gewiß ſey, als das Daſeyn einer Vorſtellung überhaupt. „Das Daſeyn der Gegenſtände außer „uns, ſagt Hr. Reinhold, (Verſ. e. neuen Theor. des menſchl. Vorſtellungsverm. S. 299.) „iſt alſo „eben

„eben ſo gewiß, als das Daſeyn einer Vorſtellung „überhaupt „ Dieſe Gegenſtände außer uns können nun nichts anders als Dinge an ſich ſeyn. Alſo wir erkennen mit Gewißheit die Wirklichkeit von Dingen an ſich außer uns.

3. Dieſe Dinge an ſich außer uns enthalten alſo den Grund der Wirklichkeit unſerer Vorſtellungen. Denn — ſagt der eben angeführte Schriftſteller — da in dem Vorſtellungsvermögen des Subjektes nichts als die beſtimmte Möglichkeit iſt, ein Mannigfaltiges zu empfangen: ſo würde, ohne den Stoff von außen her, keine Vorſtellung überhaupt zur Wirklichkeit gelangen. Dieſer Schluß ſetzt voraus, daß der Satz des Grundes eine transſcendentale Gültigkeit habe, indem man durch denſelben etwas von Dingen an ſich erkenne, nämlich: ihre Wirklichkeit.

4. Die Dinge an ſich ſind Urſachen, und zwar wirkende. Denn, ſie wirken unſere Vorſtellungen. H. Hofpr. Schulze ſagt: „Etwas wirken, „hervorbringen, heißt: die Urſach davon ſeyn *).

5. Was den Grund der Wirklichkeit von etwas enthält, nennt man eine Kraft. Der eben angeführte gelehrte Prüfer ſagt: Kraft heißt das Vermögen zu wirken, oder die Möglichkeit, eine Urſach von etwas anderm zu ſeyn **). Die Dinge an ſich außer

*) S. Prüf. S. 14. **) Ebend. S. 15.

außer uns, welche den Grund der Wirklichkeit von unſern Vorſtellungen enthalten, haben alſo eine Kraft.

6. Die Kantiſche Vernunftkritik — die ich mich nun nicht mehr den kritiſchen Idealismus zu nennen getraue, — dieſe Vernunftkritik erkennt alſo mit Gewißheit:

a. Daß Dinge an ſich wirklich ſind,
b. Daß Dinge an ſich einfache Dinge ſind,
c. Daß ſie Subſtanzen ſind,
d. Daß ſie Urſachen ſind,
e. Daß ſie Kräfte haben.

7. Die Kantiſche Vernunftkritik erkennt alſo fünf Hauptprädikate der Dinge an ſich, woraus vielleicht noch mehrere hergeleitet werden können.

8. Mehr als dieſe fünf Hauptprädikate erkennt ſie nicht von den Dingen an ſich. Allein mehr als dieſe fünf Hauptprädikate erkennt auch die Leibnitziſche Vernunftkritik nicht, ſo weit ſie bisher in unſern Unterſuchungen mit der Kantiſchen iſt verglichen worden.

9. Dieſe Prädikate, welche beyde Vernunftkritiken gemeinſchaftlich von den Dingen an ſich erkennen, nennt die Kantiſche Nichts; die Leibnitziſche nennt ſie Etwas. Ueber dieſe Benennung gingen ſie alſo noch von einander ab. Ich vermeſſe mich nicht, die Gründe zu erforſchen, warum die erſtere ihre Sprache gewählt hat; ich geſtehe, daß ſie mehr den philoſophiſchen Stolz demüthigt, indeß die andere höch-

höchſtens Genügſamkeit beweiſet. Ich begnüge mich, nur einige Gründe für die Leibnitziſche Sprache anzuführen. Da nämlich dieſe fünf Hauptprädikate nun doch als bekannte Größen anzuſehen ſind: ſo kann die Leibnitziſche Vernunftkritik einiges Recht zu haben glauben, ihre gewiſſe Erkenntniß von den Dingen an ſich durch $= a + x$ oder beſtimmter durch $5 + x^{\infty}$ auszudrucken, welches noch immer wenig genug iſt, um den vermeſſenſten philoſophiſchen Stolz zu demüthigen.

* * *

Beyde Theile ſtünden alſo an den Ufern des Bidaſſao, wie es ſcheint, und es iſt von der Zeit zu erwarten, ob ſie die Iſle de la Conference betreten werden. Dürfen wir für die ſpekulative Philoſophie bald ſagen: il n'y a plus de Pyrenées? Das wünſche ich von den Leſern dieſer Vergleichungspunkte zu erfahren Sie könnten vielleicht aus unſern bisherigen Verhandlungen noch vermehrt werden; allein die Präliminarien eines Friedensſchluſſes dürfen nicht zu weitläuftig ſeyn.

V.

# V.

## Ueber ein neues merkwürdiges Reſultat der philoſophiſchen Geſchichte, in Beziehung auf die Frage vom Daſeyn Gottes.

„Bey der ſonſt ſo durchgängigen Uneinigkeit (in „Anſehung der Frage vom Daſeyn Gottes), waren „immer drey (philoſophiſche) Partheyen gegen eine „über eben dieſelben Hauptſätze einig, welche Kant „als Reſultate ſeiner Unterſuchung des Erkenntnißver„mögens aufgeſtellt hat, und welche in dem von ihm „entwickelten moraliſchen Erkenntnißgrunde ihre volle „Beſtätigung erhalten. Die philoſophirende Ver„nunft hat alſo nicht weniger einhellig, als der gemei„ne Menſchenverſtand, durch Mehrheit der Stim„men entſchieden; nur daß man ſie vor der Kritik „der reinen Vernunft nicht verſtanden hat.„

Dies iſt das neue, von Niemand bisher bemerkte Reſultat der philoſophiſchen Geſchichte, welches Herr Prof. Reinhold durch ein mühſames Nachdenken (wie er ſelbſt verſichert), gefunden, und theils in der Allg. Litteraturzeitung 1788. Nr. 231. a., theils

theils in ſeinem neueſten Werke (Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens S. 79. f. f.) dem Publikum mitgetheilt hat. Daß dieſes Reſultat an ſich betrachtet, jedem merkwürdig ſeyn müſſe, der je in ſeinem Leben über Religion ſelbſt gedacht, und für Religion gefühlt hat; davon dürften vielleicht manche unbefangene Selbſtdenker nicht ſo vollkommen, wie Hr. R. ſelbſt (Verſuch einer neuen Theor. S. 82.), überzeugt ſeyn. Aber ſelbſt diejenigen, die in Abſicht auf dieſen Punkt, oder in Anſehung der Frage von der Richtigkeit des Reſultats, mit dem Erfinder deſſelben nicht ganz einverſtanden ſind, werden ſich doch genöthigt fühlen, einzugeſtehen, daß die Methode, durch deren Anwendung jene Entdeckung möglich gemacht wurde, allerdings merkwürdig und ſehr geſchickt ſey, zu mehrern andern neuen Entdeckungen zu führen Dieſe Methode zeichnet ſich nemlich vorzüglich durch folgende zwey bemerkenswerthe Maximen aus:

I. Es iſt durchaus nicht nothwendig, daß die Klaſſifikation der Hauptpartheyen, die bey dem Stimmenzählen zum Grunde gelegt wird, mit den logiſchen Regeln der Eintheilung genau übereinſtimmend ſey. Wenigſtens iſt es nicht nothwendig, die Partheyen, deren Stim-

Stimmen gesammelt werden sollen, vollständig aufzuzählen.

II. Es ist eben so wenig nothwendig, bey der Untersuchung der Frage: ob die Hauptsätze einer gewissen Parthey, die Mehrheit der Stimmen für sich haben, gerade auf die eigenthümlichen Behauptungen dieser Parthey Rücksicht zu nehmen.

Ob diese Maximen als Postulate angesehen werden können, oder wie, wenn sie dies nicht sind, die Allgemeingültigkeit derselben sich erweisen lasse, liegt außer den Gränzen meiner gegenwärtigen Untersuchung. Der geneigte Leser, der über diese Frage nicht selbst zu entscheiden Lust hat, mag sich darüber von Hrn. R. eine Aufklärung erbitten. Denn daß dieser die Gültigkeit der beiden angeführten Grundsätze wirklich, ob zwar stillschweigend, vorausgesetzt habe, läßt sich aus der Art, wie er den neuentdeckten Satz darzuthun sucht, ziemlich sicher folgern.

„Die Frage: Giebt es einen Erkenntnißgrund für das Daseyn Gottes? sagt Hr. R. (Allg. Lit„ter. Zeit. 1788. Nr. 231. a. vergl. Vers. e. „neuen Theor. S. 79. f.), wird von einem „Theile der philosophischen Welt bejahet, und von „dem

„dem andern verneinet. Die bejahende Hauptpar„they zerfällt wieder in zwey beſondere einander ent„gegengeſetzte Partheyen, wovon die eine den Er„kenntnißgrund für das Daſeyn Gottes innerhalb, „die andere außerhalb des Gebietes der Vernunft „gefunden zu haben glaubt. Die eine nennt ihren „Erkenntnißgrund Vernunftbeweis, die andere „Offenbarung. Dogmatiſche Theiſten und Su„pernaturaliſten.„ Dieſe Eintheilung legt er denn bey ſeiner Rechnung zum Grunde; und es iſt klar, daß ſie in Anſehung des Reſultats derſelben, gar nicht unweſentlich iſt. Aber es iſt nicht minder klar, daß ſie ſich nur unter der Vorausſetzung der erſten von den oben aufgeſtellten Maximen rechtfertigen läßt. Denn daß die Regeln der ſtrengen Logik, auf die Geſchichte der philoſophiſchen Theologie angewandt, eine andere Klaſſifikation fordern, erhellt, meines Erachtens, aus folgenden Bemerkungen.

1. Wenn die Begriffe von **Theiſmus** und **Supernaturaliſmus** ſo beſtimmt werden, daß ſie einander nicht entgegengeſetzt ſind; ſo iſt nicht nur die gemachte Eintheilung in logiſcher Hinſicht unrichtig, ſondern auch die Bemerkung falſch, daß die den Theiſten eigenthümliche Behauptung, von dem Supernaturaliſten verworfen werde, und umgekehrt. Bezeichnet man aber durch die Worte Theiſmus und Super-

naturaliſmus Begriffe, die einander ausſchließen, verſteht man unter Theiſten diejenigen, welche nur innerhalb des Vernunftgebietes, unter Supernaturaliſten hingegen ſolche, die nur außerhalb des Vernunftgebietes den Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes ſuchen: ſo laſſen ſich nicht alle die Partheyen, welche die Frage vom Daſeyn Gottes bejahend beantworten, auf Theiſten und Supernaturaliſten zurückführen. Denn es iſt unleugbar, daß es Philoſophen und Theologen gegeben hat, und noch giebt, welche behaupten, daß es ſowol außerhalb als innerhalb des Vernunftgebietes einen Erkenntnißgrund für das Daſeyn Gottes gebe. Zu dieſer Klaſſe gehören z. B. von den ältern mehrere Stoiker, von den neuern Joh. Crell, Sam. Werenfels, Limborch, Farmer, und mehrere andere, denen man, ohne ſich einer Ungerechtigkeit ſchuldig zu machen, das Stimmrecht nicht wohl abſprechen kann.

2. Noch zahlreicher vielleicht iſt die Parthey derer, welche das Daſeyn Gottes zwar nicht demonſtriren zu können, aber doch annehmen zu müſſen glauben, weil ſie dieſen Satz für einen in Vernunftprincipien hinreichend gegründeten Satz halten. Und wer weiß nicht, daß ſich einige der berühmteſten Philoſophen, (z. B. Gabriel Biel, Platner, Feder u. a.), für dieſe Parthey erklärt haben? Aber

zu

zu welcher von denen Partheyen, deren Stimmen Hr. R. geſammelt hat, ſoll denn dieſe gerechnet werden? Zu der Parthey der Supernaturaliſten offenbar nicht: unter der Klaſſe der Theiſten aber iſt ſie nur denn begriffen, wenn dieſer Name auf alle diejenigen ausgedehnt wird, die einen hinreichenden Ueberzeugungsgrund vom Daſeyn Gottes, innerhalb des Vernunftgebietes, zu finden glauben. Allein Hr. R. verſteht unter den Theiſten, denen er ein Stimmrecht einräumet, nur ſolche, welche das Daſeyn Gottes für apodiktiſch erweislich halten. Dies erhellt nicht nur aus der S. 83. ſeines Verſ. einer neuen Theor. vorkommenden Erklärung, ſondern auch daraus, daß er ſagt (Allg. Litter. Zeit. Nr. 231. a. 1788. Verſ. e. neuen Th. S. 81.): „Die bejahende Antwort auf die Frage vom Daſeyn Gottes, läßt ſich durch keine apodiktiſche Beweiſe darthun. Dies wird gegen die dogmatiſchen Theiſten von den übrigen Partheyen behauptet.„ Alſo gehört jene Parthey zu den Theiſten in dem Sinne, in dem Hr. R. dieſes Wort nimmt, gerade ſo wenig, als zu den Supernaturaliſten. Sie liegt ungefähr in der Mitte zwiſchen den erſteren und den Skeptikern, und kann eben ſo wenig mit irgend einer von denen Partheyen, deren Stimmen Hr. R. vernommen hat, vermengt, als für eine bloße Null angeſehen werden.

3. Noch iſt eine Parthey übrig, die weder unter der theiſtiſchen, noch unter der ſupernaturaliſtiſchen enthalten iſt, ob ſie gleich mit beyden darin übereinkommt, daß ſie die Frage vom Daſeyn Gottes bejahend beantwortet. Zu dieſer gehören diejenigen, welche mit Oſwald, und einigen ältern Philoſophen und Theologen, den Satz vom Daſeyn Gottes für ein Axiom halten.

Dieſe Bemerkungen mögen hinreichend ſeyn, um zu zeigen, daß Hr. R. bey der Klaſſifikation, die er zum Grunde legt, ſich eine gewiſſe Freiheit erlaubt habe, welche die Regeln der gemeinen Logik nicht geſtatten. Dieſe Abweichung von der gewöhnlichen Methode iſt aber nicht die einzige, die zur Erfindung des neuen Reſultats erforderlich war. Um zu erweiſen, daß immer drey Partheyen gegen eine über ebendieſelbe Hauptſätze einig ſeyen, welche Kant aufgeſtellt hat, mußte auch noch die Vorausſetzung angenommen werden, daß es durchaus nicht nöthig ſey, bey der Vergleichung der Kantiſchen Meinung mit denen der übrigen Partheyen, gerade auf das Eigenthümliche der erſteren Rückſicht zu nehmen.

Hr. R. begnügt ſich nehmlich, zu zeigen, daß von den vier Partheyen, denen er das Stimmrecht zuerkennt, immer drey gegen eine über jeden der vier folgen-

genden Sätze, einzeln und für ſich allein betrachtet, zuſammenſtimmen:

1. „Die Frage über das Daſeyn Gottes läßt ſich befriedigend beantworten.
2. Die Frage über das Daſeyn Gottes läßt ſich nicht durch Offenbarung beantworten.
3. Die Frage über das Daſeyn Gottes läßt ſich nicht verneinend beantworten.
4. Die bejahende Antwort auf die Frage über das Daſeyn Gottes, läßt ſich durch keine apodiktiſche Beweiſe darthun.„ Allein

1. zeigt er nicht, und kann auch nicht zeigen, daß irgend einem von dieſen Sätzen, daſſelbe Verhältniß zu den drey übrigen, welches ihm nach der Kantiſchen Idee zukommt, durch Mehrheit der Stimmen beygelegt werde. Denn daraus, daß die Sätze a, b, c, d, einzeln und für ſich betrachtet, der eine von A, B, C, der andere von A, B, D, der dritte von B, C, D, der vierte von A, C, D behauptet werden, läßt ſich in keinem Fall folgern, daß es drey Partheyen gebe, welche für die Vereinbarkeit der Sätze a, b, c, und d ſtimmen. Und im vorliegenden Fall fällt es bey dem erſten Blick auf, daß keine von allen den Partheyen, deren Stimmen Hr. R. vernimmt, ſich die vier aufgeſtellten Hauptſätze als ſolche denke,

die zur Einheit verbunden werden können. Nun macht aber die Verbindung dieſer vier Sätze zur Einheit, und folglich auch die Vorausſetzung ihrer Vereinbarkeit, einen weſentlichen Beſtandtheil der Kantiſchen Idee aus, wodurch ſich dieſe von den Ideen aller derjenigen Partheyen, welche Hr. R. ſtimmen läßt, unterſcheidet. Wenn man alſo auch einräumen wollte, daß die von ihm gemachte Klaſſifikation richtig und vollſtändig ſey; ſo würde man doch weder genöthigt noch berechtigt ſeyn, einzugeſtehen, daß das Reſultat der Kantiſchen Unterſuchung des Erkenntnißvermögens, ſofern es ſich auf die Frage vom Daſeyn Gottes bezieht, nach allen ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen betrachtet, durch die Mehrheit der Stimmen begünſtigt werde.

2. Eine andere noch bemerkenswerthere Idee, durch welche ſich die Kantiſche Parthey nicht blos von denen, deren Stimmen Hr. R. vernimmt, ſondern auch von den übrigen, die unter ſeiner Klaſſifikation nicht begriffen ſind, unterſcheidet, und welche von allen dieſen Partheyen einſtimmig verworfen wird, iſt dieſe, daß der moraliſche Erkenntnißgrund der einzig befriedigende und unerſchütterlich feſte Erkenntnißgrund vom Daſeyn Gottes ſey. Daß Hr. R. auf dieſe Eigenthümlichkeit bey der Vergleichung gar keine Rückſicht nimmt, läßt ſich nicht ganz befriedigend

digend aus der Vorausſetzung erklären, daß er blos diejenigen Hauptſätze, die ſich aus der Kantiſchen Unterſuchung des Erkenntnißvermögens ergeben, habe ausheben wollen. Denn der erſte Hauptſatz, den er anführt — der Satz nehmlich: „Die Frage über das Daſeyn Gottes läßt ſich befriedigend beantworten„, gehört doch wohl nicht zu den Reſultaten der Kantiſchen Kritik der theoretiſchen Vernunft. Wäre dies aber auch wirklich der Fall, ſo würde man doch immer mit Recht fragen können, warum Hr. R. es für gut gefunden habe, die Kantiſche Idee mit denen der übrigen Partheyen, nur einſeitig zu vergleichen? Doch — jede andere Parthey wird ſich vielleicht dieſe Maxime gern gefallen laſſen, wenn man ihr nur, wie billig, die Erlaubniß bewilligt, von derſelben gleichfalls Gebrauch zu machen. Denn in dieſem Fall wird jede von den übrigen Partheyen ſich ganz unerwartet in den Stand geſetzt ſehen, ſehr bündig zu erweiſen, daß ihre Meinung die Mehrheit der Stimmen für ſich habe. Der Skeptiker z. B. wird, vermöge des Rechts, das man ihm eingeräumt hat, ſich die Freyheit nehmen, den erſten Hauptſatz bey der Vergleichung wegzulaſſen, weil dieſer gerade der eigenthümlichſte Satz ſeiner Parthey iſt: und dann daraus, daß über jeglichen der drey übrigen Sätze zwey, oder (wenn man die kritiſchen Philoſophen mit dazu rechnet), drey

Partheyen gegen eine einzige einig ſind, den gegrün-deten Schluß machen, daß für ſeine Meinung die Mehrheit der Stimmen entſcheide. Aber auch den Atheiſten, den Supernaturaliſten, den dogma-tiſchen Theiſten u. ſ. w., wird es nicht ſchwer fal-len, durch Hülfe derſelben Methode, die Entdeckung zu machen, daß ihre Behauptungen durch die Mehr-heit der Stimmen begünſtigt werden. Und hieraus ergiebt ſich folgendes neue, und, wie hoffentlich jeder unbefangene Leſer eingeſtehen wird, ſehr merkwürdi-ge Reſultat: die philoſophirende Vernunft hat für entgegengeſetzte Meinungen in Beziehung auf die Frage vom Daſeyn Gottes durch Mehrheit der Stimmen entſchieden!

Zy.

VI.

# VI.

## Ueber
## Herr Reinholds Reſultate der Geſchichte der philoſophiſchen Lehre von Gott.

Hr. Reinhold machte bereits in der A. L. Z. September 1788. folgendes Reſultat der Geſchichte der philoſophiſchen Lehre von dem Daſeyn Gottes bekannt. Er ging in ſeiner Theorie des Vorſtellungsvermögens von dieſem Reſultate aus, um zu beweiſen, daß die theoretiſche Vernunft über eine ſo wichtige Lehre keine allgemeingeltende Principien habe. Wir wollen es dem philoſophiſchen Leſer, aus Gründen, die er bald finden wird, nochmals vollſtändig mittheilen.

„Folgendes merkwürdige Reſultat der philoſo„phiſchen Geſchichte, ſcheint uns ſo gut als irgend „eine phyſikaliſche oder andere Entdeckung, die ſchnell„ſte Bekanntmachung zu verdienen:

1) „So allgemein der gemeine Menſchen„verſtand durch die einhellige Stimme aller geſitte„ten Nationen über die Hauptfrage vom Daſeyn

„Gottes entſchieden hat, ſo wenig konnte die philo-
„ſophirende Vernunft bisher darüber mit ſich ſelbſt
„einig werden.

2) „Für den gemeinen Menſchenverſtand heißt
„dieſe Hauptfrage: Giebt es einen Gott? und ſie
„wird von ihm bejahend beantwortet: für die philo-
„ſophirende Vernunft heißt ſie: Giebt es einen Er-
„kenntnißgrund für das Daſeyn Gottes? und ſie
„wird von einem Theile der philoſophirenden Welt
„bejahet, und von dem andern verneinet.

3) „Die bejahende Hauptparthey zerfällt
„wieder in zwey beſondere einander entgegengeſetzte
„Partheyen, wovon die eine den Erkenntnißgrund
„für das Daſeyn Gottes innerhalb, die andere
„außerhalb des Gebietes der Vernunft, gefunden zu
„haben glaubt. Die Eine nennt ihren Erkenntniß-
„grund Vernunftbeweis, die Andere — Offenba-
„barung. Dogmatiſche Theiſten und Super-
„naturaliſten.

4) „Die verneinende Hauptparthey zerfällt
„ebenfalls in zwey einander widerſprechende Par-
„theyen, wovon die erſte jeden Erkenntnißgrund für
„das Daſeyn Gottes verwirft, weil ſie die Frage an
„ſich ſelbſt für ſchlechterdings unbeantwortlich erklärt,

und

„und die zweyte, weil ſie die Frage verneinend be„antworten zu müſſen glaubt. Die eine erklärt den „Begriff der Gottheit für grundlos; die andere für „widerſprechend. Dogmatiſche Skeptiker und „Atheiſten.

5) „Die ſtreitenden Hauptpartheyen können ſich „um ſo weniger vereinigen, da ſich von jeder derſelben „die eine Hälfte gegen ihre eigene andere Hälfte, mit „der einen Hälfte ihrer Gegner verbindet: Die „Supernaturaliſten mit den Skeptikern in der „Behauptung: daß ſich über die Frage vom „Daſeyn Gottes durch Vernunft nichts ent„ſcheiden ließe; und die dogmatiſchen Theiſten mit „den Atheiſten über die Behauptung, daß die Ver„nunft wirklich über dieſe Frage entſchieden „habe.

6) „Der kritiſche Skepticismus allein kann „einen denkenden Kopf der Nothwendigkeit überhe„ben, ſich zu einer dieſer Partheyen zu ſchlagen, „und es mit allen dreyen übrigen aufzunehmen. Er „hebet die jeder einzelnen Parthey eigenthümliche „Behauptung aus, und vernimmt über dieſelbe „die Stimmen der übrigen, wo es ſich dann er„giebt, daß

a. Die den Skeptikern eigenthümliche Behaup„tung: daß die Frage vom Daseyn Gottes „schlechterdings unbeantwortet bleiben müs„se, von allen drey übrigen Partheyen ein„stimmig verworfen werde.

b. „Dieses gilt eben so sehr von der den Super„naturalisten eigenthümlichen Behauptung: „daß die Gründe der Beantwortung jener „Frage, außerhalb des Gebietes der Ver„nunft läge.

c. „Von der der dogmatischen Atheisten; daß „sich das Nichtseyn Gottes beweisen lasse.

d. „Von der der dogmatischen Theisten: daß „sich das Daseyn Gottes beweisen lasse.

7) „Die Gegensätze dieser Behauptungen, „über deren jeglichen in der philosophischen Welt „drey Partheyen gegen eine einzige einig sind, „heißen also:

a. „Die Frage über das Daseyn Gottes läßt „sich befriedigend beantworten. Dies wird „gegen die Skeptiker von den drey übrigen „Partheyen behauptet.

b.

b. „Die Frage über das Daſeyn Gottes läßt „ſich nicht durch Offenbarung beantwor„ten. Dies wird gegen die Supernaturali„ſten von den drey übrigen Partheyen behaup„tet.

c. „Die Frage über das Daſeyn Gottes, „läßt ſich nicht verneinend beantworten. „Dies wird gegen die dogmatiſchen Athei„ſten von den drey übrigen Partheyen behaup„tet.

d. „Die bejahende Antwort auf die Frage „vom Daſeyn Gottes läßt ſich durch keine „apodiktiſchen Beweiſe darthun. Dies „wird gegen die dogmatiſchen Theiſten von „den drey übrigen Partheyen behauptet.

„Bey der ſonſt ſo durchgängigen Uneinigkeit „waren alſo immer drey Partheyen gegen eine über „eben dieſelben Hauptſätze einig, welche Kant, als „Reſultate ſeiner Unterſuchung des Erkenntnißvermö„gens, aufgeſtellt hat, und welche in dem von ihm „entwickelten moraliſchen Erkenntnißgrunde ihre „volle Beſtätigung erhalten.

„Die philoſophirende Vernunft hat alſo nicht „weniger einhellig als der gemeine Menſchenverſtand,

„durch

„durch Mehrheit der Stimmen entſchieden; nur „daß man ſie vor der Kritik der reinen Vernunft „nicht verſtanden hat.“

Ich erlaube mir über dieſes Reſultat zwey Anmerkungen.

1. H. R. will durch daſſelbe beweiſen, daß die Wahrheit: es iſt ein Gott, nicht allein bisher keine allgemein geltende geweſen ſey, ſondern auch für die theoretiſche Vernunft keine allgemein gültige Wahrheit ſeyn könne. Das erſte folgt allerdings daraus; wenn aber auch das andere daraus folgen ſoll, ſo muß man den Satz annehmen: Kein Satz, über den vier (oder überhaupt mehr einander widerſprechende) Meinungen in der Welt ſind, wovon immer drey der vierten (oder alle übrigen Einer) entgegenſtehen, iſt allgemein gültig, und es giebt für ihn keinen Erkenntnißgrund.

Dieſem allgemein verneinenden Satze läßt ſich folgende Inſtanz entgegenſtellen. H. R. beweiſet ohne Hülfe der praktiſchen Vernunft, die Wirklichkeit der Gegenſtände außer uns, und hält, wie es uns ſcheint, mit Recht, die Wahrheit: es ſind außer uns Gegenſtände wirklich, für apodiktiſch gewiß, und für allgemein gültig. Gleichwol finden wir

über

über dieſelbe in der philoſophiſchen Geſchichte eben das Reſultat, das H. R. darin über die Lehre von Gott gefunden hat. Der allgemeine Menſchenverſtand, nicht allein aller geſitteten Völker, wie in der Hauptfrage von dem Daſeyn Gottes, ſondern auch aller ungeſitteten, hat über dieſe Frage entſchieden, hingegen die philoſophirende Vernunft konnte über dieſelbe mit ſich ſelbſt nicht einig werden. Für die philoſophirende Vernunft heißt die Frage von dem Daſeyn Gottes: giebt es einen Erkenntnißgrund des Daſeyns Gottes? Ueber dieſen Sinn der Frage hat ſie nun entſchieden, ſagt H. R., nämlich: verneinend. Für den bloßen geſunden Menſchenverſtand heißt ſie: Giebt es einen Gott? und darauf antwortet er bejahend. Eben ſo antwortet der geſunde Menſchenverſtand auf die Frage: giebt es Gegenſtände außer uns? Nach H. R. Reſultat müßte der Sinn dieſer Frage für die philoſophirende Vernunft ſeyn: giebt es einen Erkenntnißgrund des Daſeyns der Dinge außer uns, und ſie müßte ſie verneinend beantworten.

Denn es giebt darüber folgende vier Partheyen: 1. die dogmatiſchen Materialiſten und Dualiſten, 2. die dogmatiſchen Idealiſten, 3. die dogmatiſchen Skeptiker, 4. die Supranaturaliſten. Zu den letzteren gehört Malebranche mit ſeinen Anhängern. Dieſer ſupranaturaliſtiſche Dualiſt ſagt ausdrück-

drücklich: Il n'y a donc point d' autre voye que la *revelation*, qui puiſſe nous aſſurer, que Dieu a bien voulu creer des Corps — und: Il y a des Corps: cela eſt demontré en toute rigueur, *la foi* ſuppoſée.

Nun darf man in dem angeführten Reſultate des H. R. nur immer ſtatt: Daſeyn Gottes, Daſeyn der Gegenſtände außer uns, ſtatt: Atheiſten, Idealiſten; ſtatt: Theiſten, Materialiſten und Dualiſten ſetzen, ſo wird unſer Reſultat mit dem Reinholdiſchen völlig übereinſtimmen. Die bejahende Hauptparthey zerfällt in zwey Partheyen, die ſich über den Erkenntnißgrund widerſprechen. Die eine nennt ihren Erkenntnißgrund Vernunftbeweis, die andere Offenbarung. Von den verneinenden halten die Skeptiker die Frage für unbeantwortlich, die Idealiſten beweiſen, daß ſie müſſe verneinet werden.

Wenn alſo eine unter dieſen Partheyen, z. B. der Dualiſt ſagen wollte: ich kann das Daſeyn der Dinge außer uns aus der Vernunft beweiſen: ſo würden die drey übrigen einſtimmig ſagen: das kannſt du nicht. Die Idealiſten: weil wir das Gegentheil beweiſen; die dogmatiſchen Skeptiker: weil keines von beyden bewieſen werden kann; die Supranaturaliſten: weil das Daſeyn der Dinge außer uns nur durch die Offenbarung bewieſen werden kann u. ſ. w.

Hier

Hier wäre alſo eine apodiktiſch bewieſene, allgemein gültige Wahrheit, über die uns, als philoſophiſche Lehre, die Geſchichte eben das Reſultat giebt, das Hr. R. über die philoſophiſche Lehre von dem Daſeyn Gottes gefunden hat. Es kann alſo Sätze geben, die H. R. ſelbſt für allgemein gültig hält, und worüber doch vier Meinungen vorhanden ſind, von denen immer drey der vierten widerſprechen. Wenn ich alſo eine von dieſen Meinungen apodiktiſch beweiſe: ſo iſt ſie allgemein gültig, ohne daß ich nöthig habe, mich erſt mit den drey übrigen abzufinden, oder auf ihren Widerſpruch zu achten. Das äußerſte, was verlangt werden kann, iſt, daß man die Schwierigkeiten, die einigen Schein haben, zu heben verſucht. Und anders haben es die Geometer nie gemacht. Die Skeptiker ſetzten, nach dem Bericht des Sextus Empirikus, der Möglichkeit eine Linie in zwey gleiche Theile zu theilen, Zweifel entgegen; Euklides begnügt ſich, ſie zu beweiſen, andere haben vielleicht die Zweifel zu heben geſucht; die Möglichkeit der Biſektion der Linie ſteht indeß feſt und iſt eine allgemein gültige Wahrheit. So würde ich ſchließen und ſo hat man bisher geſchloſſen. H. R. ſcheint nicht ſo zu ſchließen; denn nach ſeinem Reſultate muß er dafür halten, es ſey durch den gegenſeitigen Widerſpruch der vier Partheyen entſchieden: daß es keinen Erkenntnißgrund der Dinge außer uns gebe. Wie er das mit ſeinem Bewei-

weiſe dieſes Daſeyns vereinigen könne, vermag ich nicht einzuſehen.

Die andere Anmerkung, die mir erlaubt ſeyn wird über H. R. Reſultat zu machen, betrift den Zuſatz: daß „die philoſophirende Vernunft einhellig „durch die Mehrheit der Stimmen über das „Daſeyn Gottes entſchieden habe, nur daß man ſie „vor der Kritik der reinen Vernunft nicht verſtanden „habe.„ Wenn das ſo viel heißen ſoll: die philoſophirende Vernunft habe entſchieden, daß es keinen Erkenntnißgrund des Daſeyns Gottes gebe, die Kritik der reinen Vernunft habe uns aber zuerſt über die Gründe dieſes Mangels belehrt, und zwar dadurch, daß ſie die Unmöglichkeit von Dingen an ſich irgend etwas zu erkennen, bewieſen habe: ſo kann ich mich gegen dieſen Zuſatz folgender Bedenklichkeiten nicht erwehren.

Erſtlich H. R. erkennt ſelbſt die Wirklichkeit der Dinge außer uns, die, da ſie keine Erſcheinungen ſind, welches ſie erſt in unſerer Vorſtellung werden, im Grunde Dinge an ſich ſeyn müſſen. Es iſt alſo an ſich nicht unmöglich von ſolchen Dingen etwas zu erkennen. Der Grund der Verſchiedenheit der Meinungen über das Daſeyn Gottes kann alſo nicht darin liegen, daß Gott ein Ding an ſich iſt.

Hier-

Hiernächſt fehlt es nicht an Beyſpielen von ſolchen Fragen, die keine Dinge an ſich betreffen, und über welche die philoſophiſche Geſchichte eben das Reſultat giebt, als über die Frage von dem Daſeyn Gottes. Ich führe nur folgendes über die Ewigkeit der Materie an. Darüber finden wir folgende vier Partheyen: 1. die Philoſophen des heidniſchen Alterthums, welche ſie behaupten mit Inbegriff der Eleatiker, die die Ewigkeit der Welt ſelbſt annahmen, 2. die meiſten chriſtlichen Philoſophen, die ſie leugneten, 3. die Skeptiker, die die Frage für unbeantwortlich hielten; 4. der ſeel. D. Erneſti, *) der ſie mit ſeinen zahlreichen Schülern, nur durch die Offenbarung für beantwortlich hielt.



*) Um zu beweiſen, daß ich den D. Erneſti unter dieſe Rubrik bringen darf, führe ich folgende Anmerkung deſſelben zu Xenophons Mem. Socrat. L. I. c. 1. §. 14. an, die in ſ. Ausg. von 1755. S. 7. ſteht: Zenonis Eleatae ſententia, quae ex opinione de aeterna & neceſſaria exiſtentia materiae neceſſaria quadam conſequutione efficitur; ut Zeno ceteris Philoſophis longe acutius, quid ex quoque conſequatur, viderit. — Propterea ergo potius reprehendus eſt Zeno, quod, cum intelligeret, quam abſurda & ſenſibus repugnantia e placito de aeternitate materiae conſequerentur, maluit tamen ea defendere, quam *aeternitatem materiae* rejicere. En certiſſimum argumentum rationis humanae in rebus divinis exercitientis, *niſi eam lux divina colluſtret.*

Die Frage über die Ewigkeit der Materie muß alſo ebenfalls unbeantwortlich ſeyn, es muß keinen Erkenntnißgrund für ihre Beantwortung geben können, da es darüber ebenfalls vier Partheyen giebt, wovon immer drey der vierten widerſprechen. Der Grund dieſes Mangels kann aber nicht darin liegen, daß der Gegenſtand derſelben ein Ding an ſich iſt. Denn er enthält beyde Formen der Anſchauung, da ewig nach der A. L. Z. vom J. 1789. N. 175. heißt: auf keine Stelle in der Zeit eingeſchränkt ſeyn. In der Unſinnlichkeit des Gegenſtandes kann alſo wohl ſchwerlich der Grund von der Unbeantwortlichkeit der Frage über das Daſeyn Gottes durch die theoretiſche Vernunft liegen. Die Kritik der reinen Vernunft ſcheint mir alſo die Entſcheidung der philoſophirenden Vernunft über das Daſeyn Gottes nicht verſtändlicher gemacht zu haben.

Man hat endlich dieſe Entſcheidung, da man ſie nicht ſo verſtehen kann, wie ſie die Kritik der reinen Vernunft verſteht, natürlicherweiſe anders verſtehen müſſen. Man hat ſie nämlich nicht für ein Zeichen des Mangels eines Erkenntnißgrundes für die Dinge an ſich, ſondern blos für ein unzweydeutiges Zeichen von der großen Verſchiedenheit der natürlichen und erworbenen Fähigkeiten, der erlangten Vorerkenntniſſe, der Uebung im tiefſinnigen Nachdenken, der

der Vertraulichkeit mit den unentbehrlichen Vorderſätzen, in denen gehalten, die über eine jedermann intereſſirende, aber nicht ohne tiefeindringende Unterſuchungen zu beweiſende Wahrheit, etwas entſcheiden zu dürfen glauben. Man hat dazu noch die Schwierigkeiten genommen, alle in einer ſolchen Unterſuchung vorkommende Begriffe genau zu beſtimmen, ſie deutlich zu machen, und dieſe Deutlichkeit bey jedem Fortſchritte zu erhalten, die Vieldeutigkeit der Wortſprache, das Schwankende der Erklärungen, und die möglichen Mishelligkeiten über dieſelben — das alles und noch andere Schwierigkeiten, die Mangel der Aufmerkſamkeit, Geiſt des Widerſpruches u. ſ. w., in ſolche Unterſuchungen bringt, an denen jedermann Theil nimmt, und welche den richtigen Gebrauch des Erkenntnißgrundes hindern, haben eine zulängliche Erklärung der Verſchiedenheit der Meinungen über die wichtige Frage von dem Daſeyn Gottes geſchienen. Und dieſe Erklärung fühle ich mich noch nicht berechtigt, für unzulänglich zu halten.

Das von Hr. R. aus der Geſchichte der Philoſophie gezogene Reſultat über die Frage von dem Daſeyn Gottes, ſcheint mir alſo

weder die Unbeantwortlichkeit dieſer Frage zu beweiſen, noch ſcheint mir die Kritik der reinen Vernunft den einzigen wahren Grund davon anzugeben.

## VII.

# Iſt die Form der Anſchauung zu der apodiktiſchen Gewisheit nothwendig?

und

# Beweiſet die Mathematik aus Begriffen?

Wie weit ſind die Leibnitziſche und Kantiſche Vernunftkritik über die Nothwendigkeit der Formen der Anſchauung zu der apodiktiſchen Gewisheit eins? Sie kommen beyde darin überein, 1. daß die Wahrheiten der reinen Mathematik einer apodiktiſchen Gewisheit fähig ſind, 2. daß einige derſelben, nämlich die geometriſchen Begriffe, bildliche Merkmale oder ſinnliche Anſchauungen enthalten. Nun iſt die Frage 1. iſt der Grund der Gewisheit blos in den Begriffen, oder zugleich in dem Bildlichen, in der Form der Anſchauung? 2. Wird zu der apodiktiſchen Gewisheit erfodert, daß die reinen Anſchauungen keinen empiriſchen Urſprung haben, oder nicht von den Empfindungen abgezogen ſind?

Hängt die apodiktiſche Gewisheit der geometriſchen Wahrheiten davon ab, daß der Begriff des Raums nicht von Empfindungen abgezogen iſt? —

Um

Um das auszumachen, müſſen wir die Begriffe von Formen der Anſchauung und von apodiktiſcher Gewiſsheit zu zergliedern ſuchen.

## I. Begriff von Formen der Anſchauung.

1.

Unter Form verſtanden die Alten den Inbegriff der Beſtimmungen, die die Gattung eines Dinges ausmachen. Plato ſelbſt nannte ſie *eidos*, *idéa*; was Plato ſo nannte, nannte Ariſtoteles τα καθολα, und ich wüßte nicht, daß die neuere Philoſophie dieſen Sprachgebrauch verlaſſen habe. So gebrauchen wir das Wort Form, wenn wir von dem formellen Unterſchiede der Begriffe, wonach ſie deutlich oder undeutlich ſind, von der Form der Urtheile und Schlüſſe, von der Form des epiſchen und dramatiſchen Gedichts reden. Wir verſtehen immer die Beſtimmungen darunter, die allen Begriffen, Urtheilen, Schlüſſen, allen epiſchen und dramatiſchen Gedichten, ihrem Gattungsbegriffe gemäß, zukommen müſſen, ihre Materie mag ſeyn, welche ſie will.

2.

Wenn die Form der Inbegriff der Beſtimmungen iſt, die die Gattung eines Dinges ausmachen: ſo kann ſie bald ein höheres, bald ein niedrigeres Ding ſeyn, je nachdem der Stoff, worin ſie iſt, ein höheres oder niedrigeres Ding iſt. Denn die näm-

liche Gattung kann, nach der Verſchiedenheit der Dinge, auf die ſie bezogen wird, bald eine höhere bald eine niedrigere ſeyn. So enthält die Form eines ſucceſſiven Dinges die Beſtimmungen, die zu dem Unterſchiede eines niedrigen gehören, wenn die Materien blos als Dinge, oder als Vorſtellungen überhaupt betrachtet werden, denn es kann auch zugleichſeyende Dinge geben; hingegen enthält ſie die Beſtimmungen der höhern Gattung, wenn die Materie ein beſtimmteres Ding iſt, z. B. Bewegung, die Töne eines Muſikſtücks, die Worte einer Rede. In der franzöſiſchen Encyclopädie heißt es: On definit ordinairement la *forme*, ce qui eſt de *moins commun* & de plus particulier ou de plus diſtingué dans un etre. Das iſt die Form der höhern Dinge.

3.

Die Kantiſche Vernunftkritik legt den Anſchauungen, und einige ihrer Erweiterer unſern Vorſtellungen überhaupt, eine Form bey. Die Form der Anſchauungen iſt die Zeit für den innern Sinn, und der Raum für den äußern.

4.

Einige Vorſtellungen einer endlichen Vorſtellungskraft müſſen auf einander folgen. Succeſſion iſt alſo eine Beſtimmung aller endlichen Vorſtellungen, ſo wie aller wirklichen Realitäten eines endlichen Subjekts, die nicht zugleich ſind; und zwar eine äußere.

ſtere. Sie gehört alſo zu den allgemeinen äußern Beſtimmungen der wirklichen Vorſtellungen der endlichen Vorſtellungskraft, die nicht zugleich ſind. Sie iſt alſo ihre äußere Form; aber auch ihre innere.

5.

Dieſe allgemeine Beſtimmung der Vorſtellungen der endlichen Vorſtellungskraft, wenn man ſie in abſtracto betrachtet, d. i. ohne die einzelnen Vorſtellungen, die auf einander folgen, blos als eine Succeſſion von a b c d. . . iſt die allgemeine oder abſtrakte Zeit; die konkrete Zeit iſt die Dauer, welche alſo ein ſucceſſives Ganzes iſt, deſſen Größe durch die Menge ſeiner Theile beſtimmt wird.

6.

Die Zeit iſt alſo die äußere Form der Anſchauungen des innern Sinnes, denn die Succeſſion gehört zu den allgemeinen Beſtimmungen der Vorſtellungen der endlichen Vorſtellungskraft.

II. Die Entwickelung der Formen der Anſchauung kann in der menſchlichen Seele empiriſchen Urſprungs, und ſie ſelbſt können discurſive Begriffe ſeyn, unbeſchadet der apodiktiſchen Gewisheit.

7.

Da das Allgemeine weniger beſtimmt iſt, als das Einzelne: ſo iſt es an ſich vor dem Einzelnen, ob es

gleich für die klare Vorſtellung der endlichen Vorſtellungskraft nach demſelben iſt. Das druckt Ariſtoteles ſo aus: αρχτεον μεν γαρ απο γνωριμων· τουτα δε διττως· τα μεν γαρ ημιν, τα δε απλως. An ſich alſo, nicht für uns iſt die allgemeine oder abſtrakte Zeit eine Anſchauung a priori, oder die Form der Anſchauungen des innern Sinnes.

8.

Eben das gilt auch von dem Raume, als Form der Anſchauung des äußern Sinnes. Der abſtrakte Raum, oder der ſtätige Inbegriff von möglichen Oertern iſt das Aggregat der allgemeinen äußeren Beſtimmungen der neben und außer einander ſeyenden Dinge. An ſich iſt der Begriff vom Raume alſo, wie alles Allgemeine, vor dem Einzelnen; für uns nach dem Einzelnen; er iſt alſo an ſich die Anſchauung a priori, oder die Form der Anſchauungen des äußern Sinnes, aber nicht für uns. S. Phil. Mag. B. 1. St. 4. S. 398.)

9.

Daß der Raum nicht für uns eine Anſchauung a priori iſt, hindert die apodiktiſche Gewißheit der Wahrheiten der Geometrie nicht. Denn wenn wir ihn auch durch die Sinne und alſo a posteriori erhalten haben: ſo haben wir doch in dem Wirklichen

das

das Mögliche, in dem Einzelnen das Allgemeine angeſchaut, und der abſtrakte Begriff des Raumes oder die reine Anſchauung deſſelben, iſt darum nicht weniger an ſich vor der konkreten oder der empiriſchen Anſchauung des Raumes.

10.

Da alles an ſich oder ſchlechterdings Mögliche ſchlechterdings nothwendig möglich ſeyn muß; ſo müſſen auch alle an ſich mögliche Figuren, die aus den verſchiedenen Beſchränkungen des Raumes, als ſo viele niedrigere Dinge durch nähere Beſtimmungen aus einem höhern entſtehen, ebenfalls an ſich nothwendig möglich ſeyn. Und ſolchergeſtalt hätten ſie alle die Nothwendigkeit, die ſie haben müſſen, wenn die von ihnen bewieſenen Affektionen apodiktiſch gewis ſeyn ſollen. Denn wir kommen darin überein, daß jeder Satz apodiktiſch gewis iſt, von dem wir erkennen, daß er ſchlechterdings nothwendig wahr ſey, ſo wie darin, daß die abſolute Nothwendigkeit eines Dinges in der abſoluten Unmöglichkeit ſeines Gegentheils beſteht. Aus der ſubjektiven Nothwendigkeit eines Urtheils, ſagt Hr. Schulz *), kann ich nicht allein auf die objektive Nothwendigkeit ſchließen; ſondern die erſtere ſetzt auch die Letztere voraus. Ein nothwendig wahrer Satz muß alſo objektive Gültigkeit haben.

11.

*) Prüfung der Kant. Krit. S. 13. 14.

11.

Wenn alſo der Raum für den Verſtand ein ſtätiges Aggregat iſt (7): ſo gehört er nur zu den allgemeinen Beſtimmungen des Zuſammengeſetzten, desgleichen die Körper ſind. Er iſt alſo nur die Form der Anſchauung für die Körper (1.). Natürlich haben wir hier den Begriff des Raumes durch den Verſtand zergliedern müſſen, da wir eine Frage zu beantworten haben, die ohne einen deutlichen Begriff des Subjekts nicht beantwortet werden kann. Wenn wir von dieſem deutlichen Begriffe auch nicht zu dem Bilde von dem Raume gelangen könnten: ſo thut das hier nichts zur Sache; er iſt immer hinreichend, das daraus herzuleiten, was auch dem Bilde zukommen muß, wenn wir es in demſelben auch nicht mit Bewuſtſeyn anſchauen.

12.

Man kann daher nicht ſchließen: es giebt keine gewiſſe Erkenntniß von andern Dingen als von körperlichen, weil nur den Vorſtellungen von dieſen das Bild des Raumes als eine allgemeine Beſtimmung, oder Merkmal zukömmt, d. i. weil dieſe mit der allgemeinen Form der Anſchauung der äußern Sinne vorgeſtellt werden. Auch iſt der Raum nicht einmal die Form der Anſchauung aller äußern Sinne, denn er iſt es für das bloße Gehör und den Geruch nicht

(S.

(S. H. Hofr. Käſtner über den mathem. Begr. des Raums §. 2.)

13.

Wenn daher Dinge gedacht werden können, die möglich und wirklich ſind, ohne zuſammengeſetzt zu ſeyn, ſo iſt es weder ein Beweis gegen ihre Möglichkeit und Wirklichkeit, noch gegen ihre Erkennbarkeit, daß ihnen die allgemeinen Beſtimmungen ausgedehnter Dinge, oder den Vorſtellungen von ihnen die Form der Anſchauung des äußern Sinnes, d. i. bildliche Merkmale fehlen.

14.

Da die Zeit die Form der Anſchauung der endlichen Vorſtellungskraft iſt, (5) und zu den allgemeinen äußern Beſtimmungen der Vorſtellungen derſelben gehört: ſo folgt auch von ihr, 1. daß ſie in abſtracto nur an ſich vor den daurenden endlichen Dingen iſt, nicht aber für uns; — und 2. daß ihr Begriff in abſtracto und in ſeiner Möglichkeit betrachtet alle die abſolute Nothwendigkeit habe, die zu der apodiktiſchen Gewisheit der Wahrheiten erfordert wird, welche aus demſelben hergeleitet werden.

## III. Der Verſtand kann etwas ohne die Formen der ſinnlichen Anſchauung von den Dingen erkennen.

15.

Der kritiſche Idealismus behauptet, daß ohne die Form der Zeit oder ohne die allgemeine äußere Beſtimmung der Succeſſion nichts von den Gegenſtänden des innern Sinnes könne erkannt werden. Daß durch die innere Empfindung nichts von ihnen erkannt werde, ohne die Beſtimmung ihrer Succeſſion, iſt allerdings unleugbar. Die innere Empfindung erkennt das Wirkliche in einem endlichen Subjekte, deſſen Vorſtellungen ſich nach und nach entwickeln. Allein daraus folgt nicht, daß ſie der Verſtand nicht ohne dieſe Form in abſtracto und in ihrer bloßen Möglichkeit betrachten könne. Der Geometer betrachtet an einem goldenen Würfel ſeine Figur, ohne Rückſicht auf ſeine Beſtandtheile, der Chemiker betrachtet ſeine Beſtandtheile ohne ſeine Figur. So kann die Pſychologie beweiſen, daß kein materielles Ding könne deutliche Vorſtellungen haben, ohne auf die Succeſſion, mit der die Vorſtellungen in der menſchlichen Seele ſind, Rückſicht zu nehmen. Denn dieſer Beweis hängt ganz von dem allgemeinen Weſen deutlicher Vorſtellungen ab; im geringſten aber nicht von der Art, wie dieſelben in einer beſtimmten Vorſtellungskraft wirklich ſind, ob ſucceſſiv oder nicht.

16.

Digitized by Google

16.

Dieſe ſo bewieſenen Wahrheiten müſſen von jedem wirklichen Gegenſtande gelten, der unter den Gattungsbegriff ihres Subjekts gehört. Gerade ſo werden die Wahrheiten der Geometrie auf die wirklichen Körper in der Welt angewandt. Iſt es gewiß, daß der Mond kugelförmig iſt: ſo müſſen ſich ſeine größten Kreiſe in zwey Punkten durchſchneiden und mit ſeiner ganzen Kugel einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt haben. Wäre dieſe Anwendung nicht zuläſſig: ſo müßte man nicht ſchließen dürfen: ein Ding, das ein gewiſſes Merkmal hat, muß auch alle die Eigenſchaften haben, die nothwendig aus dem Weſen dieſes Merkmals folgen. Ich muß alſo ſchließen dürfen: meine Seele iſt immateriel, ſo bald ich gewiß bin, daß ſie klare und deutliche Vorſtellung hat, ich mag mir übrigens dieſes immaterielle Ding mit der Form der Sinnlichkeit vorſtellen können oder nicht.

17.

Das allgemeinſte Merkmal aller Dinge iſt ihre Möglichkeit. Was aus dem Begriffe dieſes Merkmals folget, muß alſo von jedem einzelnen Dinge gelten, und wenn daraus folget, daß alle Dinge einen Grund haben müſſen: ſo muß ich dieſe Wahrheit auf jedes Ding anwenden können; es muß einen Grund haben; iſt es ein wirkliches: ſo muß ſein Grund ein

wirk-

wirkliches Ding ſeyn, die Form der Anſchauung kömmt dabey in keine Betrachtung, weil ſie in der allgemeinen Wahrheit ſelbſt in keine Betrachtung kommt.

18.

Wenn wir dieſe, wie es mir ſcheint, unleugbaren Sätze, auf dasjenige Ding anwenden, das weder ausgedehnt, noch ſucceſſiv iſt; ſo ſcheint es unleugbar, daß, ſo bald wir ſeine Möglichkeit annehmen, auch alles, was aus ſeinem Begriffe und dem Satze des Grundes folgt, ihm zukommen müſſe; daß uns alſo, wenn daraus die äußere Wirklichkeit gefolgert werden muß, der Mangel beyder Formen der Anſchauung uns nicht hindern kann, ihm dieſe äußere Wirklichkeit beyzulegen.

19.

Von einer Art der unſinnlichen Gegenſtände iſt das bereits von einem tiefſinnigen Erweiterer des Kantiſchen Syſtems erkannt worden, nämlich von den Dingen außer uns, die die Miturſachen unſerer Empfindungen ſind. Das wahre für ſich Beſtehende in dieſen müſſen Dinge an ſich ſeyn. Wir dürfen alſo aus unſern Empfindungen, die uns die Dinge außer uns als Erſcheinungen vorſtellen, ſchließen, daß es Dinge an ſich gebe, die dieſe Empfindungen wirken. (Phil. Mag. B. 2. St. 4. S. 433.) Dieſen Schluß

kann

kann man ſich nicht erlauben, ohne von dem Satze des Grundes einen konſtitutiven Gebrauch zu machen, d. i einen ſolchen, durch welchen, vermöge deſſelben etwas von Dingen an ſich erkannt wird. Denn er wird gebraucht, um die Wirklichkeit, Kauſſalität, Kraft und Subſtanzialität von Dingen an ſich zu erkennen.

20.

Ich geſtehe, daß ich nicht im Stande bin, zu begreifen, warum dieſer konſtitutive Gebrauch des Satzes vom Grunde nicht noch weiter ausgedehnt werden könne — warum ſich nicht eben ſo wohl von der Wirklichkeit der zufälligen Dinge nach dem Satze des Grundes auf die Wirklichkeit einer nothwendigen Urſach außer der Welt ſchließen laſſe. Wir würden alsdann von dieſer nothwendigen Urſach der zufälligen Dinge wenigſtens eben ſo viel erkennen, als von den äußern Urſachen unſerer Empfindungen, wir würden ihre Wirklichkeit, Kauſſalität, Kraft, Subſtanzialität, Einfachheit; außerdem aber noch ihre Nothwendigkeit, nebſt allem, was mit Hülfe mehrerer ontologiſchen Wahrheiten aus dieſen Prädikaten folgt, erkennen. Daß der Begriff von dieſer nothwendigen Urſach keine bildlichen Merkmale oder keine äußere Form der Anſchauung enthält, würde ihrer Erkennbarkeit, weder nach dem obigen (17.) noch auch

nur nach dem ebenangeführten Theile der Theorie des Vorſtellungsvermögens ſchaden. Denn es ſchadet der Erkennbarkeit der unſinnlichen äußern Urſachen unſerer Empfindungen nicht, daß ſie Dinge an ſich ſind, und als ſolche nicht unter der Form der äußern Sinne angeſchauet werden können. Die Parallele in dem konſtitutiven Gebrauche des Satzes vom Grunde bey der Wirklichkeit der Urſachen unſerer Empfindungen und der Urſach des Weltalls ſcheint alſo durch und durch vollſtändig zu ſeyn, und ſie giebt dem Beweiſe von der Wirklichkeit dieſer Urſach eine Evidenz, die ihm ſehr vortheilhaft ſcheint.

21.

Der mehrmals angeführte neueſte tiefſinnige Erweiterer des Kantiſchen Syſtems iſt nicht bey der Theorie über die Formen der Anſchauung ſtehen geblieben; er hat bewieſen, daß alle Vorſtellungen überhaupt außer ihrem Stoffe auch ihre Form haben müſſen. Ob er in dieſer Erweiterung der Theorie, von welcher er ausgeht, getreu geblieben iſt, kömmt mir nicht zu, zu beurtheilen. Ich ſchränke mich auf die Beurtheilung ſeiner Grundſätze ſelbſt ein. Daß alle Vorſtellungen außer ihrer Materie eine Form haben müſſen, folgt aus dem Begriffe der Form, der oben (1.) iſt angegeben worden. Sie beſteht in den allgemeinen Beſtimmungen des Dinges, und alle Vorſtellungen einer jeden Art von Vorſtellungskraft, ſo verſchieden

ihr

ihr Stoff ſeyn mag, haben das gemeinſchaftlich, daß ſie Vorſtellungen von dieſer Art von Vorſtellungskraft ſind. Sie müſſen alſo ihren Grund auch zum Theil in der lebendigen Vorſtellungskraft haben, oder in der Rezeptivität und Spontanäität des Vorſtellungsvermögens, wie es H. Reinhold nennt.

22.

Für eine endliche Vorſtellungskraft, die Millionenmal größer wäre, als die menſchliche, würden die Erſcheinungen zwar immer noch Erſcheinungen, aber ohne Zweifel andere ſeyn. Für ſie würden ſich die Konſonanzen in der Muſik bis zu größern Primzahlen, als 5. erſtrecken; ſie würden bis auf 7. 11. 13. u. ſ. w. gehen, für ſie würden vielleicht kleine Sekunden, ja das Limma Konſonanzen ſeyn. Ein Geſicht, das noch vielmal ſchärfer wäre, als Herſchels Teleſkope, würde in der Milchſtraße, ſtatt einer weißen Bande, Sonnenſyſteme wahrnehmen. Die Materie dieſer Vorſtellungen würde dieſelbe, nur die Form derſelben würde verſchieden ſeyn; und dieſe Verſchiedenheit der Form würde ihren Grund in der Verſchiedenheit des Grades der Vorſtellungskraft haben. (S. Phil. Mag. B. 1. St. 4. S. 379.)

## IV. Die Mathematik beweiſet aus Begriffen.

23.

In dieſer Theorie muß alſo Form der letzte innere Grund von der Form, und zwar von der Form

aller Vorſtellungen ſeyn; in der Kantiſchen Vernunftkritik iſt Form der Sinnlichkeit der Begriff von einer allgemeinen Eigenſchaft der Gegenſtände der Sinne ſelbſt, aber, was den Raum betrifft, nur ſo fern ſie durch das Geſicht und das Gefühl empfunden werden. Dieſe Erweiterung der Theorie über die Form der Vorſtellungen iſt nicht ohne Nutzen und ſie iſt in dieſem Magazine (B. 1. St. 4. S. 378. 379.) angedeutet worden. Es wird alſo ohne Zweifel von der ſo verſtandenen Kantiſchen Vernunftkritik erkannt werden, daß der Grad der Vorſtellungskraft, und, bey der endlichen, die Schranken derſelben, die Form der Vorſtellungen ſey. Dieſe Schranken der Vorſtellungskraft ſind alſo die ſubjektiven Gründe von dem, was in unſern Vorſtellungen bildlich iſt; und da dieſe ſo unendlich mannigfaltig und abwechſelnd ſeyn können: (21.) ſo wird ſich nun noch deutlicher einſehen laſſen, was an einem andern Orte bewieſen iſt: (Phil. Mag. B. 2. St. 1. S. 83.) daß das Bildliche oder die ſinnliche Anſchauung in dem Subjekte einer nothwendigen Wahrheit nicht der Grund ihrer apodiktiſchen Gewisheit ſeyn könne, und das leidet für die geometriſchen Wahrheiten keine Ausnahme. Was allgemein und nothwendig wahr ſeyn ſoll, das muß objektive Wahrheitsgründe haben, und nur das Objektive in unſern Vorſtellungen kann der Grund ſeyn, warum eine Wahrheit nothwendig und für jeden Verſtand wahr

iſt

iſt (10.). Die Wahrheit und die apodiktiſche Gewiſsheit der Sätze der Geometrie muß alſo von dem Bildlichen oder der ſinnlichen Anſchauung in dem Subjekte derſelben unabhängig ſeyn; ſie muß allein ihren Grund in dem Begriffe des Subjektes haben. (S. Hr. Hofr. Käſtner über den mathematiſchen Begriff des Raumes §. 39. in dem phil. Mag. B. 2. St. 4. S. 419.).

24.

In den Schranken der Vorſtellungskraft iſt demnach allein der Grund, warum das, was ſie vorſtellt, Erſcheinungen ſind. Da nun der Grund der allgemeinen und nothwendigen Wahrheit, nicht in den Schranken der Vorſtellungskraft ſeyn kann: ſo kann er auch nicht in dem ſeyn, was in dem Gegenſtande der Vorſtellung Erſcheinung iſt, ſondern allein in dem, was darin Ding an ſich und objektiv iſt, und davon können wiederum die geometriſchen Wahrheiten keine Ausnahme machen.

25.

Was iſt aber Form der unſinnlichen Vorſtellungen? — Es muß ebenfalls in der endlichen Vorſtellungskraft für den Verſtand, wie für die Sinnlichkeit, das ſeyn, was ſeinen Grund in ihren Schranken hat. In dieſen iſt der Grund, daß die Vorſtellungen des

Verſtandes (in der Bedeutung, worin Plato, Ariſtoteles, Leibnitz und Wolf dieſes Wort gebrauchen) nur Vorſtellungen von den allgemeinen Beſtimmungen der Dinge oder von Gattungen und Arten ſeyn können. Daher ſind die Kategorien, wenn man darunter die höchſten Verſtandesbegriffe verſteht, die allgemeinſten Denkformen; weil ſie die Beſtimmungen enthalten, die allen Dingen überhaupt, oder von denen allen Dingen eine nothwendig zukommt. Sie können daher Denkformen per excellentiam genannt werden.

26.

Man ſagt: die unſinnlichen Gegenſtände können nicht vorgeſtellt werden, weil ſie die Form der Vorſtellung annehmen müßten, und alsdann nicht Dinge an ſich ſeyn könnten; ein vorgeſtelltes Ding an ſich ſey alſo ein Unding. — Das kann nur wahr ſeyn, wenn es heißt: Dinge an ſich können nicht durch die Sinne vorgeſtellt werden, weil ſie ſonſt die Form der Vorſtellungen der Sinne annehmen und Erſcheinungen werden müßten. Sie können aber durch den Verſtand (24.) vorgeſtellt werden, und zwar unter der Form des endlichen Verſtandes, deſſen Schranken der Grund ſind, daß er nur das Allgemeine von den Dingen vorſtellt. Alle Erſcheinungen ſind etwas, das durch die Sinne undeutlich, d. i. ohne Unterſcheiden ſeiner objektiven Gründe vorgeſtellt wird; wovon alſo das

Ob-

Objektive deutlich vorgeſtellt wird, das kann nur eine Vorſtellung des Verſtandes ſeyn. Der endliche Verſtand erkennt aber blos das Allgemeine von den Dingen, und das iſt der Grund, warum der Verſtand das Vermögen deutlicher Vorſtellungen genannt werden kann; denn in dem endlichen Verſtande ſind das nur die Vorſtellungen von den allgemeinen Beſtimmungen der Dinge.

27.

Die Vorſtellung der Gattung oder Art, wozu ein Ding gehört, iſt der Begriff von demſelben; und zwar, wenn er eine Vorſtellung von einem einzelnen Dinge iſt, das zu einer gewiſſen Gattung oder Art gehört, ein einzelner Begriff, (unzweydeutiger vielleicht ein Begriff von einem einzelnen Dinge); wenn er nur die Gattung und die Art ſelbſt vorſtellt, ein allgemeiner, welcher ein abſtrakter iſt, wenn er die zu dem Höhern gehörigen Beſtimmungen nicht in dem Niedrigern vorſtellt. Dieſe Bedeutung des Wortes Begriff, ſcheint von der nicht verſchieden zu ſeyn, die die Kantiſche Vernunftkritik annimmt. Denn ihr zufolge iſt ein Begriff eine Vorſtellung überhaupt, die ihrer Form nach ein Mannigfaltiges in ſich begriffen (zuſammengenommen auf Einheit gebracht) enthält *). Denn nur dadurch kann das Mannig-



*) S. Hr. Reinhold über das Vorſtellungsverm.

faltige begriffen, zuſammengenommen, auf Einheit gebracht werden, daß das Ding, welches dieſes Mannigfaltige enthält, zu einer gewiſſen Gattung oder Art gehört. Dieſe Gattung oder Art iſt das Eine, was dem Mannigfaltigen Einheit giebt.

28.

Unter dieſen Beſtimmungen, die zu der Gattung oder Art eines Dinges gehören, ſind einige die erſten Gründe aller übrigen. Dieſe machen zuſammengenommen das Weſen des Dinges aus. So nimmt man dieſes Wort, wenn man ſagt, daß drey Linien zu einer Figur zuſammengeſetzt, das Weſen eines Dreyecks ausmachen. Daß dies geſchehen könne, beweiſet Euklides, und er ſchließt daraus, daß alſo ein ſolches Ding, wie ein Dreyeck an ſich möglich ſey; und wenn es an ſich möglich iſt: ſo muß es ſchlechterdings nothwendig möglich ſeyn, (9.) und alles, was daraus folgt, muß eben ſo nothwendig ſeyn.

29.

Alles, was von einem Gegenſtande der Geometrie bewieſen wird, muß in dem Weſen deſſelben gegründet ſeyn, alſo aus dem Gattungsbegriffe deſſelben folgen; alſo aus dem intelligibeln Weſen deſſelben. Denn der ſinnliche Begriff eines Dreyecks iſt der Begriff

griff von einem einzelnen, in Anſehung ſeiner Größe, Verhältnis ſeiner Seiten und Winkel zu einander, ſeiner Materie, Farbe u. ſ. w. völlig beſtimmten Dreyeck. Man kann ſich durch das Bild deſſelben die Erkenntniß ſeiner Affektionen erleichtern; (Phil. Mag. B. 2. St. 3. S. 325 u. ff.). Allein der Beweis, daß ihm dieſe Affektionen zukommen, kann blos aus ſeinem abſtrakten Begriffe geführt werden.

## V. Daß wir aus dem intelligiblen Begriffe das Bild des Gegenſtandes nicht zuſammenſetzen können, iſt kein Einwurf gegen dieſe Begriffe.

30.

Nachdem, was bisher (B. 2. St. 1. S 82. u. ff. St. 2. S. 154. 160.) iſt bewieſen worden, ſcheint man es nun als eine ausgemachte Wahrheit annehmen zu dürfen, daß der Grund der Wahrheit der geometriſchen Sätze ganz objektiv, und alſo in demjenigen ſey, was der Verſtand von dem Raume erkennt. Es iſt wahr, wir können dieſes Intelligible der geometriſchen Wahrheiten nur in dem Bildlichen anſchauen, weil wir nicht im Stande ſind, alle dieſe Wahrheiten auf die erſten urſprünglichen Axiomen, die in den Definitionen der einfachſten Merkmale enthalten ſind, zurückzuführen; (B. 2. St. 2. S. 158.) allein daraus folgt gewiß nicht, daß ſie nicht darauf

zurückgeführt werden können, auch nicht durch einen Verſtand, der den unſrigen an Vollkommenheit, ſo weit man will, überträfe.

31.

Das iſt alſo kein Einwurf gegen die unſinnliche oder tranſcendentale Objektivität des Wahrheitsgrundes der geometriſchen Sätze, daß ihre Wahrheit von uns in bildlichen Zeichen der Begriffe muß angeſchauet werden. Wir begnügen uns bey den geradlinigten Figuren mit einem unzergliederten Begriffe der geraden Linie; weil dieſer allein dazu hinreicht. Allein wenn wir von geraden Linien ſelbſt etwas beweiſen wollen, z. B. daß zwiſchen zwey Punkten nicht mehr als Eine ſeyn kann, daß zwey gerade Linien, wenn ſie mit einer dritten, die ſie durchſchneidet, zwey innere Winkel machen, die zwey rechten gleich ſind, auf keiner Seite zuſammenkommen können; ſo müſſen wir das Allgemeine durch den Verſtand an ihnen erkennen, daß alle gerade Linien bloß durch ihre Größe verſchieden ſind. (S. H. Hofr. Käſtner über den math. Begr. des Raumes, Ph. Mag. B. 2. St. 4. S. 415. 424.)

32.

Es iſt hiezu nicht nöthig, daß wir aus dieſen intelligiblen Merkmalen, geſetzt, daß ſie auch zu einer Definition des Begriffs hinreichten, das Bild der Sache

Sache zuſammenſetzen können. Man kann daher dem H. Hofpr Schulze zugeſtehen *), „daß niemand aus „dieſer Erklärung (des Euklides von der geraden Linie) „noch aus irgend einer andern Erklärung die gerade „Linie und die ebene Fläche werde kennen lernen.„ Allein daraus folgt noch nicht, daß ſich nicht etwas aus derſelben von der geraden Linie beweiſen laſſe Daß ſich ihr ſinnliches Bild nicht aus ihrer Erklärung erkennen laſſe, iſt unleugbar, aber auch ganz natürlich. Denn zu der ſinnlichen Anſchauung oder der bildlichen Vorſtellung gehört außer dem Objektiven auch noch das Subjektive und in der Erklärung iſt nur das Erſtere enthalten. Darum konnte Cheſeldens Blindgeborner nicht einmal die nehmliche Katze von dem nehmlichen Hunde, die er durch das Gefühl unterſchieden hatte, durch das bloße Geſicht unterſcheiden; weil ſein Erkennen des nehmlichen Objekts an das Subjektive des einen Sinnes gebunden war, durch den er ſie bisher allein erkannt hatte. (S. Ph. Mag. B. 2. St. 4. S. 406.)

33.

Was wir hier von den Erklärungen der Geſichtsbegriffe behaupten, läßt ſich vielleicht noch an den Begriffen eines andern deutlichen Sinnes erproben. Die muſikaliſchen Intervallen können ganz eigentlich

*) S. Prüf. der Krit. d. r. V. S. 58.

gentlich definirt werden, indeß wird ſie niemand, wenn ſie auf einem Inſtrumente angegeben werden, durch dieſe Definition erkennen, obgleich dieſe Definition in der mathematiſchen Theorie gebraucht werden kann, etwas von einer Intervalle zu beweiſen. Die höhere einfache Oktave iſt ein Ton, deſſen Schwingungen ſich zu den Schwingungen des Grundtones, wie 2 : 1. und die doppelte, deſſen Schwingungen ſich zu den Schwingungen des Grundtones wie 4 : 1. verhalten. Wer könnte es einem Taubgebornen zutrauen, daß er dieſe Intervallen, ſobald er ſein Gehör erhielte, wenn ſie auf einem Inſtrumente angegeben würden, an dieſer Definition erkennen würde? Gleichwohl beweiſet ein Euler aus derſelben, daß ſie Conſonanzen ſeyn müſſen. Man kann die Bewegung durch eine Veränderung des Orts definiren; es iſt aber zweifelhaft, ob man durch dieſe Definition die Bewegung, ſo wie ſie dem Geſichte und dem Gefühle erſcheint, werde erkannt werden können. Indeß kann man daraus Verſchiedenes von der Bewegung beweiſen. Denn ſo fern ſie Veränderung iſt, muß ſie eine wirkende Urſach haben, ſie muß der lebendigen Kraft dieſer Urſach proportionirt ſeyn; ſie muß ein ſucceſſives Ding ſeyn, u. dergl.

Descartes hatte das Vergnügen durch die anſchauende Vorſtellung der Vollkommenheit definirt. Man wird durch dieſe Definition das Vergnügen, wenn

man

man es empfindet, eben ſo wenig, als die gerade Linie, die wir ſehen oder fühlen, an der Definition des Euklides erkennen; indeß läßt ſich Verſchiedenes daraus beweiſen, z. B. daß es wahres Vergnügen und Scheinvergnügen, Einfaches und Zuſammengeſetztes geben müſſe, daß es objektive und ſubjektive Gründe habe u. ſ. w. Eben das können wir von den Leidenſchaften ſagen, und wir würden keine Theorie derſelben haben, wenn wir ſie deswegen nicht definiren dürften, weil wir die Leidenſchaften, die wir empfinden, nicht durch die Definitionen des Verſtandes erkennen.

Das beweiſet augenſcheinlich, was ſchon mehrmals von uns iſt bemerkt worden:

1. Daß ſich vieles durch den Verſtand von ſolchen Gegenſtänden erkennen laſſe, die wir nicht empfinden können, von welchen wir alſo keine ſinnliche Anſchauungen oder bildliche Vorſtellungen haben.

2. Daß ſelbſt bey denen, die wir empfinden können, die nothwendigen Wahrheiten, die davon erwieſen werden, aus den Begriffen des Verſtandes, und nicht aus den bildlichen Vorſtellungen ihre apodiktiſche Gewisheit erhalten.

3. Daß in der Geometrie, worin wir am leichteſten die allgemeinen nothwendigen Wahrheiten

in

in den Figuren anſchauen können, dieſe leichte Anſchaulichkeit nicht blos von dem Bildlichen derſelben, ſondern auch von der leichten Unterſcheidbarkeit ihres Mannigfaltigen abhange. Denn in der Muſik ſind die Töne etwas eben ſo Sinnliches als die Figuren in der Geometrie; und doch ſind ihre nothwendigen Wahrheiten in dem Sinnlichen nicht ſo anſchaulich, weil die Schwingungen der elaſtiſchen Körper, aus denen die Töne entſtehen, dem Gehör nicht unterſcheidbar ſind.

34.

Ich verlange aus allem dieſem weiter nichts zu folgern, als daß in der Geometrie aus den unbildlichen Merkmalen oder dem Intelligibeln in ihren Begriffen etwas geſchloſſen werden könne, ungeachtet man durch dieſe unbildlichen Merkmale das Bild, wie es dem Geſichte und dem Gefühle erſcheint, nicht erkennen kann.

35.

Hieraus erhellet nun, daß die Principien aller nothwendigen Wahrheiten, ſelbſt in der Geometrie, die abſtrakten Begriffe von den Gattungen der Dinge ſind, und daß alſo alle apodiktiſche Gewisheit auf Begriffen beruhe, daß wir daher von unſinnlichen Dingen eben ſowol etwas apodiktiſch gewis erkennen kön-

können, als von ſinnlichen, von Qualitäten ſo gut als von Quantitäten, ſo bald wir von etwas in dem einen ſo deutliche Begriffe haben, als in dem Andern. Ich habe mich bey dieſem Beweiſe blos auf die Geometrie eingeſchränkt; denn daß die Arithmetik ihre Beweiſe aus Begriffen führen müſſe, iſt daher klar, daß ihre primitiven Zeichen keine weſentliche ſind, und alſo mit dem, was ſie bezeichnen, keine Aehnlichkeit haben, wie in dem Phil. Mag. B. 2. St. 3. S. 324. 325. iſt bemerkt worden. Man kann diejenigen weſentlichen Zeichen, deren erſte Elemente gleichfalls weſentliche Zeichen ſind, weſentliche Zeichen vom erſten Range nennen, deren erſte Elemente aber keine ſolche ſind, weſentliche Zeichen vom zweyten Range. Zu den erſtern gehören die geometriſchen Figuren, zu den letztern die arithmetiſchen Symbole.

## VIII.

# Fernere Vereinigungspunkte der Leibnitzischen und Kantischen Vernunftkritik.

---

## Erkenntniß.

Wir haben oben (N. IV.) einige Punkte angeführt, worüber die beyden Vernunftkritiken von einander abzuweichen schienen, und worin sie unerwartet übereinstimmten. Der Widerspruch, der zurückblieb, lag blos in den Worten; die Eine wollte das lieber Nichts nennen, was die Andere Etwas nannte. Wenn es weiter nichts ist: so kann man den Streit füglich als beendigt ansehen; denn wer will darüber rechten, welche Etiquette ein Anderer über die Fächer seines Magazins setzt, wenn sie nur einerley Materialien enthalten, und ein jeder diese Materialien unter seiner Ueberschrift finden kann? Sollte es nicht vielleicht derselbige Fall mit dem Streite über die Erkennbarkeit der Dinge seyn, die keine Erscheinungen sind, der Dinge an sich, der unsinnlichen Gegenstände? — Es ist wenigstens der Frage werth.

1.

Der kritiſche Idealismus erfodert zu der Erkenntniß Anſchauung *); und da wir von den Dingen an ſich keine anſchauenden Vorſtellungen haben können: ſo ſchließt er daraus, daß die Dinge an ſich nicht erkennbar ſind.

2.

Die dogmatiſche Philoſophie, wie ſie die Kantiſche Vernunftkritik nennt, ſagt gleichfalls, daß das Vorſtellungsvermögen von den unſinnlichen Gegenſtänden außer ſich keine anſchauenden Vorſtellungen habe. Denn dieſe haben wir nur durch die Sinne und die Einbildungskraft; beyde ſtellen aber nur das Einzelne vor; der innere Sinn ſtellt dieſes Einzelne in ſich vor, und ſo wiederholt es die Einbildungskraft. Der Verſtand ſtellt aber das Allgemeine vor, und dieß Allgemeine kann er auch in concreto denken.

3.

Nun erkennt doch aber die Theorie des Vorſtellungsvermögens die Wirklichkeit, Kauſſalität und Kraft der Dinge außer uns, welche außer der Vorſtellung keine Erſcheinungen ſind, mit eben der Gewisheit, womit wir die Wirklichkeit der Vorſtellungen

*) Hr. Reinholds Verſ. einer neuen Th. des Verſt. S. 345.

gen ſelbſt erkennen. Dieſe Erkenntniß kann aber augenſcheinlich keine anſchauende ſeyn (2.). Sie muß alſo ſelbſt geſtehen, daß wir von Dingen an ſich allgemeine Prädikate zu erkennen vermögen, ohne daß die Erkenntniß anſchauend iſt.

4.

Die Erkenntniß, welche nicht anſchauend iſt, nennt die Leibnitziſche Vernunftkritik ſymboliſche, und ſie behauptet, daß wir von den allgemeinen Prädikaten der Dinge in abſtracto nur eine ſolche haben können. Der kritiſche Idealismus nennt alſo auf der einen Seite nur Erkenntniß, was die dogmatiſche Philoſophie anſchauende Erkenntniß nennt, und auf der andern erkennt er gleichwol von den Dingen an ſich gewiſſe abſtrakte Prädikate, als Wirklichkeit, Kauſalität, Kraft, von denen wir doch nur eine ſymboliſche Erkenntniß haben. Er muß alſo geſtehen, daß auch die ſymboliſche Erkenntniß für unſinnliche Gegenſtände gültig ſey. Wir erkennen alſo etwas von Dingen an ſich, und zwar ſo viel, als genug iſt, um ſie ihren Gattungen nach zu unterſcheiden.

5.

Es iſt ſo weit entfernt, daß ſinnliche Anſchauung zu dem Erkennen erfodert werde, daß das Erkennen vielmehr in vielen Fällen dem Empfin-

den

den entgegengeſetzt wird. Die alte Philoſophie ſetzte die γνωσις der αισθησις entgegen, und legte die erſte dem νους und λογος, dem Verſtande und der Vernunft bey. Dieſer Sprachgebrauch erhielt ſich noch in der Karteſianiſchen Philoſophie. Malebranche ſetzte connoitre dem ſentir entgegen; er ſagte: Dieu connoit la douleur, mais il ne la ſent pas. Wir, ſetzt er hinzu, fühlen den Schmerz, und erkennen ihn nicht. Es iſt alſo dem Sprachgebrauche völlig gemäß, das Wort Erkennen in einer ſolchen Bedeutung zu nehmen, daß es auch die reine Verſtandeserkenntniß unter ſich begreift, die in dem endlichen Verſtande ſymboliſche Erkenntniß iſt. Ein Menſch kann eine deutliche Erkenntniß von dem haben, was Neid iſt, wenn er auch nie dieſe verhaßte und läſtige Leidenſchaft empfunden hat.

6.

Wenn wir daher die Wirklichkeit eines Dinges an ſich erkannt haben (2. 4.): ſo müſſen alle die Prädikate von demſelben gelten, die der Verſtand von ſeiner Gattung erkannt hat. Iſt es eine wirkende Urſach von etwas: ſo müſſen ihm alle die Prädikate zukommen, welche die Ontologie von den wirkenden Urſachen beweiſet; iſt es eine Subſtanz: ſo muß alles von ihm gelten, was die Ontologie von der Subſtanz beweiſet, wir erkennen ſeine Subſtanzialität, ob wir

ſie gleich nicht anſchauend, ſondern blos ſymboliſch erkennen.

7.

Wir erkennen daher zuförderſt die höhern Gattungen der Dinge, indem wir ſie definiren, und aus ihren Definitionen Verſchiedenes von ihnen demonſtriren; wir erkennen die Dinge, die zu dieſen Gattungen gehören, obgleich, wenn ſie keine Gegenſtände der Sinne ſind, nicht anſchauend, indem wir ſie an den Beſtimmungen ihrer Gattung von den Dingen, die zu andern Gattungen gehören, unterſcheiden. So erkennen wir unſere Seele, obgleich nicht anſchauend, indem wir ſie zu der Gattung der immateriellen Dinge rechnen, und ihr alle die Prädikate beylegen, die einem Dinge von dieſer Gattung zukommen, ſie von der Gattung von Dingen unterſcheiden, die wir Körper nennen, und alle Prädikate von ihr verneinen, die dieſer Gattung von Dingen eigen ſind. Eben ſo erkennen wir das unendliche Weſen, aber nicht anſchauend, indem wir ihm alle Prädikate des unendlichen Dinges beylegen, und die von ihm verneinen, die der Gattung von Dingen eigen ſind, die wir endliche nennen.

8.

Hieraus erhellet von neuem, daß die Eintheilung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche, nach dem

dem Eintheilungsgrunde des kritiſchen Idealismus, unbrauchbar iſt. Denn die Wahrheit und Gewisheit unſerer Vernunfterkenntniß von den Dingen, beruhet auf den Begriffen von den Gattungen, zu welchen ſie gehören. Was von dieſen erkannt wird, das muß ihnen zukommen, unſere Erkenntniß mag ſymboliſch oder anſchauend ſeyn. Es wird aber von ihnen entweder als etwas erkannt, das zu ihrem Weſen gehört, oder als ein Attribut; in beyden Fällen muß es den Dingen zukommen, die zu der Gattung deſſelben gehören, ſie mögen ſinnliche oder unſinnliche Gegenſtände ſeyn. Beyde Arten der Gegenſtände werden vermittelſt desjenigen, was von der Gattung ſelbſt gewis und bewieſen iſt, erkannt. Die Gründe der Wahrheit eines jeden Vernunfturtheils, ſind alſo der Satz des Widerſpruches und des zureichenden Grundes. Die analytiſchen und ſynthetiſchen Urtheile können alſo nur verſchieden ſeyn, ſofern ihre Prädikate ihren Subjekten entweder blos vermöge des erſtern, oder auch des andern zukommen.

9.

Der kritiſche Idealismus und die dogmatiſche Philoſophie ſind alſo

1. darin eins, daß beyde behaupten, wir haben von den Dingen an ſich keine anſchauende Erkenntniß.

2. Daß beyde fünf Prädikate von ihnen erkennen. (N. IV. §. 6. 7.)
3. Daß die Erkenntniß derſelben nicht = x, ſondern = 5 + $x^{\infty}$ ſey.

Sie weichen aber darin von einander ab, daß

1. der kritiſche Idealismus demungeachtet die Erkennbarkeit der Dinge an ſich leugnet, die dogmatiſche Philoſophie ſie hingegen behauptet. — Dieſe Verſchiedenheit kann nur daher entſtehen, daß die letztere die ſymboliſche Erkenntniß auch Erkenntniß nennt, die erſtere hingegen nicht. Wenn dieſes nicht die alte Streitigkeit der Nominaliſten und Realiſten iſt: ſo iſt es ein Wortſtreit.

2. Das erſte kann es deswegen nicht ſeyn, weil der kritiſche Idealismus fünf Prädikate von den Dingen an ſich behauptet, (N. IV. §. 6. 7.) von der wir nur eine ſymboliſche Erkenntniß haben, es muß alſo das Letztere ſeyn.

IX.

# IX.

## An den Herausgeber des phil. Mag.

Sie haben bisher die Leibnitzische und Kantische Vernunftkritik neben einander gestellt, und ich denke nicht, daß jemand dabey ihre gute Absicht verkennen werde. Sie wollen auf der einen Seite die richtige Beurtheilung der erstern, so wie auf der andern das bessere Verständniß der letztern erleichtern; und das kann in mehr als einem Betrachte nützlich seyn. Denn Vielen sind die nützlichen Bemerkungen der Kantischen Vernunftkritik unzugänglich, weil ihnen die Sprache, worin sie vorgetragen sind, nicht geläufig ist. So wie jeder Mensch natürlich geneigt ist, in der Sprache zu denken, worin er zu denken gelernt hat; so wird er geneigt seyn, in der Sprache zu philosophiren, in der er zu philosophiren gelernt hat; ein jeder hat seine philosophische Muttersprache, in die er sich erst das übersetzen muß, was in einer andern Sprache eingekleidet ist.

Man sagt, es sey ein Uebel, daß es mehr als eine Sprache giebt, wiewol ein unvermeidliches.

Indeß, wie in der Welt kein Uebel ohne einigen Ersatz ist: so könnte auch vielleicht die Menge der Sprachen ihren Nutzen haben. In einer jeden giebt es Wörter, die uns einerley Gegenstand von verschiedenen Seiten zeigen, die uns auf mehrere Unterschiede in ihnen aufmerksam machen, und also den Vorrath unserer Begriffe vermehren. Das Bessere wäre nun freylich, wenn diese Begriffe könnten in Wörter unserer Mutterſprache eingekleidet werden; der Aufwand von Mühe, um sie zu lernen, würde dann geringer seyn, die Verwandtschaft der Begriffe würde in der Abstammung ihrer Zeichen von einander leichter gefaßt werden, und ein großer Theil unvermeidlicher Wortstreite würde verschwinden. Indeß wir müssen die Sachen nehmen wie sie sind.

Die Philosophie ist nicht die einzige Wissenschaft, in der man über die Verschiedenheit der Nomenklatur zu klagen pflegt. Sehen wir die Naturgeschichte und insonderheit die Botanik, wie viele wissenschaftliche und gemeine Namen haben nicht die bekanntesten Pflanzen! Aber zu wie vielen Verwirrungen giebt auch dieser dürftige Ueberfluß nicht Anlaß, und wie viele Mühe macht er nicht! Um die Mißverständnisse zu vermeiden, muß man die Mühe vermehren; eine systematische Botanik muß daher die Nomenklaturen aller berühmten Botaniker sammlen,

um

um alle ihre Schriftſteller vom Theophraſt bis auf den Linné nutzen zu können. Wer blos für den Gärtner ſchreibt, begnügt ſich mit den gemeinſten Namen, und nur, wenn er den deutſchen Park mit einer amerikaniſchen Pflanze zieren will, die in dem Wörterbuche des Gärtners noch keinen Namen hat, glaubt er ſich berechtigt, ſie ihm mit dem Namen des Syſtems bekannt zu machen. Allein auch Dingen, die bereits benannt waren, hat man häufig neue Namen beygelegt, und daher bleibt die Vergleichung der wiſſenſchaftlichen Nomenklaturen immer ein nothwendiges Uebel.

Von dieſer Seite kann ich gegen ihre Vergleichung der Leibnitziſchen und Kantiſchen Vernunftkritik unmöglich etwas haben. Vielmehr muß ich Ihnen bekennen, daß mir, der ich bisher nur an die Leibnitziſche philoſophiſche Sprache gewöhnt war, dieſe Vergleichung bereits einige Dienſte geleiſtet habe. Sie iſt mir aber noch auf eine andere Art nützlich geweſen; ich glaube nämlich gefunden zu haben, daß die Kantiſche Vernunftkritik mit der Leibnitziſchen in verſchiedenen Punkten übereinſtimmt, in welchen ſie auf den erſten Anblick von ihr verſchieden ſcheint.

Diejenigen, welchen daran gelegen iſt, daß der Friede zwiſchen den Vernunftkritiken nicht zu Stande

komme, werden Ihnen auch hier vorwerfen, daß Sie die Kantiſche Vernunftkritik nicht verſtanden haben. Das kann, ſo viel ich einſehe, nichts anders heißen, als daß die Ueberſetzung in Ihre philoſophiſche Mutterſprache unrichtig ſey. Um jedermann davon zu überzeugen, würde es nöthig ſeyn, die richtige Ueberſetzung anzugeben, oder zu beweiſen, daß ſich die Kantiſche Vernunftkritik in keine andere philoſophiſche Sprache überſetzen laſſe.

Damit Sie indeß durch dieſen Vorwurf nicht bewogen werden, Ihre ireniſchen Bemühungen ganz liegen zu laſſen; ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen noch einen andern Vorſchlag zu thun, der darin beſteht: außer der Kantiſchen Vernunftkritik auch andere Schriftſteller der kritiſchen Philoſophie zu Rathe zu ziehen. Da dieſe das Vorurtheil, das gegen Sie iſt, nicht gegen ſich haben, da dieſe die rechtliche Vermuthung für ſich anführen, — welche freylich nur eine Praeſumtio juris, nicht aber juris & de jure iſt —, daß ſie das Syſtem, welches ſie vertheidigen, vollkommen verſtehen müſſen: ſo werden Sie mit aller möglichen Sicherheit Ihre Ueberſetzung für richtig halten dürfen, ſobald ſie mit den Lehrſätzen dieſer Schriftſteller übereinſtimmen. Vielleicht daß alsdann durch eine ſolche Vermittelung der philoſophiſche Kirchenfriede zu Stande kömmt.

X.

Digitized by Google

# X.

## Kurze Duplik

auf die Beantwortung der in dieſem phil. Mag. B. II. St. 1. enthaltenen Bemerkungen über die Recenſion des 2ten St. 1ſten B. N. 90. der A. L. Z. 1789.

### I.

Es iſt wol bald Zeit, daß wir darauf denken, unſern Streit ins Kurze zu ziehen, und ich will meinem gelehrten Rec. dazu mit gutem Beyſpiele vorgehen; ſo wird er lehrreicher und weniger langweilig werden.

1. Was der Rec. von der Möglichkeit der mathematiſchen Gegenſtände ſagt, unterſchreibe ich deſto unbedingter, da es ſchon in meinen Bemerkungen ſelbſt enthalten iſt. Ich ſtreite auch jetzt nicht, ob die Theologie und Kosmologie andere als ideale Gegenſtände habe — das wird ſich in der künftigen Entwickelung unſers philoſophiſchen Drama finden —; ich weiß auch ſehr wohl, daß man die äuſſere Realität oder die Wirklichkeit derſelben beweiſen müſſe, und daß der kritiſche Idealismus dieſen Beweis für unmöglich hält. Der Rec. iſt aber der erſte mir bekannte

kannte Schriftſteller dieſer Philoſophie, der darum dieſe Ideale Hirngeſpinſte nennt; wenigſtens hat Hr. Kant das Ideal der Gottheit nie, ſo viel ich weiß, ein Hirngeſpinſt genannt.

2. Der zweyte Vorwurf, daß ich aller Widerſpruch ſtatt: realer Widerſpruch ſoll geleſen, alſo ſehr nachläßig geleſen haben, iſt, wie ich hoffe, jetzt durch meine Anzeige in dem Intell. Bl. zu der A. L. Z. hinlänglich gehoben. Es würde der Unpartheylichkeit, ja — wenn man will — der Großmuth des gelehrten Rec. Ehre machen, — denn meine Erkenntlichkeit wird gern Gerechtigkeit für Großmuth nehmen —, wenn er die Wahrheit meiner Anzeige beſtätigen, und den auf ſeinen Irrthum gebaueten allgemeinen Vorwurf, öffentlich zurücknehmen wollte.

Was der Rec. Widerſpruch nennt, hat bisher niemand ſo genannt, auch Hr. Kant nicht. Man hat den Satz des Widerſpruchs immer ſo erklärt, wie ich ihn in den Bemerkungen, die der Rec. beantwortet, erklärt habe. Und ſo legt ihm ſelbſt Hr. Kant allgemeine objektive Gültigkeit bey. Eben ſo erklärt ſich der Hr. Hofpr. Schulze in der Stelle, die ich künftig anführen werde, ausführlich über dieſen Satz. Der Rec. ſetzt dieſem Satze etwas entgegen, was ihm gar nicht entgegen iſt.

3. Bey dem dritten Punkte ſagt der gelehrte Rec., „hier kömmt man endlich der Sache ſelbſt näher.„ Ja!

Ja! warlich! das iſt auch meine Schuld. Wie gern wäre ich ihr längſt näher gekommen! Um recht nahe dabey zu bleiben, will ich Satz und Gegenſatz in wenig Worten neben einander ſtellen.

Der Rec.

1) „Daß R. u. Z. in ſo weit auch in den Dingen „an ſich gegründet ſeyn müſſen, daß dieſe in R. und Z. „erſcheinen, dieſe Form unſerer Sinnlichkeit in unſerer „Sinnlichkeit annehmen, das wird Kant nicht leugnen.

Ich.

R. und Z. ſind für die Sinne Erſcheinungen, und alle Erſcheinungen ſind in Dingen an ſich gegründet; phaenomena bene fundata ſagt Leibnitz. Das iſt vollkommen das, was ich in dieſem Mag. B. I. St. 4. S. 399. 404. geſagt habe. Wir kommen immer näher zuſammen.

Der Rec.

2) „Nur behauptet er, wir wiſſen gar nichts „davon, was den Dingen an ſich zukommt, was „es in ihnen iſt, dadurch ſie in Raum und Zeit er„ſcheinen.

Ich.

Wir wiſſen doch einige allgemeine Beſtimmungen von ihnen, und Hr. Kant legt ihnen ſelbſt die Wirklichkeit bey, ein Erweiterer der Vernunftkritik, außerdem Kauſſalität, Kraft; wollen wir das Nichts

oder

oder Etwas nennen? Das iſt die Frage. S. oben S. 434.

Der Rec.

3. „Woher kommt es, daß ſich von dieſen ver„worrenen Vorſtellungen ſynthetiſche Sätze demon„ſtriren laſſen, die ſich von denſelben Vorſtellungen „nicht demonſtriren laſſen, wenn ſie in reinen Ver„ſtandesvorſtellungen deutlich werden.„

Ich.

Das rührt von nichts her; denn es iſt nicht wahr. 1. Von den undeutlichen Vorſtellungen läßt ſich nichts demonſtriren; von der geraden Linie als ſinnlichem Bilde, alſo nach undeutlicher Vorſtellung, läßt ſich nicht demonſtriren, daß ſie zwiſchen zweyen Punkten nur Eine ſeyn könne. Wenn ich zwiſchen zweyen Punkten zwey derſelben zeichnen will: ſo ſehe ich, daß ſie zuſammenfallen und nur eine werden; da ſchaue ich dann in dieſem einzelnen Falle die allgemeine Wahrheit an: zwiſchen zwey Punkten iſt nur eine gerade Linie möglich. Das heißt aber nicht, ich demonſtrire ſie. Etwas demonſtriren kann ich nur von Dingen, von denen ich deutliche Vorſtellungen habe. 2. Von Dingen, deren zuſammengeſetzter Begriff einige undeutliche Merkmale enthält, als von dem geradlinigten Dreyeck, Viereck u. ſ. w., kann ich nur etwas demonſtriren, ſo fern der Begriff, den

den ich davon habe, deutlich iſt. Was mir von den undeutlichen Merkmalen gewis iſt, hat nur ſinnliche Gewisheit, alſo ohne Demonſtration, in den Axiomen und Poſtulaten, von denen ich in einzelnen Beyſpielen ſinnlich gewis geworden bin. Das giebt nun allerdings ein dem kritiſchen Idealismus ganz entgegengeſetztes Reſultat: Anſtatt, daß zu der Demonſtration, wie dieſer will, ſinnliche Anſchauungen unentbehrlich ſind, müſſen wir vielmehr ſagen, daß die Demonſtrationen, ſo weit ſie ſinnliche Anſchauungen enthalten, keine Demonſtrationen ſind, und daß alſo die ſynthetiſchen Urtheile, wenn man ſolche darunter verſteht, deren Begriffe ſinnliche Anſchauungen ſind, gerade, ſo weit ſie dieſe enthalten, nicht demonſtrirt ſind.

Der Rec.

4. „Hier ſind wir bey dem Unterſchiede unter „ſynth. und anal. Urtheilen, den Hr. E. aus der „Mathematik ganz wegzuſchaffen ſich bemühet, im „Grunde aber ſelbſt zugiebt, indem er eingeſteht, daß „es dem endlichen Verſtande unmöglich ſey, alle „Axiome auf einfache zurückzuführen.„

Ich.

Wenn alſo dieſe letzten Gründe der Erſcheinungen, dieſes völlig Objektive unabhängig von allem Subjektiven, den Grund der Wahrheit der Axiome enthalten: ſo iſt dann doch dieſer Grund nicht in dem Subjektiven, nicht

nicht in dem Bildlichen. Es iſt daher immer kein verſchiedener Wahrheitsgrund für die Wahrheit der anal. und ſynth. Urtheile, und ich muß es alſo wiederholen: die Eintheilung der Urtheile in anal. u. ſynth. nach dem Eintheilungsgrunde des kritiſchen Idealismus, ſcheint mir falſch. Der Verſtand ſtellt ſich die intelligible Wahrheit der geometriſchen Axiomen nur in einem einzelnen Beyſpiele ſinnlich vor; und deswegen glaubt man, das Sinnliche dieſer Vorſtellung ſey der Grund der Wahrheit und Gewisheit. Dieſes Sinnliche aber iſt ganz ſubjektiv, und es kann eine höhere Erkenntnißkraft eben die Wahrheit, ohne daſſelbe mit noch vollkommnerer Gewisheit denken, „die Verbindung der Hauptbegriffe eines Urtheils muß alſo allerdings in dem Objekte gegründet ſeyn, ſo fern es „durch den Begriff ausgedruckt wird, der das Subjekt des Urtheils ausmacht.„ Ich ſage daher ganz beſtimmt:

1. Das Verhältniß der Hauptbegriffe eines allgemeinen Urtheils muß nicht allein in dem Objekte gegründet ſeyn;
2. Es muß auch darin gegründet ſeyn, ſofern es durch den Begriff ausgedruckt wird;
3. Ja ich gehe noch weiter, ich ſage ſogar, es muß aus dem Begriffe von dem Objekte erkannt werden, nur nicht immer deutlich; und davon können die abgeleiteten Axiome keine Ausnahme machen.

Digitized by Google

machen. Denn ſonſt müßte die Allgemeinheit des Verhältniſſes der Hauptbegriffe des allgemeinen Urtheils in dem Individuellen, das die Sinne vorſtellen, und nicht in dem Allgemeinen, das der Verſtand in dem Subjekte vorſtellt, gegründet ſeyn, welches offenbar ungereimt iſt. Dieſe Ungereimtheit muß der gelehrte Rec. gegen mich beweiſen, wenn er von meinen ihm ſo weitläuftig ſcheinenden Ausführungen die fallaciam behaupten will, die er ihnen Schuld giebt. Ich fodere ihn dazu auf.

Der Rec.

5. „Es iſt von Hrn. E. mit Recht zu fodern, „daß er entweder beweiſe, es gebe in der Mathe„matik keine Axiome, die ſynthetiſche Urtheile ent„halten,

Ich.

Es giebt in der Mathematik Axiomen, von denen man blos eine ſinnliche Gewisheit hat, indem die allgemeine Wahrheit in einem einzelnen Falle ſinnlich vorgeſtellt wird; will man dieſe ſynthetiſch nennen: ſo haben ſynthetiſche Sätze doch keinen andern Wahrheitsgrund als die analytiſchen, nur in den erſtern wird dieſer Wahrheitsgrund in concreto ſinnlich, und in den analytiſchen in abſtracto deutlich vorgeſtellt.

Der Rec.

6. „Oder daß er beweiſe, die mathematiſche De„monſtration ſey Demonſtration aus Begriffen.

Ich.

Das glaube ich bewieſen zu haben. S. in dieſem St. N. VII. §. 23. — 35.

Der Rec.

7. „Das Letztere bilden ſich eine Menge Phi„loſophen noch immer ein, und Hr. E. ſelbſt beruft ſich „namentlich auf alle Philoſophen vom Ariſtote„les an.

Ich.

Sie bilden ſich es nicht ein, ſie glauben es bewieſen zu haben, die gegenſeitige Meinung beruhet auf Verwirrung ſolcher Begriffe, die man unterſcheiden ſollte. S. §. 4.

Der Rec.

8. „Obgleich ihm bekannt ſeyn ſollte, daß die „größten Mathematiker, und namentlich Lambert „ausdrücklich lehren und beweiſen, daß dem nicht ſo „ſey.

Ich.

Lambert lehrt, daß einige unſerer Begriffe ſinnlich einfache ſind, und daß wir von den Sätzen, deren Hauptbegriffe ſie ſind, nur eine ſinnliche Gewisheit haben, d. i., daß wir darin das intelligible Allgemeine in einem einzelnen Falle anſchauen.

Daß

Daß aber das Sinnliche und Subjektive der Grund der Wahrheit und Gewisheit dieſer Sätze ſey, das lehrt er nirgend, noch weniger beweiſet er es. Das ſind immer die Begriffe, ſie mögen deutlich und in abſtracto, oder ſinnlich und in concreto vorgeſtellt werden.

Der Rec.

9. „Hr. E. meint zwar jenes dadurch zu beweiſen, daß er behauptet, die Quelle der mathematiſchen „Demonſtration ſey die Definition. Allein das iſt „ganz falſch.

Ich.

Dieſem: das iſt ganz falſch, kann ich alſo mit Recht entgegenſetzen: das iſt ganz wahr.

Der Rec.

10. „Mit den bloßen Definitionen kommt man „zu nichts, als zu tautologiſchen Sätzen, die wie „Kant ſagt, nur erläutern, nicht aber die Erkenntniß „erweitern.

Ich.

Welcher Menſch in der Welt hat je alle Wahrheiten, die aus Definitionen können hergeleitet werden, Tautologien genannt? Danach würde für den größten Verſtand, das unbegränzte Reich der Wahrheit eine einzige unendliche Tautologie ſeyn. Ja ſelbſt nach dem kritiſchen Idealismus müßte man das große Reich der reinen praktiſchen Vernunft eine

durchgängige Tautologie nennen. Denn da die reine Vernunft ohne Anſchauungen praktiſch iſt: ſo muß ſie doch wol durchgängig aus Begriffen demonſtriren. Dieſe aus Begriffen und Definitionen hergeleiteten Sätze ſollen, wie Kant ſagt, die Erkenntniß nicht erweitern. Wie Kant ſagt! — Nun wie ich ſage, kann man aus den Definitionen auch Sätze herleiten, die die Erkenntniß erweitern.

Ich bin dem Rec. hier Schritt vor Schritt gefolgt; habe ich alſo den eigenthümlichen Geſichtspunkt in unſerm Streite verfehlt, wie mir der Rec. im Eingange ſeiner Beantwortung vorwirft: ſo iſt es nicht meine Schuld; und ich erſuche ihn angelegentlich, mir beſtimmt anzugeben, wo ich ihn jemals verfehlt habe. Eben ſo, wie ich ihn dringend erſuche, mir in Einem Falle nur zu zeigen, wo ich „die Vorſtellungen, die Hr. Kant durch ſcharfe Diſtinktionen fixirt hat, verwirret habe.„ Ich habe die Diſtinktionen der Gründe in logiſche und Realgründe, der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche nach ihren Wahrheitsgründen, verworfen; aber davon habe ich Gründe angegeben; die kann alſo der gelehrte Rec. nicht meinen.

Der Rec. nennt mich übrigens einen ächten Leibnitzianer. Durch dieſe Benennung finde ich mich nicht wenig geehrt, wenn ſie ſagen ſoll, daß ich von Leibnitz gelernt habe. Denn wer könnte ſich ſchämen, von einem ſolchen Manne gelernt zu

haben? Der ächte Wahrheitsfreund bekennt außerdem mit Freuden, daß er alle Tage auch von dem geringsten ſeiner Brüder lernt. Ich fürchte aber, er habe mir ſo etwas Verbindliches nicht ſagen wollen. Beſſer hätte er ſie alſo weggelaſſen; denn Sektennamen haben immer etwas Verhaßtes, in der Philoſophie, wie in der Religion. Aus meiner Feder iſt daher der Name Kantianer, Antikantianer, Wolfianer u. ſ. w., noch nie gefloſſen; und ſoll auch, das verſprech ich mir heilig, nie daraus flieſſen. Sie bezeichnen gemeiniglich die bloßen Nachbeter eines berühmten Mannes, der, wenn er weiſe und beſcheiden iſt, ſich ungern an die Spitze einer nachbetenden Parthey wird geſetzt ſehen. Wenigſtens dachte Leibnitz ſo, und eben weil er ein zu großer Mann war, um eitel zu ſeyn.

D. H.

## II.

Die Gegenerinnerungen, welche der gelehrte Recenſent meiner Abhandlung über die transſc. Aeſthetik in der allg. L. Z. über das beibringt, (L. Z. vom 16. Dec. d. v. J.) was ich gegen ſeine Recenſion des gedachten Aufſatzes habe ſagen müſſen (Phil. Mag. II. B. 1. St.); laufen auf Folgendes hinaus:

1. meint der Hr. R.: es ſey dennoch dem Geiſte des Kantiſchen Syſtems gemäß: daſſelbe blos behaupten zu laſſen, „daß wir Raum und Zeit

nur als ſubjektive Formen erkennen„ nicht aber: „daß dieſelben nur ſolche, und überall keine Beſchaffenheiten oder Verhältniſſe der Dinge an ſich ſeyn.„ Allein ich hatte doch (a. a. O.) nicht allein Stellen aus Hrn. Kant angeführt, wo z. B. mit dürren Worten geſagt wird„ Raum und Zeit ſtellen gar keine Eigenſchaft irgend einiger Dinge an ſich, oder ſie in ihrem Verhältniſſe auf einander vor„ ſondern auch gezeigt, daß dieſe Lehre bei andern Kantiſchen Behauptungen zum Grunde liegen müſſe, wenn dieſelben einen Sinn haben ſollen. Ich ſehe alſo den Ausweg, den mir der Hr. R. zeigen wollte, noch nicht, worauf man nämlich mit dem gedachten Lehrſatze von R. und Z., durch das übrige Kantiſche Syſtem, ohne anzuſtoßen, hindurch kommen könnte.

2. Soll ich geleugnet haben, daß alle nothwendige Wahrheiten müßten a priori erkannt werden; ein Satz, von dem ich dennoch ſehr feſt überzeugt bin. Daß er aber aus den Gründen, welche Hr. Kant dafür anführt, erwieſen, oder erweislich ſey, konnte ich dabei, wie ich gethan habe, leugnen, und zu zeigen ſuchen, daß ſich neben dieſen Gründen immer noch das Gegentheil behaupten laſſe. Es iſt nun in dieſem Magazine zur Gnüge aus einander geſetzt, was es mit der Priorität der nothwendigen Wahrheiten eigentlich für eine Bewandniß habe. Einmal kömmt es bei der Priorität eines Urtheils nicht auf die darin ent-

enthaltenen Begriffe, ſondern nur auf die Frage an: woher wir die Wahrheit des zwiſchen ihnen vorgeſtellten Verhältniſſes erkennen? und ſodann ſchadet es der Nothwendigkeit eines Urtheils nicht, daß wir das zum Grunde liegende Subjekt durch die Erfahrung kennen lernten. Wir gehen von der Wirklichkeit zur Möglichkeit an ſich, die jederzeit nothwendig eine ſolche iſt, und leiten daraus die nothwendigen Beſtimmungen des Subjekts her.

3. Was ich das Leibnitziſche Syſtem über den Unterſchied zwiſchen Raum und Ausdehnung habe ſagen laſſen, iſt von Leibnitzens Erklärungen darüber nicht verſchieden, wie der Hr. Rec. mit Unrecht glaubt. Sofern der Raum blos als möglich betrachtet wird, iſt er mit Ausdehnung einerlei; denn da er, als ſolcher, ein Inbegriff von möglichen Oertern iſt, zwiſchen denen es alſo keine andere geben kann, weil das unmögliche wären; ſo hat er das Merkmal der Stätigkeit. Sofern er aber blos als wirklich betrachtet wird, fehlt ihm dieſes Merkmal; und er unterſcheidet ſich dadurch von Ausdehnung. In einer Definition des Raumes mußte alſo Leibnitz das Merkmal der Stätigkeit unbeſtimmt laſſen; und er ſagte daher blos: der Raum ſey ordre des coëxiſtences; In der Definition der Ausdehnung aber mußte das Merkmal der Stätigkeit beſtimmt werden, da es ihr nothwendig zukommt. Das that Leibnitz, wenn er

Ausdehnung durch ordre des coëxiſtences *poſſibles* erklärte. In ihr iſt alſo ein bloßes Nebeneinanderſeyn ohne Trennung, coëxiſtentia ipſa qua talis (Ph. M. II. B. 1 St. S. 37); denn ſonſt wäre ſie nicht ein Inbegriff der möglichen Oerter. (Vergl. Leibnitz Opp. T. II. S. 91. vergl. S. 151. 152. 206.)

Auch Wolf ſtimmt damit überein. (M. ſ. Pſych. nat. §. 194.)

Bei der Erinnerung über die Form des innern Sinnes, hat der Hr. Rec. auf den Unterſchied nicht Rückſicht genommen, den ich Mag. II. B. 1. St. S. 37.) zwiſchen Vorſtellung überhaupt, und den beſtimmten Vorſtellungen gemacht habe.

Maaß.

XI.

# XI.

## Genaue Beſtimmung des Streitpunkts zwiſchen der kritiſchen und dogmatiſchen Philoſophie über die Gründe der Wahrheit der mathematiſchen Urtheile.

Anfangs ſchien die kritiſche Philoſophie zu behaupten, die ſinnlichen Anſchauungen gehören zu den unentbehrlichen Gründen der Wahrheit und apodiktiſchen Gewisheit. Nach dem was in dieſem Mag. B. II. St. 2. N. I. iſt bewieſen worden, geben nun zwey Schriftſteller zu:

„Die Verbindung des Subjekts und Prädikats in „einem Urtheile müſſe allerdings in dem Objekte „gegründet ſeyn.„

Alſo die Wahrheit eines Urtheils muß objektive Gründe haben, und davon können die mathematiſchen keine Ausnahme machen. Allein ſie leugnen:

„Daß die Wahrheit eines allgemeinen Urtheils „ſeinen Grund in dem Objekte habe, ſofern es durch „den Begriff ausgedruckt wird;„ alſo daß ſie in den allgemeinen Beſtimmungen des Objekts des allgemeinen Urtheils gegründet ſey.

Das muß alſo bewieſen werden. Und das kann nicht allein bewieſen werden, es läßt ſich auch demonſtriren:

Daß die Wahrheit eines allgemeinen Urtheils aus dem Verſtandesbegriffe von dem Gegenſtande erkannt werden müſſe;

und dieſer Beweis iſt in dem vorigen Aufſatze §. 4. S. 502. 503. geführt worden. Ich wiederhole es alſo: es iſt ungereimt zu behaupten, daß die Allgemeinheit des Verhältniſſes zwiſchen dem Subjekt und Prädikat in einem allgemeinen Urtheile aus etwas anderm als aus dem Verſtandesbegriffe von dem Gegenſtande könne erkannt werden.

Wir wollen dieſes mit einigen anderweitig bewieſenen Sätzen im Zuſammenhange zu überſehen ſuchen:

1. Die Wahrheit aller allgemeinen Urtheile muß in den allgemeinen Beſtimmungen ſeines Subjekts, d. i. in denen, die allen unter denſelbigen enthaltenen, gemein ſind, und alſo in dem Verſtandesbegriffe von dem Gegenſtande gegründet ſeyn.
2. Es kann daher die endliche Vorſtellungskraft in abſtracto, keine andere als ſymboliſche Erkenntniß davon haben. Durch die weſentlichen Zeichen der Geometrie werden die Begriffe in concreto vorgeſtellt, und die allgemeine Wahrheit wird an einem einzeln Falle erkannt.
3. Die allgemeinen Wahrheiten werden durch den Verſtand erkannt; denn dieſer iſt das Vermö-

mögen das Allgemeine deutlich zu erkennen; die Sinnen und die Einbildungskraft ſtellen das Einzelne vor; ſie können daher nicht allein allgemeine Wahrheiten nicht erkennen, ſondern wenn ſie der Verſtand erkennt: ſo kann das Sinnliche, als ſolches, auch nicht einmal eine Mitursach der Erkenntniß der Wahrheit ſeyn. Es iſt daher ungereimt, zu behaupten, daß die Erkenntniß aller allgemeinen Wahrheiten von ſinnlichen Anſchauungen abhange.

4. Die Anſchauungen a priori ſind nur in ihren Gründen vor aller Erfahrung in der Seele. (S. Phil. Mag. B. I. St. 4. S. 389. 390. 391.). Die klaren Anſchauungen oder ſinnlichen Bilder des Räumlichen werden von der Einbildungskraft wiederholt, und ſetzen Empfindungen voraus, ſind alſo immer Vorſtellungen von einem einzelnen und begränzten Raume. Der allgemeine Begriff des Raums kann daher nicht bildlich ſeyn, ob ihn gleich der Verſtand in dem einzelnen Bilde in concreto vorſtellen kann. Alſo iſt auch in der Geometrie der Grund der Wahrheit ihrer Urtheile in dem Begriffe von dem Objekte, nnd wird aus dieſem Begriffe erkannt.

Wir haben alſo bisher

1. eine Metaphyſik gehabt, ob wir gleich darin aus Begriffen demonſtrirt haben;
2. Die Eintheilung der Urtheile in analytiſche und ſynthetiſche, nach dem Eintheilungsgrunde des kritiſchen Idealismus iſt falſch; denn alle unſere apodiktiſche Gewisheit allgemeiner Wahrheiten beruhet auf bloßen Begriffen. Es iſt daher

kein

kein Einwurf gegen die bisherige Metaphyſik, daß ſie aus bloßen Begriffen beweiſet, und in dieſer Bedeutung des Worts keine ſynthetiſchen Urtheile enthält.

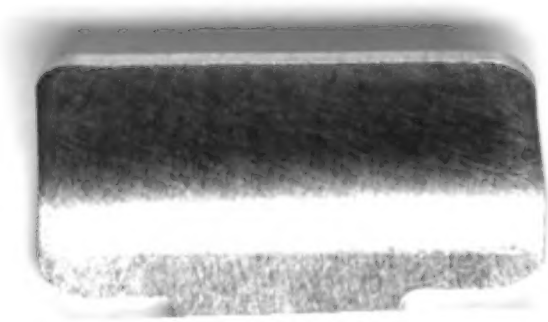
3. Verſtehen wir aber unter ſynthetiſchen Urtheilen ſolche, deren Prädikate Attribute des Subjekts ſind: ſo hat die bisherige Metaphyſik dergleichen.

---

## Inhalt.

I. Was heißt in Euklids Geometrie möglich? von A. G. Käſtner. S. 391.
II. Ueber den mathematiſchen Begriff des Raums, von ebendemſelben. S. 403.
III. Ueber die geometriſchen Axiome, von ebendemſelben. S. 420.
IV. Wie weit ſtimmt die Leibnitziſche und Kantiſche Vernunftkritik überein? S. 431.
V. Ueber ein neues merkwürdiges Reſultat der philoſophiſchen Geſchichte, in Beziehung auf die Frage vom Daſeyn Gottes, von Zy. S. 436.
VI. Ueber Herrn Reinholds Reſultat der Geſchichte der philoſophiſchen Lehre von Gott. S. 447.
VII. Iſt die Form der Anſchauung zu der apodiktiſchen Gewisheit nothwendig? und beweiſet die Mathematik aus Begriffen? S. 460.
VIII. Fernere Vereinigungspunkte der Leibnitziſchen und Kantiſchen Vernunftkritik. Erkenntniß. S. 486.
IX. An den Herausgeber des phil. Mag. S. 493.
X. Kurze Duplik auf die Beantwortung der in dieſem phil. Mag. B. II. St. 1. enthaltenen Bemerkungen über die Recenſion des 2ten St. 1ſten B. N. 90. der A. L. Z. 1789. S. 497.
XI. Genaue Beſtimmung des Streitpunkts zwiſchen der kritiſchen und dogmatiſchen Philoſophie über die Gründe der Wahrheit der mathematiſchen Urtheile. S. 511.

Digitized by Google



Digitized by Google